<36607755720019

No. 1.

Der Teutsche Merkur.

Januar 1788.

Inhalt.

Nachricht.

Auf den Teutschen Merkur kann man sich bekantermaßen,

1) bey allen löbl. Postämtern in und ausser Teutschland abonniren; auch ist derselbe

2) in allen Buchhandlungen zu finden, für welche Hr. Buchhändler Göschen zu Leipzig die Haupt-Commission und Versendung besorgt.

3) Für Niedersachsen behält das Kayserl. privil. Addreß- und Zeitungs-Comptoir zu Hamburg wie bisher unsere Aufträge, und

4) für ganz Frankreich, Elsaß und die Oesterreichischen Niederlande hat die Akademische Buchhandlung zu Straßburg die Haupt-Commission übernommen.

Wir ersuchen daher alle Leser des T. Merkur ergebl. sich an irgend eine dieser Addressen, die ihnen die bequemste ist, zu wenden.

Die Expedition des Teutschen Merkur.

Der

Künftige Michaelis-Messe 1788. wird bey mir erscheinen:

1) Der heutige Contorist in 4to.

Dieses Werk enthält Anweisungen a) wie die in einer Handlung erforderlichen Nebenbücher, z. B. Waaren-Scontro, Facturenbuch, Calculationsbuch ꝛc. kürzer, und mit mehr Nutzen, als bis jezt gezeigt worden ist, geführt werden können. b) Wie ein Comtoir einzurichten um alles in steter Ordnung zu erhalten. c) Zu Briefen, Wechsel, Contracten, Vollmachten, Instructionen ꝛc. d) Zu Wechsel- und Waaren-Berechnungen.

2) Das allgemeine Buchhalter-Journal in 4.

In diesem Werk sollen alle sich ergeben könnende Buchhalterische Vorfälle, in ordentlichen doppelten Journal-Posten auf einander folgen a) der Personenrechnungen; b) der Sachenrechnungen; c) der Hülfsrechnungen: so daß ein Buchhalter bey einem verworrenen Vorfall, nur das Journal nachschlagen darf, um den Posten entworfen zu finden.

3) Der neue Buchhalter in 4. oder gr. 8.

Dieses Werk enthält eine Art Buchhaltung, die wohl noch wenigen bekannt ist; und die wahrscheinlich Beyfall und Nachahmer finden wird. Dem Theil Handelsleute und Gewerbsbürger,. die sich nicht mit der doppelten Buchhaltung abgeben können, und die doch gerne von dem Lauf ihrer Geschäfte etwas mehr wissen möchten, als die einfache Buchhaltung angiebt, und denen die nicht gerne ihre Bediente alles wollen einsehen lassen, wird das Werk sehr willkommen seyn. In das Hauptbuch, von ein Alphabeth, kann man mehrere Jahre schreiben; und ist also zum Aufheben sehr bequem. Bis April kann man in allen bekannten Buchhand-

handlungen und Postämtern vorausbezahlen, auf den Contorist fl. 1., das Journal fl. $1\frac{1}{2}$., den Buchhalter 45 Xr. Frkfurther Währung. Der Ladenpreis wird über die Hälfte höher werden. Die auf mein ausgegangenes Werk, die practische doppelte Buchhaltung, unterzeichnet hatten, können obige drey Werke gegen Vorausbezahlung eines halben Conventionsthaler haben. In den mehresten Buchhandlungen der mehresten Haupt-Städte sind nähere gedruckte Anzeigen zu haben. Den übrigen Buchhandlungen habe ich entweder aus Unkunde, oder um den großen Kosten in etwas auszuweichen keine gesandt; diese und jene ersuche ich nochmal freundschaftlichst, sich der Sache bestens anzunehmen: wie ich Ihnen dann allen, den Gelehrten und Künstler, in ähnlichen Fällen für hiesige florissante Gegend meine besten Dienste anbiethe. Der mich von ihnen, auch mit Commissions-Aufträgen beehren will, kann sich reellester Bedienung versichert halten. Barmen, im Herzogthum Berg, im Monat December 1787.

Joh. Dan. Euteneuer.

Der
Teutsche Merkur
vom
Jahre 1788.

Ihro Römisch-Kayserlichen Majestät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürstl. Brandenburg.
gnädigstem Privilegio.

Erstes Vierteljahr.

Weimar.

Der Teutsche Merkur.

Januar 1788.

I.

Der Abfall der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung.

Einleitung *).

Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten, die das sechszehnte Jahrhundert zum glänzendsten der Welt

gemacht

*) Der historische Aufsaz, den ich hier mittheile, ist aus einem größern Wercke des Hrn. R. Schillers gezogen, welches unter obigem Titel auf nächstkommende Jubilatemesse in Crusiussischem Verlage zu Leipzig erscheinen wird, und den **ganzen Niederländischen Krieg unter Philip** *II.* zum Gegenstande hat, auch vielleicht bis auf die neuesten Zeiten fortgesezt werden dürfte. Wenn die Leser des T. M. durch dieses **Fragment** (welches jedoch als Darstellung der wesentlichsten Grundlinien und Resultate dieser Geschichte gewissermaßen schon ein **Ganzes** ist) auf das dadurch angekündigte Werk selbst aufmerksam gemacht werden, und aus dieser Probe von dem innern

Beruf

gemacht haben, dünkt mir die Gründung der nieder: ländischen Freyheit. Wenn die schimmernden Thaten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren, und die Hülfsmittel entschloßner Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tiranney in ungleichem Wettkampf siegen. Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzi: gen

Beruf des Verfassers, sich dieser Art die interessantesten Theile der Geschichte zu bearbeiten vorzüglich zu widmen, eben soviel Gutes augurieren als ich: so ist die Hauptabsicht erreicht, die ich bey Bekanntmachung desselben habe; und so wird es wohl keiner Apologie bedürfen, daß ich dem Gedancken nicht widerstehen konnte, ein zahlreiches Publicum an dem Vergnü: gen, das mir dieses schöne Historische Gemählde gegeben, durch gegenwärtige Ausstellung desselben Theil nehmen zu lassen. — Uebrigens erinnere ich nur noch, daß ich die Leser sowohl we: gen des Details der Begebenheiten als wegen der Quellen wor: aus der V. geschöpft hat, auf die Erscheinung drr Geschichte selbst verweisen muß; weil der kleine Raum im T. M. eine um: ständliche Anführung derselben verbietet. Auch berichte ich noch beyläufig, daß auf besagte Ostermesse in ebendemselben Verlage der erste Band einer **Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen** erscheinen wird, die von mehrern Verfassern bearbeitet werden, und den Hrn. R. **Schiller** zum Herausgeber haben.

W.

gen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freyheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschöpfen kann. Nirgends durchdrang mich diese Wahrheit so lebhaft, als bey der Geschichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der spanischen Krone trennte — und darum achtete ich es des Versuches nicht unwerth, dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröliches Gefühl seiner selbst zu erwecken, und ein neues unverwerfliches Beyspiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache, und ausrichten mögen durch Vereinigung.

Es ist nicht das Ausserordentliche oder Heroische dieser Begebenheit, was mich anreizt, sie zu beschreiben. Die Jahrbücher der Welt haben uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erscheinen. Manche Staaten stürzten mit einer prächtigern Erschütterung zusammen, mit erhabenerem Schwunge stiegen andere auf. Auch erwarte man hier keine hervorragende, kolossalische Menschen, keine der staunenswürdigen Thaten, die uns die Geschichte vergangener Zeiten in so reichlicher Fülle darbietet. Jene

Zeiten sind vorbey, jene Menschen sind nicht mehr. Im weichlichen Schoos der Verfeinerung haben wir die Kräfte erschlaffen lassen, die jene Zeitalter übten und nothwendig machten. Mit niedergeschlagener Bewunderung staunen wir jezt diese Riesenbilder an, wie ein entnervter Greis die mannhaften Spiele der Jugend. Nicht so bey vorliegender Geschichte. Das Volk, welches wir hier auftreten sehen, war das friedfertigste dieses Welttheils, und weniger als alle seine Nachbarn jenes Heldengeists fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höhern Schwung giebt. Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eigenen Kraft, und nöthigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben sollte, und vielleicht nie wieder haben wird. Die Kraft also, womit es handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufte wiederkehren und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen. Es ist also gerade der Mangel an heroischer Größe, was diese Begebenheit eigenthümlich und unterrichtend macht, und wenn sich andere zum Zweck setzen, die Ueberlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen, so stelle ich hier ein Gemählde auf, wo die Noth das Genie erschuf, und die Zufälle Helden machten.

Wäre es irgend erlaubt, in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht zu flechten, so wäre es bey dieser

Ge=

Geschichte, so widersprechend erscheint sie der Vernunft und allen Erfahrungen. Philipp der zweyte, der mächtigste Souverain seiner Zeit, dessen gefürchtete Uebermacht ganz Europa zu verschlingen droht, dessen Schätze die vereinigten Reichthümer aller christlichen Könige übersteigen, dessen Flotten in allen Meeren gebieten; ein Monarch, dessen gefährlichen Zwecken zahlreiche Heere dienen; Heere, die durch lange und blutige Kriege und eine römische Mannszucht gehärtet, durch einen trotzigen Nationalstolz begeistert, und erhizt durch das Andenken erfochtener Siege, nach Ehre und Beute dürsten, und sich unter dem verwegenen Genie ihrer Führer als folgsame Glieder bewegen — Dieser gefürchtete Mensch, einem hartnäckigen Entwurf hingegeben, ein Unternehmen die rastlose Arbeit seines langen Regentenlaufs; alle diese furchtbaren Hülfsmittel auf einen einzigen Zweck gerichtet, den er am Abend seiner Tage unerfüllt aufgeben muß — Philipp der zweyte, mit wenigen schwachen Nationen im Kampfe, den er nicht endigen kann!

Und gegen welche Nationen? Hier ein friedfertiges Fischer- und Hirtenvolk, in einem vergessenen Winkel Europens, den es noch mühsam der Meeresfluth abgewann; die See sein Gewerbe, sein Reichthum und seine Plage, eine freye Armuth sein höchstes Guth, sein Ruhm, seine Tugend. Dort ein gutartiges gesittetes Handelsvolk, schwelgend von den üppigen Früch-

ten eines geseegneten Fleisses, wachsam auf Gesetze, die seine Wohlthäter waren. In der glücklichen Muße des Wohlstandes verläßt es der Bedürfnisse ängstlichen Kreis, und lernt nach höherer Befriedigung dürsten. Die neue Wahrheit, deren erfreuender Morgen jetzt über Europa hervorbricht, wirft einen befruchtenden Strahl in diese günstige Zone, und freudig empfängt der freye Bürger das Licht, dem sich gedrückte traurige Sklaven verschließen. Ein fröhlicher Muthwille, der gerne den Ueberfluß und die Freyheit begleitet, reizt es an, das Ansehen verjährter Meinungen zu prüfen und eine schimpfliche Kette zu brechen. Die schwere Zuchtruthe des Despotismus hängt über ihm, eine willkührliche Gewalt droht die Grundpfeiler seines Glücks einzureissen, der Bewahrer seiner Gesetze wird sein Tyrann. Einfach in seiner Staatsweißheit, wie in seinen Sitten, erkühnt es sich, einen veralteten Vertrag aufzuweisen und den Herrn beyder Indien an das Naturrecht zu mahnen. Ein Name entscheidet den ganzen Ausgang der Dinge. Man nannte Rebellion in Madrid, was in Brüssel nur eine gesezliche Handlung hieß: die Beschwerden Brabants foderten einen staatsklugen Mittler, Philipp der zweyte sandte ihm einen Henker, und die Losung des Kriegs war gegeben. Eine Tyranney ohne Beyspiel greift Leben und Eigenthum an. Der verzweifelnde Bürger, dem zwischen einem zweyfachen Tode die Wahl gelassen wird, erwählt den edleren auf dem Schlachtfeld. Ein wohlhabendes üppiges

piges Volk liebt den Frieden, aber es wird kriegerisch, wenn es arm wird. Jezt hört es auf, für ein Leben zu zittern, dem alles mangeln soll, warum es wünschenswürdig war. Die Wuth des Aufruhrs ergreift die entferntesten Provinzen; Handel und Wandel liegen danieder, die Schiffe verschwinden aus den Häfen, der Künstler aus seiner Werkstätte, der Landmann aus den verwüsteten Feldern. Tausende fliehen in ferne Länder, tausend Opfer fallen auf dem Blutgerüste, und neue Tausende drängen sich hinzu; denn göttlich muß eine Lehre seyn, für die so freudig gestorben werden kann. Noch fehlt die lezte vollendende Hand — der erleuchtete unternehmende Geist, der diesen großen politischen Augenblick haschte und die Geburt des Zufalls zum Plane der Weisheit erzöge.

Wilhelm der stille weyht sich, ein zweyter Brutus, dem großen Anliegen der Freyheit. Ueber eine furchtsame Selbstsucht erhaben, kündigt er dem Throne strafbare Pflichten auf, entkleidet sich großmüthig seines fürstlichen Daseyns, steigt zu einer freywilligen Armuth herunter, und ist nichts mehr als ein Bürger der Welt. Die gerechte Sache wird gewagt auf das Glücksspiel der Schlachten; aber zusammengeraffte Miethlinge und friedliches Landvolk können dem furchtbaren Andrang einer geübten Kriegsmacht nicht Stand halten. Zweymal führt er seine muthlosen Heere gegen den Tyrannen, zweymal verlassen sie ihn, aber nicht sein Muth; Philipp der zweyte sendet ihm so

viele Verstärkungen zu, als seine grausame Habsucht Bettler machte. Flüchtlinge, die das Vaterland aus- warf, suchen sich ein neues auf dem Meere und auf den Schiffen ihres Feindes Sättigung ihrer Rache und ihres Hungers. Jezt werden Seehelden aus Corsaren, aus Raubschiffen zieht sich eine Marine zusammen, und eine Republik steigt aus Morästen empor. Sieben Provinzen zerreißen zugleich ihre Bande; ein neuer jugendlicher Staat, mächtig durch Eintracht, seine Wasserfluth und Verzweiflung. Ein feyerlicher Spruch der Nation entsezt den Tyrannen des Thrones, der spanische Name verschwindet aus allen Gesetzen. Jezt ist eine That gethan, die keine Vergebung mehr findet, die Republik wird fürchterlich, weil sie nicht mehr zu- rück kann. Factionen zerreissen ihren Bund, selbst ihr schreckliches Element, das Meer, mit ihrem Unterdrü- cker verschworen, droht ihrem zarten Anfang ein früh- zeitiges Grab. Sie fühlt ihre Kräfte der überlegenen Macht des Feindes erliegen, und wirft sich bittend vor Europens mächtigste Throne, eine Souverainität weg- zuschenken, die sie nicht mehr beschützen kann. Endlich und mühsam — so verächtlich begann dieser Staat, daß selbst die Habsucht fremder Könige seine junge Blü- the verschmähte — einem Fremdling endlich dringt sie ihre gefährliche Krone auf. Neue Hoffnungen erfri- schen ihren sinkenden Muth, aber einen Verräther gab ihr in diesem neuen Landesvater das Schicksal, und in dem drangvollen Zeitpunkt, wo der unerbittliche Feind

vor

vor den Thoren schon stürmet, tastet Karl von Anjou die Freyheit an, zu deren Schutz er gerufen worden. Eines Meuchelmörders Hand reißt noch den Steuermann von dem Ruder, ihr Schicksal scheint vollendet, mit Wilhelm von Oranien alle ihre rettenden Engel geflohen — aber das Schiff fliegt im Sturme, und die wallenden Segel bedürfen des Ruderers Hülfe nicht mehr. Philipp der zweyte sieht die Frucht einer That verloren, die ihm seine fürstliche Ehre, und wer weiß? ob nicht den heimlichen Stolz seines stillen Bewußtseyns kostet. Hartnäckig und ungewiß ringt mit dem Despotismus die Freyheit, mördrische Schlachten werden gefochten, eine glänzende Heldenreihe wechselt auf dem Felde der Ehre; Flandern und Brabant war die Schule, die dem kommenden Jahrhundert Feldherrn erzog. Ein langer verwüstender Krieg zertritt den Seegen des offenen Landes, Sieger und Besiegte verbluten, während daß der werdende Wasserstaat den fliehenden Fleiß zu sich lockte, und auf den Trümmern seines Nachbars den herrlichen Bau seiner Größe erhub. Vierzig Jahre dauerte ein Krieg, dessen glückliche Endigung Philipps sterbendes Aug nicht erfreute, der ein Paradieß in Europa vertilgte, und ein neues aus seinen Ruinen erschuf — der die Blüthe der kriegerischen Jugend verschlang, einen ganzen Welttheil bereicherte, und den Besitzer des goldreichen Peru zum armen Manne machte. Dieser Monarch, der ohne sein Land zu drücken neunmal hundert Tonnen Goldes jährlich verschwen-

schwenden durfte, der noch weit mehr durch tyrannische Künste erzwang, häufte eine Schuld von hundert und vierzig Millionen Dukaten auf sein entvölkertes Land. Ein unversöhnlicher Haß der Freyheit verschlang alle diese Schätze und verzehrte fruchtlos sein königliches Leben; aber die Reformation gedeihte unter den Verwüstungen seines Schwerdts, und die neue Republik hob aus Bürgerblut ihre siegende Fahne.

Diese unnatürliche Wendung der Dinge scheint an ein Wunder zu gränzen; aber vieles vereinigte sich, die Gewalt dieses Königs zu brechen und die Fortschritte des jungen Staats zu begünstigen. Wäre das ganze Gewicht seiner Macht auf die vereinigten Provinzen gefallen, so war keine Rettung für ihre Religion, ihre Freyheit. Sein eigner Ehrgeiz kam ihrer Schwäche zu Hülfe, indem er ihn nöthigte, seine Macht zu theilen. Die kostbare Politik, in jedem Kabinet Europens Verräther zu besolden, die Unterstützungen der Ligue in Frankreich, der Aufstand der Mauren in Grenada, Portugalls Eroberung, und der prächtige Bau von Eskurial erschöpften endlich seine so unermeßlich scheinenden Schätze, und untersagten ihm, mit Lebhaftigkeit und Nachdruck im Felde zu handeln. Die teutschen und italienischen Truppen, die nur die Hofnung der Beute unter seine Fahnen gelockt hatte, empörten sich jezt, weil er sie nicht bezahlen konnte, und verließen treulos ihre Führer im entscheidenden Moment

ment ihrer Wirksamkeit. Diese fürchterlichen Werkzeuge der Unterdrückung kehrten jezt ihre gefährliche Macht gegen ihn selbst, und wütheten feindlich in den Provinzen, die ihm treu geblieben waren. Jene unglückliche Ausrüstung gegen Brittanien, an die er, gleich einem rasenden Spieler, die ganze Kraft seines Königreichs wagte, vollendete seine Entnervung; mit der Armada gieng der Tribut beyder Indien und der Kern der spanischen Heldenzucht unter.

Aber in eben dem Maaße, wie sich die spanische Macht erschöpfte, gewann die Republik frisches Leben. Die Lücken, welche die neue Religion, die Tyranney der Glaubensgerichte, die wüthende Raubsucht der Soldatesca, und die Verheerungen eines langwierigen Kriegs ohne Unterlaß in die Provinzen Brabant, Flandern und Hennegau rissen, die der Waffenplatz und die Vorrathskammer dieses kostbaren Krieges waren, machten es natürlicherweise mit jedem Jahre schwerer, die Armee zu unterhalten und zu erneuern. Die katholischen Niederlande hatten schon eine Million Bürger verloren, und die zertretnen Felder nährten ihre Pflüger nicht mehr. Spanien selbst konnte wenig Volk mehr entrathen. Diese Länder, durch einen schnellen Wohlstand überrascht, der den Müssiggang herbeyführte, hatten sehr an Bevölkerung verloren, und konnten diese Menschenversendungen nach der neuen Welt und den Niederlanden nicht lange aushalten. Wenige

unter

unter diesen sahen ihr Vaterland wieder; diese wenigen hatten es als Jünglinge verlassen und kamen nun als entkräftete Greise zurück. Das gemeiner gewordene Gold machte den Soldaten immer theurer; der überhandnehmende Reiz der Weichlichkeit steigerte den Preiß der entgegengesetzten Tugenden. Ganz anders verhielt es sich mit den Rebellen. Alle die Tausende, welche die Grausamkeit der königlichen Statthalter aus den südlichen Niederlanden, der Hugenottenkrieg aus Franckreich und der Gewissenszwang aus andern Gegenden Europens verjagten, alle gehörten ihnen. Ihr Werbeplatz war die ganze christliche Welt. Für sie arbeitete der Fanatismus der Verfolger, wie der Verfolgten. Die frische Begeisterung einer neu verkündigten Lehre, Rachsucht, Hunger und hofnungsloses Elend zogen aus allen Distrikten Europens Abenteurer unter ihre Fahnen. Alles was für die neue Lehre gewonnen war, was von dem Despotismus gelitten oder noch künftig von ihm zu fürchten hatte, machte das Schicksal dieser neuen Republick gleichsam zu seinem eigenen. Jede Kränkung von einem Tyrannen erlitten, gab ein Bürgerrecht in Holland. Man drängte sich nach einem Lande, wo die Freyheit ihre erfreuende Fahne aufsteckte, wo der flüchtigen Religion Achtung und Sicherheit und Rache an ihren Unterdrückern gewiß war. Wenn wir den Zusammenfluß aller Völker in dem heutigen Holland betrachten, die beym Eintritt in sein Gebiet ihre Menschenrechte zurück empfangen, was

muß

muß es damals gewesen seyn, wo noch das ganze übrige Europa unter einem traurigen Geistesdruck seufzte, wo Amsterdam beynahe der einzige Freyhafen aller Meinungen war? Viele hundert Familien retteten ihren Reichthum in ein Land, das der Ozean und die Eintracht gleich mächtig beschirmten. Die republikanische Armee war vollzählig, ohne daß man nöthig gehabt hätte, den Pflug zu entblößen. Mitten unter dem Waffengeräusch blühten Gewerbe und Handel, und der ruhige Bürger genoß im voraus alle Früchte der Freyheit, die mit fremdem Blut erst erstritten wurde. Zu eben der Zeit, wo die Republick Holland noch um ihr Daseyn kämpfte, rückte sie die Grenzen ihres Gebiets über das Weltmeer hinaus, und baute still an ihren ostindischen Thronen.

Noch mehr. Spanien führte diesen kostbaren Krieg mit todtem unfruchtbarem Golde, das nie in die Hand zurückkehrte, die es weggab, aber den Preiß aller Bedürfnisse in Europa erhöhte. Die Schatzkammer der Republik waren Arbeitsamkeit und Handel. Jenes verminderte, dieses vervielfältigte die Zeit. In eben dem Maaße, wie sich die Hülfsquellen der Regierung bey der langen Fortdauer des Kriegs erschöpften, fieng die Republick eigentlich erst an, ihre Aerndte zu halten. Es war eine gesparte dankbare Aussaat, die spät aber hundertfältig wiedergab; der Baum, von welchem Philipp sich Früchte brach, war ein umgehauener Stamm und grünte nicht wieder.

Phi-

Philipps widriges Schicksal wollte, daß alle Schätze, die er zum Untergang der Provinzen verschwendete, sie selbst noch bereichern halfen. Jene ununterbrochenen Ausflüsse des spanischen Goldes hatten Reichthum und Luxus durch ganz Europa verbreitet; Europa aber empfieng seine vermehrten Bedürfnisse größtentheils aus den Händen der Niederländer, die den Handel der ganzen damaligen Welt beherrschten, und den Preiß aller Waaren bestimmten. Sogar während dieses Kriegs konnte Philipp der Republik Holland den Handel mit seinen eignen Unterthanen nicht wehren, ja er konnte dieses nicht einmal wünschen. Er selbst bezahlte den Rebellen die Unkosten ihrer Vertheidigung: denn eben der Krieg, der sie aufreiben sollte, vermehrte den Absatz ihrer Waaren. Der ungeheure Aufwand für seine Flotten und Armeen floß größtentheils in die Schatzkammer der Republik, die mit den flämischen und brabantischen Handelsplätzen in Verbindung stand. Was Philipp gegen die Rebellen in Bewegung setzte, wirkte mittelbar für sie. Er vermochte nichts gegen diesen Feind, weil er keine Mauer um sein Land ziehen konnte. Alle die unermeßlichen Summen, die ein vierzigjähriger Krieg verschlang, waren in die Fässer der Danaiden gegossen, und zerrannen in einer bodenlosen Tiefe.

Der träge Gang dieses Kriegs that dem König von Spanien eben soviel Schaden, als er den Rebellen

Vor-

Vortheile brachte. Seine Armee war größtentheils aus den Ueberresten jener siegreichen Truppen zusammengeflossen, die unter Karln dem fünften bereits ihre Lorbeern gesammelt hatten. Alter und lange Dienste berechtigten sie zur Ruhe; viele unter ihnen, die der Krieg bereichert hatte, wünschten sich ungeduldig nach ihrer Heimat zurück, ein mühevolles Leben gemächlich zu enden. Ihr vormaliger Eifer, ihr Heldenfeuer und ihre Mannszucht ließen in eben dem Grade nach, als sie ihre Ehre und Pflicht gelöst zu haben glaubten, und die Früchte so vieler Feldzüge endlich zu erndten anfiengen. Dazu kam, daß Truppen, die gewohnt waren, durch das Ungestüm ihres Angriffs jeden Widerstand zu besiegen, ein Krieg ermüden mußte, der weniger mit Menschen als mit Elementen geführt wurde, der mehr die Geduld übte, als die Ruhmbegierde vergnügte, wobey weniger Gefahr als Beschwerlichkeit und Mangel zu bekämpfen war. Weder ihr persönlicher Muth noch ihre lange kriegerische Erfahrung konnten ihnen in einem Lande zu statten kommen, dessen eigenthümliche Beschaffenheit oft auch dem Feigsten der Eingebohrnen über sie Vortheile gab. Auf einem fremden Boden endlich, schadete ihnen Eine Niederlage mehr, als viele Siege über einen Feind, der hier zu Hause war, ihnen nützen konnten. Mit den Rebellen war es gerade der umgekehrte Fall. In einem so langwierigen Kriege, wo keine entscheidende Schlacht geschah, mußte der schwächere Feind zulezt von dem stärkern

 lernen,

lernen, kleine Niederlagen ihn an die Gefahr gewöhnen, kleine Siege seine Zuversicht befeuern. Bey Eröfnung des Bürgerkriegs hatte sich die republikanische Armee vor der spanischen im Felde kaum zeigen dürfen; seine lange Dauer übte und härtete sie. Wie die königlichen Heere des Schlagens überdrüßig wurden, war das Selbstvertrauen der Rebellen mit ihrer bessern Kriegszucht und Erfahrung gestiegen. Endlich nach einem halben Jahrhundert giengen Meister und Schüler, unüberwunden, als gleiche Kämpfer aus einander.

Ferner wurde im ganzen Verlaufe dieses Kriegs von Seiten der Rebellen mit mehr Zusammenhang und Einheit gehandelt, als von Seiten des Königs. Ehe jene ihr erstes Oberhaupt verloren, war die Verwaltung der Niederlande durch nicht weniger als fünf verschiedene Hände gegangen. Die Unentschlüssigkeit der Herzogin von Parma mishandelte das Kabinet zu Madrid und ließ es in kurzer Zeit beynahe alle Staatsmaximen durchwandern. Herzog Alba's unbeugsame Härte, die Gelindigkeit seines Nachfolgers Requescens, Don Johanns von Oesterreich Hinterlist und Tücke und der lebhafte Cäsarische Geist des Prinzen von Parma gaben diesem Krieg eben soviel entgegengesetzte Richtungen, während daß der Plan der Rebellion in dem einzigen Kopfe, worin er klar und lebendig wohnte, immer derselbe blieb. Das größere Uebel war, daß die Maxime mehrentheils das Mo-

ment

ment verfehlte, in welchem sie anzuwenden seyn mochte. Im Anfang der Unruhen, wo das Uebergewicht augenscheinlich noch auf Seiten des Königs war, wo ein rascher Entschluß und männliche Stetigkeit die Rebellion noch in der Wiege erdrücken konnten, ließ man den Zügel der Regierung in den Händen eines Weibes schlaff hin und her schwanken. Nachdem die Empörung zum wirklichen Ausbruch gekommen war, die Kräfte der Faktion und des Königs schon mehr im Gleichgewichte standen, und eine kluge Geschmeidigkeit allein dem nahen Bürgerkrieg wehren konnte, fiel die Statthalterschaft einem Manne zu, dem zu diesem Posten gerade diese einzige Tugend fehlte. Einem so wachsamen Aufseher als Wilhelm der verschwiegene war, entgieng keiner der Vortheile, die ihm die fehlerhafte Politik seines Gegners gab, und mit stillem Fleiß rückte er langsam sein großes Unternehmen zum Ziele.

Aber warum erschien Philipp der zweyte nicht selbst in den Niederlanden? Warum wollte er lieber die unnatürlichsten Mittel erschöpfen, um nur das einzige nicht zu versuchen, welches nicht fehl schlagen konnte? Die üppige Gewalt des Adels zu brechen, war kein Ausweg natürlicher, als die persönliche Gegenwart des Herrn. Neben der Majestät mußte jede Privatgröße versinken, jedes andre Ansehen erlöschen. Anstatt daß die Wahrheit durch so viele unreine Kanäle langsam und trübe nach dem entlegenen Throne floß, daß

die verzögerte Gegenwehr dem Werke des Ohngefährs Zeit ließ zu einem Werke des Verstandes zu reifen, hätte sein eigner durchdringender Blick Wahrheit von Irrthum geschieden, nicht seine Menschlichkeit, kalte Staatskunst allein hätte dem Lande eine Million Bürger gerettet. Je näher ihrer Quelle, desto nachdrücklicher wären die Edikte gewesen, je dichter an ihrem Ziele desto unkräftiger und verzagter die Streiche des Aufruhrs gefallen. Es kostet unendlich mehr, das Böse, dessen man sich gegen einen abwesenden Feind wohl getrauen mag, ihm ins Angesicht zuzufügen. Die Rebellion schien anfangs selbst vor ihrem Namen zu zittern, und schmückte sich lange Zeit mit dem künstlichen Vorwand, die Sache des Souverains gegen die willkührlichen Anmaßungen seines Statthalters in Schuz zu nehmen. Philipps Erscheinung in Brüssel hätte dieses Gaukelspiel auf einmal geendigt. Jetzt mußte sie ihre Vorspiegelung erfüllen, oder die Larve abwerfen und sich durch ihre wahre Gestalt verdammen. Und welche Erleichterung für die Niederlande, wenn seine Gegenwart ihnen auch nur diejenigen Uebel erspart hätte, die ohne sein Wissen und gegen seinen Willen auf sie gehäuft wurden! Welcher Gewinn für ihn selbst, wenn sie auch zu nichts weiter gedient hätte, als über die Anwendung der unermeßlichen Summen zu wachen, die zu den Bedürfnissen des Kriegs widerrechtlich gehoben, in den räuberischen Händen seiner Verwalter verschwanden! Was seine Stellvertreter durch den unnatür-

natürlichen Behelf des Schreckens erzwingen mußten, hätte die Majestät in allen Gemüthern schon vorgefunden. Was jene zu Gegenständen des Abscheus machte, hätte ihm höchstens Furcht erworben; denn der Misbrauch angebohrner Gewalt drückt weniger schmerzhaft als der Misbrauch empfangener. Seine Gegenwart hätte tausende gerettet, wenn er auch nichts als ein haushälterischer Despot war; wenn er auch nicht einmal der war, so würde das Schrecken seiner Person ihm eine Landschaft erhalten haben, die durch den Haß und die Geringschätzung seiner Maschinen verloren gieng.

Gleichwie die Bedrückung des niederländischen Volks eine Angelegenheit aller Menschen wurde, die ihre Rechte fühlten, eben so, möchte man denken, hätte der Ungehorsam und Abfall dieses Volks eine Aufforderung an alle Fürsten seyn sollen, in der Gerechtsame ihres Nachbars ihre eigne zu schützen. Aber die Eifersucht über Spanien gewann es diesmal über diese politische Sympathie, und die ersten Mächte Europens traten, lauter oder stiller, auf die Seite der Freyheit. Kayser Maximilian der zweyte, obgleich dem spanischen Hause durch Bande der Verwandschaft verpflichtet, gab ihm gerechten Anlaß zu der Beschuldigung, die Parthey der Rebellen in geheim begünstigt zu haben. Durch das Anerbieten seiner Vermittlung gestand er ihren Beschwerden stillschweigend einen Grad von Gerechtigkeit zu, welches sie aufmuntern mußte, desto standhafter

 darauf

darauf zu beharren. Unter einem Kayser, der dem spanischen Hof aufrichtig ergeben gewesen wäre, hätte Wilhelm von Oranien schwerlich so viele Truppen und Gelder aus Teutschland gezogen. Frankreich, ohne den Frieden offenbar und förmlich zu brechen, stellte einen Prinzen vom Geblüt an die Spitze der niederländischen Rebellen; die Operationen der letztern wurden größtentheils mit französischem Gelde und Truppen vollführt. Elisabeth von England übte nur eine gerechte Rache und Wiedervergeltung aus, da sie die Aufrührer gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn in Schutz nahm, und wenn gleich ihr sparsamer Beystand höchstens nur hinreichte, den gänzlichen Ruin der Republik abzuwehren, so war dieses in einem Zeitpunkt schon unendlich viel, wo ihren erschöpften Muth Hofnung allein noch hinhalten konnte. Mit diesen beyden Mächten stand Philipp damals noch im Bündniß des Friedens, und beyde wurden zu Verräthern an ihm. Zwischen dem Starken und Schwachen ist Redlichkeit oft keine Tugend; dem, der gefürchtet wird, kommen selten die feinern Bande zu gut, welche Gleiches mit Gleichem zusammen halten. Philipp selbst hatte die Wahrheit aus dem politischen Umgange verwiesen, er selbst die Sittlichkeit zwischen Königen aufgelößt, und die Hinterlist zur Gottheit des Kabinets gemacht. Ohne seiner Ueberlegenheit jemals ganz froh zu werden, mußte er sein ganzes Leben hindurch mit der Eifersucht ringen, die sie ihm bey andern erweckte. Europa ließ

ihn

ihn für den Misbrauch einer Gewalt büßen, von der er in der That nie den ganzen Gebrauch gehabt hatte.

Bringt man gegen die Ungleichheit beyder Kämpfer, die auf den ersten Anblick so sehr in Erstaunen setzt, alle Zufälle in Berechnung, welche jenen anfeindeten und diesen begünstigten, so verschwindet das Uebernatürliche dieser Begebenheit, aber das Ausserordentliche bleibt — und man hat einen richtigen Maaßstab gefunden, das eigne Verdienst dieser Republikaner um ihre Freyheit angeben zu können. Doch denke man nicht, daß dem Unternehmen selbst eine so genaue Berechnung der Kräfte vorangegangen sey, oder daß sie beym Eintritt in dieses ungewisse Meer schon das Ufer gewußt haben, an welchem sie nachher landeten. So reif, so kühn und so herrlich, als es zuletzt da stand in seiner Vollendung, erschien das Werk nicht in der Idee seiner Urheber, so wenig als vor Luthers Geiste die ewige Glaubens-Trennung, da er gegen den Ablaßkram aufstand. Welcher Unterschied zwischen dem bescheidenen Aufzug jener Bettler in Brüssel, die um eine menschlichere Behandlung als um eine Gnade flehen, und der furchtbaren Majestät eines Freystaats, der mit Königen als seinesgleichen unterhandelt, und in weniger als Einem Jahrhundert den Thron seiner vormaligen Tirannen verschenkt! Des Fatums unsichtbare Hand führte den abgedrückten Pfeil in einem höhern Bogen und nach einer ganz andern Richtung fort, als ihm von

von der Sehne gegeben war. Im Schooße des glückli=
chen Brabants wird die Freyheit gebohren, die, noch
ein neugebohrnes Kind ihrer Mutter entrissen, das ver=
achtete Holland beglücken soll. Aber das Unternehmen
selbst darf uns darum nicht kleiner erscheinen, weil es
anders ausschlug, als es gedacht worden war. Von
dieser Eitelkeit sollte uns ein vertrauterer Umgang mit
der Welt und Vorwelt geheilt haben. Der Mensch
verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den
die Zeiten herbeytragen; ihm gehört der Augenblick
und der Punkt, aber die Weltgeschichte rollt der Zufall.
Wenn die Leidenschaften, welche sich bey dieser Bege=
benheit geschäftig erzeigten, des Werks nur nicht un=
würdig waren, dem sie unbewußt dienten — wenn
die Kräfte, die sie ausführen halfen, und die einzelnen
Handlungen, aus deren Verkettung sie wunderbar er=
wuchs, nur an sich edle Kräfte, schöne und große Hand=
lungen waren, so ist die Begebenheit groß, interessant
und fruchtbar für uns, und es steht uns frey über die
kühne Geburt des Zufalls zu erstaunen, oder einem
höhern Verstand unsre Bewunderung zuzutragen.

Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich, wie
die Gesetze der Natur, und einfach wie die Seele des
Menschen. Dieselben Bedingungen bringen dieselben
Erscheinungen zurück. Auf eben diesem Boden, wo
jetzt die Niederländer ihrem spanischen Tyrannen die
Spitze bieten, haben vor funfzehenhundert Jahren ihre
Stamm=

Stammväter, die Batavier und Belgen, mit ihrem rö-
mischen gerungen. Eben so wie jene einem hochmüthi-
gen Beherrscher unwillig unterthan, eben so von hab-
süchtigen Satrapen mißhandelt, werfen sie mit ähnlichem
Trotz ihre Ketten ab, und versuchen das Glück in eben
so ungleichem Kampfe. Derselbe Erobererstolz, der-
selbe Schwung der Nation in dem Spanier des sechs-
zehenten Jahrhunderts und in dem Römer des ersten,
dieselbe Tapferkeit und Mannszucht in beyder Heeren,
dasselbe Schrecken vor ihrem Schlachtenzug. Dort
wie hier sehen wir List gegen Uebermacht streiten, und
Standhaftigkeit, unterstützt durch Eintracht, eine un-
geheure Macht ermüden, die sich durch Theilung entkräf-
tet hat. Dort wie hier waffnet Privathaß die Nation;
ein einziger Mensch, für seine Zeit gebohren, deckt ihr
das gefährliche Geheimniß ihrer Kräfte auf, und
bringt ihren stummen Gram zu einer blutigen Erklä-
rung. „Gestehet Batavier! redet Claudius Civilis sei-
ne Mitbürger in dem heiligen Hayne an, wird uns
von diesen Römern noch wie sonst als Bundsgenossen
und Freunden oder nicht vielmehr als dienstbaren Knech-
ten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern sind
wir ausgeliefert, die, wenn unser Raub, unser Blut
sie gesättigt hat, von andern abgelößt werden, welche
dieselbe Gewaltthätigkeit nur unter andern Namen er-
neuern. Geschieht es ja endlich einmal, daß uns Rom
einen Oberaufseher sendet, so drückt er uns mit einem
prahlerischen theuern Gefolge, und noch unerträgliche-

 rem

rem Stolz. Die Werbungen sind wieder nahe, welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig reißen, und eure kraftvolle Jugend der römischen Unzucht überliefern. Jezt, Batavier, ist der Augenblick unser. Nie lag Rom darnieder wie jezt. Lasset euch diese Namen von Legionen nicht in Schrecken jagen; ihre Läger enthalten nichts als alte Männer und Beute. Wir haben Fußvolk und Reuterey. Germanien ist unser, und Gallien lüstern, sein Joch abzuwerfen. Mag ihnen Syrien dienen, und Asien und der Aufgang, der Könige braucht! Es sind noch unter uns, die gebohren wurden, ehe man den Römern Schatzung erlegte. Die Götter halten es mit dem Tapfersten." Feyerliche Sakramente weyhen diese Verschwörung, wie den Geusenbund; wie dieser hüllt sie sich hinterlistig in den Schleyer der Unterwürfigkeit, in die Majestät eines großen Namens. Die Cohorten des Civilis schwören am Rheine dem Vespasian in Syrien, wie der Compromiß Philipp dem zweyten. Derselbe Kampfplatz erzeugt denselben Plan der Vertheidigung, dieselbe Zuflucht der Verzweiflung. Beyde vertrauen ihr wankendes Glück einem befreundeten Elemente; in ähnlichem Bedrängniß rettet Civilis seine Insel — wie funfzehn Jahrhunderte nach ihm Wilhelm von Oranien die Stadt Leiden — durch eine künstliche Wasserfluth. Die batavische Tapferkeit deckt die Ohnmacht der Weltbeherrscher auf, wie der schöne Muth ihrer Enkel die prächtige Verzehrung der spanischen

Mo-

Monarchie dem ganzen Europa zur Schau stellt. Dieselbe Fruchtbarkeit des Geistes in den Heerführern beyder Zeiten läßt den Krieg eben so hartnäckig dauern und beynahe eben so zweifelhaft enden; aber einen Unterschied bemerken wir doch: die Römer und Batavier kriegen menschlich, denn sie kriegen nicht für die Religion.

Ehe wir in das Innre dieser großen Revolution hinein gehen, ist es nöthig, einen Blick in die vorige Geschichte des Landes zu thun, um die Verfassung entstehen zu sehen, worinn wir es zur Zeit dieser merkwürdigen Veränderung finden.

Der Eintritt dieser Völker in die Geschichte ist das Moment ihres Untergangs; von ihren Eroberern empfiengen sie ein politisches Daseyn. Die weitläuftige Landschaft, welche Teutschland gegen Morgen, gegen Mittag Frankreich, gegen Abend und Mitternacht die Nordsee zur Gränze hat, und die wir unter dem allgemeinen Namen der Niederlande begreiffen, war bey dem Einbruch der Römer in das belgische Gallien unter drey Nationen vertheilt, alle drey teutschen Ursprungs, teutscher Sitte und teutscher Kraft. Der Rhein machte die Gränze. Diesseits des Flusses wohnten die Belgen *) jenseits desselben die Friesen, und die Batavier, auf

*) In demjenigen Theil der Niederlande, der jezt die katholischen Niederlande und Generalitätslande begreift. Die Batavier und

auf der Insel, die seine beyden Arme mit dem Ozean bildeten. Jede dieser Völkerschaften wurde früher oder später den Römern unterworfen, aber ihre Ueberwinder selbst legen uns die rühmlichsten Zeugnisse von ihrer Tapferkeit ab. Die Belgen, schreibt Cäsar, waren die einzigen von den gallischen Nationen, welche die einbrechenden Cimbrer und Teutonen von ihren Gränzen abhielten. Alle Völker um den Rhein, sagt uns Tacitus, wurden an Heldenmuth von den Bataviern übertroffen. Dieses wilde Volk erlegte seinen Tribut nur in Männern, und wurde von seinen Beherrschern, wie Pfeil und Schwerdt, nur für Schlachten gespart. Die batavische Reuterey erklärten die Römer selbst für den besten Theil ihrer Heere, und lange Zeit machte sie die Leibwache der römischen Kayser aus. Sie half dem Agricola die brittannische Insel erobern; ihr wilder Muth erschreckte die Dacier, da sie in voller Rüstung über die Donau schwamm. Unter allen wurden die Friesen zuletzt überwunden, und setzten sich zuerst wieder in Freyheit. Die Moräste, zwischen welchen sie wohnten, reitzten die Eroberer später, und kosteten ihnen mehr. Der Römer Drusus, der in diesen Gegenden kriegte, führte einen Kanal vom Rhein in den Flevo, die jetzige Südersee durch welchen die römische Flotte in die Nordsee drang,

und

und ein kleineres ihnen verbundenes Volk **Canninefater** bewohnten einen Theil von **Holland**, einen Theil von dem heutigen Cleve, Geldern, Utrecht und Overyßel; alles übrige die **Friesen.**

und von da durch die Mündungen der Ems und Weser einen leichteren Weg in das innere Teutschland fand.

Vier Jahrhunderte lang finden wir Batavier in den römischen Heeren, aber nach den Zeiten des Honorius verschwindet auch ihr Name aus der Geschichte. Ihre Insel sehen wir von den Franken überschwemmt, die sich dann wieder in das benachbarte Belgien verlieren. Die Friesen haben unterdessen das Joch ihrer ohnmächtigen Beherrscher gebrochen, und erscheinen wieder als ein freyes und so gar eroberndes Volk, das seine Gränzen bis über die linken Ufer des Rheins erweitert.

Die Völkerwanderung endlich zernichtet die ursprüngliche Form dieser Nationen: andre Mischungen entstehen mit andern Verfassungen. Die Flüsse verändern ihren Lauf, das feste Land und die See verwirren ihre Gränzen, die prächtigen Monumente des römischen Fleisses stürzen ein und die Gestalt des Bodens verwandelt sich mit seinen Bewohnern. Der Zusammenhang beyder Zeiten ist aufgehoben, und mit einem neuen Menschengeschlecht beginnt eine neue Geschichte.

Die Monarchie der Franken, die auf den Trümmern des römischen Galliens entstand, hatte im sechsten und siebenten Jahrhundert alle niederländische Provinzen verschlungen, und das Christenthum in diese Länder gepflanzt. Friesland, das letzte unter allen, unterwarf Karl Martel der fränkischen Krone, und bahnte mit seinen Waffen dem Evangelium den Weg. Karl der

Große

Große vereinigte alle diese Länder, die jetzt einen Theil der weitläuftigen Monarchie ausmachten, welche dieser Eroberer aus Frankreich, Teutschland und der Lombardei erschuf. Wie dieser mächtige Staat unter seinen Nachfolgern durch Theilungen wieder zerrissen ward, zerfielen auch die Niederlande in fränkische teutsche und lotharingische Provinzen, und zuletzt finden wir sie unter den allgemeinen Namen von Friesland und Niederlothringen.

Mit den Franken kam auch die Geburt des Nordens, die Lehnsverfassung, in diese Länder, und auch hier artete sie, wie in den übrigen, aus. Die mächtigern Vasallen trennten sich nach und nach von der Krone, die Grafen und Herzoge rissen die Landschaften, denen sie als königliche Beamten vorstehen sollten, als ein erbliches Eigenthum an sich. Aber diese abtrünnigen Kronbedienten konnten sich nur mit Hülfe ihrer Untersaßen gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn behaupten, und diese mußte mit neuen Belehnungen wieder erkauft werden. Durch fromme Usurpationen und Schenkungen wurde die Geistlichkeit mächtig und erschlich sich unvermerkt ein souveraines Daseyn in ihren verschiedenen bischöflichen Sitzen. So waren die Niederlande vom neunten bis vierzehnten Jahrhundert in mehrere Souverainitäten zersplittert, die theils dem teutschen Reich, theils den fränkischen Königen huldigten. Durch Kauf, Heurathen, Vermächtnisse oder Eroberung wurden mehrere derselben unter Einer Herrschaft wieder vereinigt,

einigt, und im fünfzehnten Jahrhundert finden wir das burgundische Haus im Besitz des größten Theils aller Niederlande. Philipp der gütige, Herzog von Burgund, hatte, mit mehr oder weniger Rechte, schon eilf Provinzen unter seiner Herrschaft versammelt, die Karl der kühne, sein Sohn, durch die Gewalt der Waffen noch mit zwey neuen vermehrte. So entstand unvermerkt ein neuer Staat in Europa, dem nichts als der Name fehlte, um das blühendste Königreich dieses Welttheils zu seyn. Diese mächtigen Besitzungen machten die Niederländischen Fürsten zu furchtbaren Gränznachbarn Frankreichs, und versuchten Karls des kühnen verwegenen Geist, den Plan einer Eroberung zu entwerfen, welche die ganze geschlossene Landschaft von der Südersee und der Mündung des Rheins bis hinauf ins Elsaß begreifen sollte. Ein furchtbares Heer steht bereit, sie in Erfüllung zu bringen, schon zittert die Schweiz für ihre Freyheit; aber das treulose Glück verläßt ihn in zwey schreklichen Schlachten und der schwindelnde Eroberer geht unter den Lebenden und Todten verloren. *)

Die einzige Erbinn Karls des kühnen, Maria, die reichste Fürstentochter jener Zeit, und die unselige Hele-

*) Sein Leichnam wurde lange auf dem Wahlplatz gesucht, und endlich in einem Sumpfe ganz nackt und so unkenntlich gefunden, daß viele an seinem Tode zweifelten, und das gemeine Volk noch fünf Jahre lang seiner Wiedererscheinung entgegen sah.

Helena, die das Elend über diese Länder brachte, beschäftigte jetzt die Erwartung der ganzen damaligen Welt. Zwey große Prinzen, König Ludwig der eilfte von Frankreich, für den jungen Dauphin seinen Sohn, und Maximilian von Oestreich, Kaiser Friedrichs des dritten Sohn, erschienen unter ihren Freyern. Derjenige, dem sie ihre Hand schenken würde, sollte der mächtigste Fürst in Europa werden, und hier zum erstenmal fieng dieser Welttheil an, für sein Gleichgewicht zu fürchten. Ludwig, der mächtigere von beyden, konnte sein Gesuch durch die Gewalt der Waffen unterstützen; aber das niederländische Volk, das die Hand seiner Fürstinn vergab, gieng diesen gefürchteten Nachbar vorüber, und entschied für Maximilian, dessen entlegenere Staaten und beschränktere Gewalt die Landesfreyheit weniger bedrohten. Eine treulose unglückliche Politik, die durch eine sonderbare Fügung des Himmels das traurige Schiksal nur beschleunigte, welches zu verhindern sie ersonnen ward.

Philipp dem schönen, der Maria und Maximilians Sohn, brachte seine spanische Braut diese weitläuftige Monarchie, welche Ferdinand und Isabelle kürzlich gegründet hatten; und Karl von Oestreich, sein Sohn, war gebohrner Herr der Königreiche Spanien, beyder Sicilien, der neuen Welt, und der Niederlande.

Das

Das gemeine Volk stieg hier früher, als in den übrigen Lehenreichen, aus einer traurigen Leibeigenschaft empor, und gewann bald ein bürgerliches Daseyn. Die günstige Lage des Landes an der See und großen schiffbaren Strömen weckte frühzeitig den Handel, der den Kunstfleis ermunterte, Fremdlinge anlockte, die Menschen in Städte zusammenzog und Reichthum und Wohlstand unter ihnen verbreitete. So verächtlich auch damals der ritterliche Geist des Adels auf jede nützliche Handthierung herunter sah, so wenig konnte er doch den Verführungen des Goldes widerstehen, das sich unter den verschiedenen Titeln von Zoll, Mauth, Weggeld, Brückengeld, Geleite u. s. f. von Einheimischen und Fremden erpressen ließ. Seine eigene Habsucht machte ihn zum Beförderer des Handels, und die Barbarey selbst, wie es oft geschieht, half so lange aus, bis eine gesunde Staatskunst an ihre Stelle trat. Die vielen Kriege, welche die Grafen und Herzoge unter einander selbst und mit ihren Nachbarn führten, machten sie von dem guten Willen der Städte abhängig, die sich durch ihren Reichthum Gewicht verschaften, und für die Subsidien, welche sie leisteten, wichtige Vorrechte und Freyheiten zu erringen wußten. Wie die Kreuzzüge eine kostbarere Ausrüstung nothwendig machten, die erweiterte Schiffarth Europa mit Asien näher verknüpfte, und der erhöhte Luxus neue Bedürfnisse für ihre Fürsten erschuf, versäumten die Städte den günstigen Zeitpunkt nicht, diese Privilegien mit

 neuen

neuen zu vermehren und ihren Beherrschern wichtige Souverainitätsrechte zu entreissen. So erblicken wir nach Verlauf weniger Jahrhunderte eine gemischte Regierungsverfassung in diesen Ländern, wo die Gewalt des Fürsten durch den Einfluß der Stände, des Adels nämlich, der Geistlichkeit und der Städte, merklich beschränkt ist. Diese, welche man Staaten nannte, kamen so oft zusammen, als das Bedürfniß der Provinz es erheischte. Ohne ihre Bewilligung galten keine neuen Gesetze, durfte kein Krieg geführt, keine Steuer gehoben, keine Veränderung in der Münze gemacht, kein Ausländer zu irgend einem Theil der Staatsverwaltung zugelassen werden. Diese Privilegien hatten alle oder die meisten Provinzen mit einander gemein; andre waren in den verschiedenen Landschaften noch verschieden. Die Regierung war erblich, aber der Sohn trat nicht eher, als nach feyerlich beschworner Konstitution, in die Rechte des Vaters.

Der erste Gesetzgeber ist die Noth; alle Bedürfnisse, denen in dieser Konstitution begegnet wird, sind ursprünglich Bedürfnisse des Handels gewesen. So ist die ganze Verfassung der Republik auf Kaufmannschaft gegründet, und ihre Gesetze sind später als ihr Gewerbe. Der lezte Artikel in dieser Konstitution, welcher Ausländer von Bedienungen ausschließt, ist eine natürliche Folge aller vorhergegangenen. Ein so verwickeltes und künstliches Verhältniß des Souverains

zu

zu dem Volke, das sich in jeder Provinz und oftmals in einer einzelnen Stadt, noch besonders abänderte, erforderte Männer, die mit dem lebhaftesten Eifer für die Erhaltung der Landesfreyheiten auch die gründlichste Kenntniß derselben verbanden. Beydes konnte bey einem Fremdling nicht wohl vorausgesezt werden. Dieses Gesetz galt übrigens von jeder Provinz insbesondere, so daß in Brabant kein Fläminger, kein Holländer in Seeland angestellt werden durfte, und es erhielt sich auch noch in der Folge, nachdem schon alle diese Provinzen unter Einem Oberhaupt vereinigt waren.

Vor allen übrigen genoß Brabant die üppigste Freyheit. Seine Privilegien wurden für so kostbar geachtet, daß viele Mütter aus den angränzenden Provinzen gegen die Zeit ihrer Entbindung dahin zogen, um da zu gebähren und ihre Kinder aller Vorrechte dieses glücklichen Landes theilhaftig zu machen, eben so, sagt Strada, wie man Gewächse eines rauheren Himmels in einem mildern Erdreich veredelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Ueber den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie.

von J. Kant.

Wenn man unter Natur den Inbegrif von allem versteht, was nach Gesetzen bestimmt existirt, die Welt (als eigentlich sogenannte Natur) mit ihrer obersten Ursache zusammengenommen, so kann es die Naturforschung (die im ersten Falle Physik, im zweyten Metaphysik heißt) auf zweyen Wegen versuchen, entweder auf dem blos theoretischen oder auf dem teleologischen Wege, auf dem letztern aber, als Physik, nur solche Zwecke, die uns durch Erfahrung bekannt werden können, als Metaphysik dagegen, ihrem Berufe angemessen, nur einen Zweck, der durch reine Vernunft fest steht, zu ihrer Absicht gebrauchen. Ich habe anderwärts gezeigt, daß die Vernunft in der Metaphysik auf dem theoretischen Natur-Wege (in Ansehung der Erkenntniß Gottes) ihre ganze Absicht nicht nach Wunsch erreichen könne, und ihr also nur noch der teleologische übrig sey; so doch, daß nicht die Naturzwecke, die nur auf Beweißgründen der Erfahrung beruhen, sondern ein a priori durch reine praktische Vernunft bestimmt gegebener Zweck (in der Idee des höchsten Guts) den

Man-

Mangel der unzulänglichen Theorie ergänzen müsse. Eine ähnliche Befugniß, ja Bedürfniß, von einem teleologischen Prinzip auszugehen, wo uns die Theorie verläßt, habe ich in einem kleinen Versuche über die Menschenracen zu beweisen gesucht. Beyde Fälle aber enthalten eine Forderung, der der Verstand sich ungern unterwirft, und die Anlas genug zum Misverstande geben kann.

Mit Recht ruft die Vernunft in aller Naturuntersuchung zuerst nach Theorie, und nur später nach Zweckbestimmung. Den Mangel der erstern kann keine Teleologie noch praktische Zweckmäßigkeit ersetzen. Wir bleiben immer unwissend in Ansehung der wirkenden Ursachen, wenn wir gleich die Angemessenheit unserer Voraussetzung mit Endursachen, es sey der Natur oder unsers Willens, noch so einleuchtend machen können. Am meisten scheint diese Klage da gegründet zu seyn, wo (wie in jenem metaphysischen Falle) sogar praktische Gesetze vorangehen müssen, um den Zweck allererst anzugeben, dem zum Behuf ich den Begrif einer Ursache zu bestimmen gedenke, der auf solche Art die Natur des Gegenstandes gar nichts anzugehen, sondern blos eine Beschäftigung mit unsern eignen Absichten und Bedürfnissen zu seyn scheint.

Es hält allemal schwer, sich in Principien zu einigen, in solchen Fällen, wo die Vernunft ein doppeltes, sich wechselseitig einschränkendes Interesse hat. Aber

es ist so gar schwer sich über die Principien dieser Art auch nur zu verstehen, weil sie die Methode zu denken vor der Bestimmung des Objects betreffen, und einander wiederstreitende Ansprüche der Vernunft den Gesichtspunkt zweydeutig machen, aus dem man seinen Gegenstand zu betrachten hat. In der gegenwärtigen Zeitschrift sind zwey meiner Versuche, über zweyerley sehr verschiedene Gegenstände und von sehr ungleicher Erheblichkeit, einer scharfsinnigen Prüfung unterworfen worden. In einer bin ich nicht verstanden worden, ob ich es zwar erwartete, in der andern aber über alle Erwartung wohl verstanden worden; beydes von Männern von vorzüglichem Talente, jugendlicher Kraft und aufblühendem Ruhme. In jener gerieth ich in Verdacht, als wollte ich eine Frage der physischen Naturforschung durch Urkunden der Religion beantworten: in der andern wurde ich von dem Verdachte befreyet, als wollte ich, durch den Beweis der Unzulänglichkeit einer metaphysischen Naturforschung, der Religion Abbruch thun. In beyden gründet sich die Schwierigkeit verstanden zu werden auf der noch nicht genug ins Licht gestellten Befugniß, sich, wo theoretische Erkenntnißquellen nicht zulangen, des teleologischen Princips bedienen zu dürfen, doch mit einer solchen Beschränkung seines Gebrauchs, daß der theoretisch-spekulativen Nachforschung das Recht des Vortritts gesichert wird, um zuerst ihr ganzes Vermögen daran zu versuchen (wobey in der metaphysischen von der reinen Vernunft mit

Recht

Recht gefodert wird, daß sie dieses, und überhaupt ihre Anmaßung über irgend etwas zu entscheiden, vorher rechtfertige, dabey aber ihren Vermögenszustand vollständig aufdecke, um auf Zutrauen rechnen zu dürfen) ingleichen, daß, im Fortgange, diese Freyheit ihr jederzeit unbenommen bleibe. Ein großer Theil der Mishelligkeit beruht hier auf der Besorgniß des Abbruchs, womit die Freyheit des Vernunftgebrauchs bedrohet werde; wenn diese gehoben wird, so glaube ich die Hindernisse der Einhelligkeit leicht wegräumen zu können.

Wider eine in der Berl. M. S. November 1785 eingerückte Erläuterung meiner vorlängst geäusserten Meynung, über den Begrif und den Ursprung der Menschenracen, trägt der Herr Geheime-Rath Georg Forster im teutschen Merkur October und November 1786 Einwürfe vor, die, wie mich dünkt, blos aus dem Misverstande des Princips, wovon ich ausgehe, herrühren. Zwar findet es der berühmte Mann gleich anfangs mislich, vorher ein Princip festzusetzen, nach welchem sich der Naturforscher sogar im Suchen und Beobachten solle leiten lassen, und vornehmlich ein solches, was die Beobachtung auf eine dadurch zu befördernde Naturgeschichte, zum Unterschiede von der bloßen Naturbeschreibung, richtete, so wie diese Unterscheidung selbst, unstatthaft. Allein diese Mishelligkeit läßt sich leicht heben.

Was die erste Bedenklichkeit betrift, so ist wohl ungezweifelt gewiß, daß durch bloßes empirisches Herumtappen ohne ein leitendes Princip, wornach man zu suchen habe, nichts zweckmäßiges jemals würde gefunden werden; denn Erfahrung methodisch anstellen, heißt allein beobachten. Ich danke für den blos empirischen Reisenden und seine Erzählung, vornehmlich, wenn es um eine zusammenhangende Erkenntniß zu thun ist, daraus die Vernunft etwas zum Behuf einer Theorie machen soll. Gemeiniglich antwortet er, wenn man wonach frägt: ich hätte das wohl bemerken können, wenn ich gewußt hätte, daß man darnach fragen würde. Folgt doch Herr F. selbst der Leitung des Linneischen Princips der Beharrlichkeit des Characters der Befruchtungstheile an Gewächsen, ohne welches die systematische Naturbeschreibung des Pflanzenreichs nicht so rühmlich würde geordnet und erweitert worden seyn. Daß manche so unvorsichtig sind, ihre Ideen in die Beobachtung selbst hineinzutragen (und, wie es auch wohl dem großen Naturkenner selbst wiederfuhr, die Aehnlichkeit jener Charactere, gewissen Beyspielen zufolge, für eine Anzeige der Aehnlichkeit der Kräfte der Pflanzen zu halten) ist leider sehr wahr, so wie die Lection für rasche Vernünftler (die uns beyde vermuthlich nichts angeht) ganz wohl gegründet; allein dieser Misbrauch kann die Gültigkeit der Regel doch nicht aufheben.

Was

Was aber den bezweifelten, ja gar schlechthin verworfenen Unterschied zwischen Naturbeschreibung und Naturgeschichte betrift, so würde, wenn man unter der letzteren eine Erzählung von Naturbegebenheiten, wohin keine menschliche Vernunft reicht, z. B. das erste Entstehen der Pflanzen und Thiere verstehen wollte, eine solche freylich, wie Hr. F. sagt, eine Wissenschaft für Götter, die gegenwärtig, oder selbst Urheber waren, und nicht für Menschen seyn. Allein nur den Zusammenhang gewisser jetziger Beschaffenheiten der Naturdinge mit ihren Ursachen in der ältern Zeit nach Wirkungsgesetzen, die wir nicht erdichten, sondern aus den Kräften der Natur, wie sie sich uns jezt darbietet, ableiten, nur blos so weit zurück verfolgen, als es die Analogie erlaubt, das wäre Naturgeschichte, und zwar eine solche, die nicht allein möglich, sondern auch z. B. in den Erdtheorien, (worunter des berühmten Linné seine auch ihren Platz findet) von gründlichen Naturforschern häufig genug versucht worden ist, sie mögen nun viel oder wenig damit ausgerichtet haben. Auch gehört selbst des Herrn F. Muthmaßung, von ersten Ursprunge des Negers, gewiß nicht zur Naturbeschreibung, sondern nur zur Naturgeschichte. Dieser Unterschied ist in der Sachen Beschaffenheit gelegen, und ich verlange dadurch nichts Neues, sondern blos die sorgfältige Absonderung des einen Geschäftes vom andern, weil sie ganz heterogen sind, und wenn die eine (die Naturbeschreibung) als Wissenschaft, in der ganzen

 Pracht

Pracht eines großen Systems erscheint, die andere (die Naturgeschichte) nur Bruchstücke, oder wankende Hypothesen, aufzeigen kann. Durch diese Absonderung und Darstellung der zweyten, als einer eigenen, wenn gleich vor jetzt (vielleicht auch auf immer) mehr im Schattenrisse als im Werk ausführbaren Wissenschaft, (in welcher für die meisten Fragen ein Vacat angezeichnet gefunden werden möchte) hoffe ich das zu bewirken, daß man sich nicht mit vermeintlicher Einsicht auf die eine etwas zu gute thue, was eigentlich blos der andern angehört, und den Umfang der wirklichen Erkenntnisse in der Naturgeschichte (denn einige derselben besitzt man) zugleich auch die in der Vernunft selbst liegende Schranken derselben, samt den Principien, wonach sie auf die bestmögliche Art zu erweitern wäre, bestimmter kennen lerne. Man muß mir diese Peinlichkeit zu gute halten, da ich so manches Unheil aus der Sorglosigkeit, die Grenzen der Wissenschaften in einander laufen zu lassen, in anderen Fällen erfahren, und nicht eben zu jedermanns Wohlgefallen, angezeigt habe; überdem hiebey völlig überzeugt worden bin, daß durch die bloße Scheidung des Ungleichartigen, welches man vorher im Gemenge genommen hatte, den Wissenschaften oft ein ganz neues Licht aufgehe, wobey zwar manche Armseligkeit aufgedeckt wird, die sich vorher unter fremdartigen Kenntnissen verstecken konnte, aber auch viele ächte Quellen der Erkenntnis eröfnet werden, wo man sie gar nicht hätte vermuthen

sol-

sollen. Die größte Schwierigkeit bey dieser vermeintlichen Neuerung, liegt blos im Nahmen. Das Wort Geschichte in der Bedeutung, da es einerley mit dem griechischen Historia (Erzählung, Beschreibung) ausdrückt, ist schon zu sehr und zu lange im Gebrauche, als daß man sich leicht gefallen lassen sollte, ihm eine andere Bedeutung, welche die Naturforschung des Ursprungs bezeichnen kann, zuzugestehen; zumal, da es auch nicht ohne Schwierigkeit ist, ihm in der letzteren einen andern anpassenden technischen Ausdruck auszufinden *). Doch die Sprachschwierigkeit im Unterscheiden kann den Unterschied der Sachen nicht aufheben. Vermuthlich ist eben dergleichen Mishelligkeit, wegen einer, obwohl unvermeidlichen Abweichung von classischen Ausdrücken, auch bey dem Begriffe einer Race die Ursache der Veruneinigung über die Sache selbst gewesen. Es ist uns hier wiederfahren, was Sterne bey Gelegenheit eines physiognomischen Streits, der, nach seinem launigten Einfalle, alle Facultäten der Strasburgischen Universität in Aufruhr versetzte, sagt: Die Logiker würden die Sache entschieden haben, wären sie nur nicht auf eine Definition gestoßen. Was ist eine Race? Das Wort steht gar nicht in einem System der Naturbeschreibung, vermuthlich ist also auch das Ding selber überall nicht in der

*) Ich würde für die Naturbeschreibung das Wort Physiographie, für Naturgeschichte oder Physiogonie in Vorschlag bringen.

der Natur. Allein der Begrif, den dieser Ausdruck bezeichnet, ist doch in der Vernunft eines jeden Beobachters der Natur gar wohl gegründet, der zu einer sich vererbenden Eigenthümlichkeit verschiedener vermischt zeugenden Thiere, die nicht in dem Begriffe ihrer Gattung liegt, eine Gemeinschaft der Ursache, und zwar einer in dem Stamme der Gattung selbst ursprünglich gelegenen Ursache, denckt. Daß dieses Wort nicht in der Naturbeschreibung (sondern an dessen Statt das der Varietät) vorkommt, kann ihn nicht abhalten, es in Absicht auf Naturgeschichte nöthig zu finden. Nur muß er es freylich zu diesem Behuf deutlich bestimmen; und dieses wollen wir hier versuchen.

Der Nahme einer Race, als radicaler Eigenthümlichkeit, die auf einen gemeinschaftlichen Abstamm Anzeige giebt, und zugleich mehrere solche beharrliche forterbende Charaktere, nicht allein derselben Thiergattung, sondern auch desselben Stammes, zuläßt, ist nicht unschicklich ausgedacht. Ich würde ihn durch Abartung (progenies *classifica*) übersetzen, um eine Race von der Ausartung (degeneratio s. progenies *specifica* *) zu

*) Die Benennungen der classes und ordines drücken ganz unzweydeutig eine blos **logische** Absonderung aus, die die **Vernunft** unter ihren Begriffen, zum Behuf der bloßen **Vergleichung** macht: genera und species aber können auch die **physische** Absonderung bedeuten, die die **Natur** selbst unter ihren Geschöpfen in Ansehung ihrer **Erzeugung** macht. Der Cha-

zu unterscheiden, die man nicht einräumen kann, weil sie dem Gesetz der Natur (in der Erhaltung ihrer Species in unveränderlicher Form) zuwider läuft. Das Wort progenies zeigt an, daß es nicht ursprüngliche, durch so vielerley Stämme, als Species derselben Gattung, ausgetheilte, sondern sich allererst in der Folge der Zeugungen entwickelnde Charactere, mithin nicht verschiedene Arten, sondern Abartungen, aber doch so bestimmt und beharrlich sind, daß sie zu einem Classenunterschiede berechtigen.

Nach diesen Vorbegriffen würde die Menschengattung (nach dem allgemeinen Kennzeichen derselben in der Naturbeschreibung genommen) in einem System der Naturgeschichte in Stamm, (oder Stämme) Race oder Abartung, (progenies classifica) und verschiedenen Menschenschlag (varietas nativa) abgetheilt werden können, welcher letztere nicht unausbleibliche, nach einem anzugebenden Gesetze sich vererbende, also auch

Charakter der Race kann also hinreichen, um Geschöpfe darnach zu classificieren, aber nicht um eine besondere Species daraus zu machen, weil diese auch eine absonderliche Abstammung bedeuten könnte, welche wir unter dem Nahmen einer Race nicht verstanden wissen wollen. Es versteht sich von selbst, daß wir hier das Wort Classe nicht in der ausgedehnten Bedeutung nehmen, als es im Linnéischen System genommen wird; wir brauchen es aber auch zur Eintheilung in ganz anderer Absicht.

auch nicht zu einer Classeneintheilung hinreichende Kennzeichen enthalten würde. Alles dieses ist aber nur noch bloße Idee von der Art, wie die größte Mannigfaltigkeit in der Zeugung mit der größten Einheit der Abstammung von der Vernunft zu vereinigen sey. Ob es wirklich eine solche Verwandschaft in der Menschengattung gebe, müssen die Beobachtungen, welche die Einheit der Abstammung kenntlich machen, entscheiden. Und hier sieht man deutlich: daß man durch ein bestimmtes Princip geleitet werden müsse, um blos zu beobachten, d. i. auf dasjenige Acht zu geben, was Anzeige auf die Abstammung, nicht blos der Charakteren-Aehnlichkeit geben könne, weil wir es alsdenn mit einer Aufgabe der Naturgeschichte, nicht der Naturbeschreibung und blos methodischen Benennung, zu thun haben. Hat jemand nicht nach jenem Princip seine Nachforschung angestellt, so muß er noch einmal suchen; denn von selbst wird sich ihm das nicht darbieten, was er bedarf, um, ob es eine reale oder bloße Nominalverwandtschaft unter den Geschöpfen gebe, auszumachen.

Von der Verschiedenheit des ursprünglichen Stammes kann es keine sichere Kennzeichen geben, als die Unmöglichkeit durch Vermischung zweyer erblich verschiedenen Menschenabtheilungen fruchtbare Nachkommenschaft zu gewinnen. Gelingt dieses aber, so ist die noch so große Verschiedenheit der Gestalt keine Hinderniß eine gemeinschaftliche Abstammung derselben

wenig-

wenigstens möglich zu finden; denn so wie sie sich, unerachtet dieser Verschiedenheit, doch durch Zeugung in ein Product, das beyder Charactere enthält, vereinigen können: so haben sie sich aus einem Stamme, der die Anlagen zur Entwicklung beyder Charactere ursprünglich in sich verbarg, durch Zeugung in so viel Racen theilen können; und die Vernunft wird ohne Noth nicht von zweyen Principien ausgehen, wenn sie mit einem auslangen kann. Das sichere Kennzeichen erblicher Eigenthümlichkeiten aber, als der Merkmale eben so vieler Racen, ist schon angeführt worden. Jezt ist noch etwas von den erblichen Varietäten anzumerken, welche zur Benennung eines oder andern Menschenschlags (Familien- und Volksschlags) Anlaß geben.

Eine Varietät ist die erbliche Eigenthümlichkeit, die nicht klassifisch ist, weil sie sich nicht unausbleiblich fortpflanzt; denn eine solche Beharrlichkeit des erblichen Characters wird erfordert, um selbst für die Naturbeschreibung nur zur Classeneintheilung zu berechtigen. Eine Gestalt die in der Fortpflanzung nur bisweilen den Character der nächsten Eltern und zwar mehrentheils nur einseitig (Vater oder Mutter nachartend) reproducirt, ist kein Merkmal, daran man den Abstamm von beyden Eltern kennen kann, z. B. den Unterschied der Blonden und Brunetten. Eben so ist die Race, oder Abartung, eine unausbleibliche erbliche Eigenthümlichkeit, die zwar zur Classeneintheilung berechtigt, aber doch nicht specifisch

fisch ist, weil die unausbleiblich halbschlächtige Nachar- tung (also das Zusammenschmelzen der Charactere ihrer Unterscheidung) es wenigstens nicht als unmöglich ur- theilen läßt, ihre angeerbte Verschiedenheit auch in ih- rem Stamme uranfänglich, als in bloßen Anlagen vereinigt und nur in der Fortpflanzung allmählig ent- wickelt und geschieden, anzusehen. Denn man kann ein Thiergeschlecht nicht zu einer besondern Species ma- chen, wenn es mit einem anderen zu einem und demsel- ben Zeugungssystem der Natur gehört. Also würde in der Naturgeschichte Gattung und Species einerley, nämlich die nicht mit einem gemeinschaftlichen Abstam- me vereinbare Erbeigenthümlichkeit, bedeuten. Dieje- nige aber, die damit zusammen bestehen kann, ist entweder nothwendig erblich, oder nicht. Im erstern Fall macht es den Character der Race, im andern der Varietät aus.

Von dem, was in der Menschengattung Varietät genannt werden kann, merke ich hier nun an, daß man auch in Ansehung dieser die Natur nicht als in voller Freyheit bildend, sondern eben sowohl, als bey den Racen-Characteren, sie nur als entwickelnd und auf dieselbe durch ursprüngliche Anlagen vorausbestimmt anzusehen habe; weil auch in dieser Zweckmäßig- keit und derselben gemäße Abgemessenheit angetroffen wird, die kein Werck des Zufalls seyn kann. Was schon Lord Shaftsbury anmerkte, nämlich, daß in je- dem Menschengesichte eine gewisse Originalität (gleich-

sam

sam ein wirkliches Dessein) angetroffen werde, welche das Individuum als zu besonderen Zwecken, die es nicht mit anderen gemein hat, bestimmt auszeichnet, obzwar diese Zeichen zu entziffern über unser Vermögen geht, das kann ein jeder Portraitmaler, der über seine Kunst denkt, bestätigen. Man sieht einem nach dem Leben gemahlten und wohlausgedruckten Bilde die Warheit an; d. i. daß es nicht aus der Einbildung genommen ist. Worin besteht aber diese Warheit? Ohne Zweifel in einer bestimmten Proportion eines der vielen Theile des Gesichts zu allen anderen, um einen individuellen Charakter, der einen dunkel vorgestellten Zweck enthält, auszudrücken. Kein Theil des Gesichts, wenn er uns auch unproportionirt scheint, kann in der Schilderey, mit Beybehaltung der übrigen, abgeändert werden, ohne dem Kennerauge, ob er gleich das Original nicht gesehen hat, in Vergleichung mit dem von der Natur copierten Porträt, so fort merklich zu machen, welches von beyden die lautere Natur und welches Erdichtung enthalte. Die Varietät unter Menschen von eben derselben Race ist, aller Warscheinlichkeit nach, eben so zweckmäßig in dem ursprünglichen Stamme belegen gewesen, um die größte Mannigfaltigkeit zum Behuf unendlich verschiedener Zwecke, als der Racenunterschied, um die Tauglichkeit zu weniger, aber wesentlichern Zwecken, zu gründen und in der Folge zu entwickeln; wobey doch der Unterschied obwaltet, daß die letztern Anlagen, nachdem sie sich einmal ent-

wickelt haben, (welches schon in der ältesten Zeit geschehen seyn muß) keine neue Formen dieser Art weiter entstehen, noch auch die Alte erlöschen lassen; dagegen die erstere, wenigstens unserer Kenntnis nach, eine an neuen Charakteren (äußeren so wohl als innern) unerschöpfliche Natur anzuzeigen scheinen.

In Ansehung der Varjetäten scheint die Natur die Zusammenschmelzung zu verhüten, weil sie ihrem Zwecke, nämlich der Mannigfaltigkeit der Charaktere, entgegen ist; dagegen sie, was die Racenunterschiede betrift, dieselbe (nämlich Zusammenschmelzung) wenigstens verstattet, wenn gleich nicht begünstigt, weil dadurch das Geschöpf für mehrere Climate tauglich wird, obgleich keinem derselben in dem Grade angemessen, als die erste Anartung an dasselbe es gemacht hatte. Denn was die gemeine Meynung betrift, nach welcher Kinder (von unserer Classe der Weissen) die Kennzeichen, die zur Varietät gehören (als Statur, Gesichtsbildung, Hautfarbe, selbst manche Gebrechen, (innere sowohl als äußere), von ihren Eltern auf die Halbscheid ererben sollen (wie man sagt: das hat das Kind vom Vater, das hat es von der Mutter) so kann ich, nach genauer Aufmercksamkeit auf den Familienschlag, ihr nicht beytreten. Sie arten, wenn gleich nicht Vater oder Mutter nach, doch entweder in des einen oder der andern Familie unvermischt ein; und, ob zwar der Abscheu wider die Vermischung der zu nahe Verwandten wohl großentheils moralische Ursachen haben, ingleichen die

Un-

Unfruchtbarkeit derselben nicht genug bewiesen seyn mag; so giebt doch seine weite Ausbreitung selbst bis zu rohen Völkern, Anlaß zur Vermuthung, daß der Grund dazu auf entfernte Art in der Natur selbst gelegen sey, welche nicht will, daß immer die alten Formen wieder reproduciert werden, sondern alle Mannigfaltigkeit herausgebracht werden soll, die sie in die ursprüngliche Keime des Menschenstamms gelegt hatte. Ein gewisser Grad der Gleichförmigkeit, der sich in einem Familien oder so gar Volksschlage hervorfindet, darf auch nicht der halbschlächtigen Anartung ihrer Charactere (welche meiner Meynung nach in Ansehung der Varietäten gar nicht statt findet) zugeschrieben werden. Denn das Uebergewicht der Zeugungskraft des einen oder andern Theils verehlichter Personen, da bisweilen fast alle Kinder in den Väterlichen, oder alle in den Mütterlichen Stamm einschlagen, kann, bey der anfänglich großen Verschiedenheit der Charaktere, durch Wirkung und Gegenwirkung, nämlich dadurch, daß die Nacharttungen auf der einen Seite immer seltener werden, die Mannigfaltigkeit vermindern und eine gewisse Gleichförmigkeit (die nur fremden Augen sichtbar ist) hervorbringen. Doch das ist nur meine beyläufige Meynung, die ich dem beliebigen Urtheile des Lesers Preis gebe. Wichtiger ist, daß bey andern Thieren fast alles was man an ihnen Varietät nennen möchte, (wie die Größe, die Hautbeschaffenheit rc.) halbschlächtig anartet, und dieses, wenn man den Menschen, wie billig, nach der

Analogie mit Thieren (in Absicht auf die Fortpflanzung) betrachtet, einen Einwurf wider meinen Unterschied der Racen von Varietäten zu enthalten scheint. Um hierüber zu urtheilen muß man schon einen höheren Standpunkt der Erklärung dieser Natureinrichtung nehmen, nämlich den, daß vernunftlose Thiere, deren Existenz blos als Mittel einen Werth haben kann, darum zu verschiedenem Gebrauche verschiedentlich schon in der Anlage (wie die verschiedenen Hunderacen, die nach Büffon von dem gemeinschaftlichen Stamme des Schäferhundes abzuleiten sind) ausgerüstet seyn mußten; dagegen die größere Einhelligkeit des Zwecks in der Menschengattung so große Verschiedenheit anartender Naturformen nicht erheischte; die nothwendig anartende also nur auf die Erhaltung der Species in einigen wenigen von einander vorzüglich unterschiedenen Climaten angelegt seyn durften. Jedoch, da ich nur den Begrif der Racen habe vertheidigen wollen, so habe ich nicht nöthig, mich wegen des Erklärungsgrundes der Varietäten zu verbürgen.

(Fortsetzung und Beschluß nächstens.)

III.

Apologie des Aufsatzes über Rousseaus Lehre von den Wundern, im T. M. August, 1787.

Nescio qua praeter solitum dulcedine laeti
Inter se *foliis* strepitant. —

VIRGIL. GEORGIC. L. I. v. 412.

Es ist mit den Mirakeln eine eigene Sache! Jeder Beweis eines solchen Fakti scheint einen Zirkel enthalten zu müssen. Nur einem inspirierten, und also untrüglichen Geschichtschreiber — deren es, wie man gestehen muß, nur sehr wenige giebt! kann man Wunder, die man nicht selbst gesehen hat, glauben. Jeder andere fällt den Augenblick in den, nie zu purgierenden, Verdacht, daß er entweder wissentlich die Unwahrheit gesagt, oder sich geirret habe; — ein Umstand, der äusserst natürlich, und dem gewöhnlichen Laufe der Natur sehr gemäß ist, daher man ihn auch nicht halb so unwahrscheinlich, und gegen alle unsere, aus Erfahrungen abstrahirte Grundsätze anrennend finden wird, als ein förmliches Mirakel.

Man siehet also, wo mir recht ist, daß gerade Alles auf den Beweis der Inspiration des Wundererzählers

lers ankömmt. Diese nun ist auch ein Wunder, und noch dazu ein unsichtbares, wie die Transsubstantiation. Das unsichtbare Wunder, welches für die Sinne = o ist, muß durch sichtbare Wunder bewiesen, wenigstens glaublich gemacht werden, und die sichtbaren Wunder, die man uns als Beweise citirt, sind für uns, leider! nie sichtbar gewesen.

Da wären wir schön dran, wenn wir keine andern und stärkern Beweise für die Grundlehren der Religion hätten, als — ziemlich unwahrscheinliche und ziemlich alte Begebenheiten, welche sich ausser dem Gesichtskreis unserer Sinne, und in einer Zeit zugetragen haben, da die historische und philosophische Kritik noch nicht erfunden war! wenn wir unsern im wesentlichen so festgründeten Glauben, den sogar die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, bloß auf das Singen und Sagen der Urgroßväter von unsern Urgroßmüttern gründen müßten! — Dem Himmel sey Dank! ich habe von der Grundfeste der Religion eine ganz andere Idee.

Für alte Dokumente hege ich die größte Achtung. Ich ehre sie, als Denkmähler der grauen Zeit, ob an ihnen gleich hin und wieder der Zahn der Zeit — oder die Mäuse — genagt haben, und hin und wieder die Charaktere ausgelöscht, die Züge verstümmelt, oder auch wohl gar durch den Griffel eines spätern Krizlers in etwas alteriert worden sind. Das alles macht mich

nicht

nicht irre. Ich glaube der Urkunde, so lange es nur immer möglich, d. h. vernünftig ist — so lange sie bloß natürliche, der allgemeinen Erfahrung nicht widersprechende Dinge erzählt.

Aber bin ich einem Philostrat eben diesen Glauben noch schuldig, wenn er den Apollonius von Tyana einen Todten wieder lebendig machen, und ihn selbst von den Todten auferstehen lässet? — —

„Ja! das ist was anderes! Philostrat ist ein offen„barer Lügner, ein Erzlügner! —"

So? — Aber woher ist sein Lügen offenbar? — Gewiß nur aus der Natur und Beschaffenheit einiger von ihm erzählter Thatsachen selbst, welche zu verwerfen so lange vernünftig heissen muß, bis Mirakel eben so häufig, gewöhnlich, und incontestabel werden, als Lügen und Einbildungen.

Man kann es nicht oft genug sagen, (weil es alle Augenblicke vergessen wird) übernatürliche Fakta kann man nur dann zuversichtlich glauben, wenn der Erzähler untrüglich ist. Diese Untrüglichkeit setzt Inspiration, also — ein Wunder voraus.

Was nun das Vorgeben der Inspiration betrifft, so gestehe ich, daß ich — mit Erlaubniß der Inquisitoren! — in allen Werkeltagsfällen dieser Art, mich mit der genetischeu Erklärung derselben behelfe, welche der seel. Buttler in seinem Hudibras gegeben hat. Dieser drolligte Kauz, der mit alle dem mehr ächte

 Phi-

Philosophie selbst in seine Schäkereyen zu bringen gewußt hat, als mancher Pagodenaufseher in seine dicken, gründlichen und narkotischen Bände, schreibt die meisten Eingebungen dem Aeolus zu, diesem windigten Gotte, der uns bald in den Eingeweiden, und bald — im Kopfe kollert. Buttler beschreibt uns auch wirklich den Gang, den dieser Gott in dem Körper des zu inspirierenden nimmt, und die, dem ersten Anschein nach, so ungleichartigen Wirkungen welche er hervorbringt, so naiv, daß es mir nicht möglich ist ihm hier zu folgen.

In der That liegt schon eine Beziehung auf den Aeolus in dem Worte Inspiration. Es bezeichnet ein Hauchen oder Blasen. Ich verbinde mit der Buttlerschen Theorie noch die des Justinus im 1sten Cap. des 43sten Buches seiner abgekürzten Geschichte des Trogus Pompejus: Fauno fuit uxor, nomine *Fatua*, quae assiduè *divino spiritu* impleta, velut *per furorem*, futura praemonebat. Unde adhuc, qui *inspirari* solent, *fatuari* dicuntur. Daher haben die Weissager und die Fats ihren Ursprung, wie ich im grauen Ungeheuer irgendwo gezeigt habe.

Hith-nabbe hieß bey den Hebräern (wie man mir sagt) beydes weissagen und toll seyn. Noch jezt hat man — wie die Reisebeschreiber versichern — im Orient für Narren den größten Respekt, und hält ihr sinnloses Geschwäz aus keinem geringern Grunde für inspiriert, als — weil kein Sensus communis darinn ist.

Aber

Aber leider! hat die Erfahrung und Geschichte bewiesen, daß nicht bloß die Sonne des Orients, welche das Hirn versengt, und die Einbildungskraft zum Rappeln bringt, den Effekt hat, einsame Träumer zu inspirieren. Auch im kältern Europa hat es nie an Sehern, (die nicht sahen, was ist, um zu sehen, was nicht ist) Thaumaturgen, Propheten, Urinbeschauern, Nativitätsstellern, Schamanen, Angekoken, und andern Gegenfüßlern der Vernunft gefehlet. Auch dieser Welttheil hat — in einem gewissen Sinne — seine Pythissen gehabt, welche ihre Inspiration, oder den sie benebelnden Dunst offenbar durch eben das Organ empfiengen, welches ehemals den zukunftenthüllenden Dampf — den, so physisch er auch war, die Idioten des Alterthums, wegen seiner unerklärbar scheinenden Wirkungen, beynahe blasphemisch, einen göttlichen Geist nannten — dem ideenlosen Kopfe der Pythia zuführte.

So weit hatte ich geschrieben, als ich das November-Stück des T. M. vom Jahr 1787. zu lesen bekam. Da sahe ich, daß nun alle meine Schreiberey vergeblich seyn würde, indem ein sehr gelehrter und, wie es mir vorkömmt, sehr tiefdenkender Mann, Rousseau's und meine Philosophie über die Mirakel scharf mitgenommen und zu erhärten gesucht hatte, es gebe dennoch Mirakel, Hanns Jacob von Genf, und sein Partheygänger mögen sagen, was sie — in ihrer Blindheit — wollen!

Ich darf mir gewiß nicht schmeicheln, mit dem wohlgesinnten und gelehrten Gegner so leicht fertig zu werden, wie Maitre Iean Iacques, mit dem Pariser Erzbischof, Beaumont, — welchen Erzbischof ich mehr, wegen seiner Wohlthätigkeit gegen die Armen, als wegen seiner Logik (deren Schlüsse bisweilen ein wenig schnappten) hochschätze. In der That müssen die vielen tausend Livres, welche er unter die dürftigen austheilte, die falsche Münze wieder gut machen, die er seinen Lesern, unter dem nachgemachten Stempel der Philosophie — und um die bessern Sorten der Philosophen ausser Cours zu setzen, — in die Hände gefuschelt hat.

Ich befinde mich in Absicht auf meinen Gegner in einer ganz andern Lage. Er — übernimmt, wiewohl mit mehr Scharfsinn und Glück, die Rolle des Erzbischofs. Er — schreibt im T. M. einen Hirtenbrief, der die fallenden Wunder stehen macht, und die wankenden befestigt. In der That bedurften diese Dinge auch gar sehr eines so scharfsinnigen Defensors, und wenn sie gewissen Philosophen dennoch um nichts glaubwürdiger geworden sind, so liegt die Schuld offenbar an den Mirakeln selbst, und nicht an ihrem gelehrten Freunde.

Die Zuversicht, womit er von miraculösen Dingen spricht, ohne selbst je etwas ihnen ähnliches gesehen zu haben, ist demohngeachtet — wirklich rührend. Ihm

ist die gute Sache der Mirakel ein Theil von der guten Sache der Religion, und dieses Heiligthum — welches mir freylich auf andern Füßen zu stehen scheinet — will Er, bey seinem sichtbaren Berufe, es zu schützen, von ungeweiheten Händen nicht berührt wissen.

Wie viel Dinge sind nicht theils vom Himmel gefallen, theils vom Himmel zu uns gebracht worden! — Bücher, Fahnen, Oelfläschgen, um Könige zu salben, Kreuze, ein Amboß, große Steine, u. d. m.

Für alle diese Fakta zeugen alte Traditionen, und — Mönchschronicken aus dem Mittel-Alter, deren ich viele gelesen habe.

Die Sabäer — sagt Kämpfer — haben alte heilige Bücher, worin wunderliches Zeug stehet. Das erste heißt Divan, und ist von Gott selbst auf die heiligen Engel, und von diesen auf die ziemlich unheiligen Sabäer gekommen. Das zweyte Buch ist unserm Stammvater durch einen gewissen Engel, Namens Raphael, präsentirt worden.

Der Koran ist, wie die mahometanischen Doctoren wissen, vom Himmel gefallen. Prof. Björnstühl sagt im vierten Band seiner Briefe, p. 240. „Mahomet „wagte es, jede Zeile im Koran für ein Wunder aus-„zugeben, und nennte sie Ajed, welches im Arabischen, „Gottes Wort, oder eine vom Himmel herabgekom-

„mene

„mene Zeile anzeigt, und der Bedeutung nach, dem „Oth der Hebräer entspricht.“

Ich meines Ortes, halte dafür, daß zwischen uns und den Cölicolen eine große Kluft befestigt ist, so, daß sie eben so wenig zu uns herabsteigen, oder uns Bücher zuwerfen können, als es uns möglich ist zu ihnen hinaufzuklettern, um die Flaschen, die unsern Verstand enthalten, etwa im Monde wieder aufzusuchen.

Kein Atom kann sich von der Kugel, wozu er gehört, losreissen, und im schnellen Fluge andern Weltkörpern zueilen, um ihre Masse zu vermehren. Keine Zeile kann aus dem Saturn oder Jupiter — vorausgesetzt, daß dort geschrieben wird — auf die Erde herabfallen oder diese Totalkörper müßten ihre anziehende Kraft plötzlich verlieren, und etwa von der Erde so stark gezogen werden, daß sie, mit allem was darauf ist, auf diese hinstürzten. Alsdenn aber hätten die Muselmänner von den göttlichen Zeilen, welche mit herabgekommen wären, keinen Gebrauch machen können. Ausserdem giebt es in Ansehung der Art, wie jene wunderbare Rhapsodie geschrieben worden ist, noch sehr erhebliche Fragen, welche der Mufti selbst noch nicht mit unfehlbarer Autorität entschieden hat, und worüber, wie ich höre, die Derwische noch disputiren.

Denn, ob sie gleich überzeugt sind, daß der Koran mit einer Feder aus dem Flügel des Engels Gabriel geschrieben

schrieben worden ist, so halten doch einige dafür, daß der Prophet dem Engel diese Feder selbst ausgerissen habe. Andere bestreiten diese Meynung mit starken Gründen, und zweifeln nicht, daß der Prophet dieser Impertinenz unfähig gewesen sey, und daß der Engel Gabriel ihm — wie der große Verfasser des Candide sagt — die Feder mit unendlicher Grazie präsentirt habe *).

Gewissen Köpfen hat es von jeher geschienen, als müsse man erst untersuchen, ob der Koran wirklich mit einer Engelsfeder geschrieben sey? Allein da dieser Skepticismus seine Anhänger der Gefahr aussetzt, geschunden, oder lapidirt zu werden, so ist es freylich sicherer, über besondere Umstände des Fakti zu disputiren, dessen Wahrheit man voraussetzt.

Aber — was wird aus meinem Rousseau und mir? — Die Folge dieses Artikels mag es ausweisen.

Anonymus.

(Die Fortsetzung nächstens.)

*) Ich gestehe dem Anonymus, daß ich diese Art, seinem Gegner ein Bein zu unterschlagen, nicht liebe. W.

VI.

IV.

Ueber Wunder,

in Rücksicht auf einen Aufsaz im T. M.

(Jahrg. 87. M. April, August und Octob.)

Der anonyme Verfasser dieses Aufsatzes ist ein denkender und billiger Mann. Nicht durch Spöttereyen*) und Machtsprüche sucht er Geschichte, die Andern wichtig ist, lächerlich zu machen und umzustoßen, sondern er trägt seine eigenen oder von Andern entlehnten Gründe gegen einen herrschenden Glauben so stark als möglich vor. Er dringt seinen Gegnern keine Begriffe auf, die die Meisten von ihnen schon längst als irrig verworfen haben, um sie desto leichter zu widerlegen; sondern er rechnet mit ihnen über angenommene Erklärungen, und läßt sie so viel gelten, als man nach Billigkeit die Aeusserungen Andrer gelten lassen muß. Mit einem solchen Manne sich einlassen, und es wenigstens versuchen, ob man seine Zweifel und Einwürfe heben könne, ist angenehm, und es öffentlich thun, wenn er Veranlassung dazu gegeben hat, Pflicht, — damit nicht Mancher glaube, was nicht beantwortet werde, sey auch unbeantwortlich.

Ich werde aber diesen Aufsatz hinlänglich beleuchten, wenn ich mich über die Möglichkeit eines Wunders, und über die Möglichkeit eines glaubwürdigen Zeu-

*) Ich fürchte, dieses Lob wird er durch den vorgehenden Aufsatz verlieren, und ich bedaure es. W.

Zeugenbeweises für angeblich geschehene Wunder erkläre. Denn darauf bezieht sich alles, was der Ungenannte vorbringt.

Sehr gerne unterschreibe ich, was der Verf. gegen Wunder, nach dem ehemals festgesezten Begriffe derselben, als Erfolge, die durch kein endliches Wesen gewirket werden können, einwendet. Denn Wunder in diesem Sinne lassen sich gar nicht beweisen, weil wir die Kräfte aller endlichen Dinge nicht kennen, und nicht wissen, wo diese zu wirken aufhören, und wo die Allmacht zu wirken anfangen muß.

Aber nach Feders Erklärung, die unser Anonymus anführt, um daraus die Unmöglichkeit eines Wunders darzuthun, ist dasselbe ein Erfolg, der durch eine Ursache existiret, deren natürliche Kräfte er zu übersteigen scheint.

„Hier, sagt er, sind nur zwey Fälle denkbar. Entweder die erzählte Wirkung scheint nur das Maaß der Kraft ihrer Ursache zu übersteigen, oder sie übersteigt es wirklich. In jenem Falle ist sie kein Wunder, und in diesem müssen wir die Erzählung eines solchen Faktums geradezu als fabelhaft verwerfen, weil das Erzählte absolut unmöglich ist. Denn es ist Naturgesetz, welches keine Ausnahme leidet, daß die Ursache allemal ihrer Wirkung proportioniert seyn muß. Der Mangel der Proportion zwischen der Ursache und ihrer

ihrer Wirkung ist also etwas physisch unmögliches. Dagegen ist es gar sehr physich möglich, daß ein Erzähler lüge, oder irre."

Er ist also billig genug, nicht bey Feders Definition stehen zu bleiben, nach welcher es gar kein wahres Wunder giebt, weil Alles, was uns unbegreiflich vorkommt, so heissen müßte. Aber auch so wie Er sie nimmt, kann ich sie noch nicht stehen lassen.

Wunder, als Erfolge die durch eine wirkende Ursache (causa efficiens) existieren, deren natürliche Kräfte sie übersteigen, sind und bleiben physisch unmöglich. Es ist physisch unmöglich, daß z. B. ein Mensch durch seinen Befehl Todten das Leben wieder gebe, oder eine durch Krankheit in Unordnung gerathene Leibesbeschaffenheit durch ein Wort wiederherstelle, — weil die Disproportion zwischen ihm als hervorbringender Ursache und den angegebenen Wirkungen nicht wegzuschaffen ist.

Unmittelbare Wirkungen der göttlichen Allmacht lassen sich für uns nicht beweisen; und Mitwirkung unsichtbarer höherer, aber endlicher Wesen würden von jenen nicht zu unterscheiden, also auch keines Beweises fähig seyn.

Alles aber, was geschieht, muß dem allwissenden Weltregenten von Ewigkeit her nicht nur gegenwärtig gewesen, sondern auch in seinen Plan aufgenommen und vorbereitet worden seyn.

Dies

Dies vorausgesetzt, kann ich mir Wunder nicht anders als Wirkungen denken, die nach aller bekannten Erfahrung von Menschen nicht mit Gewißheit vorher gesehen und vorhergesagt werden können.

Wunderthäter haben folglich, wenn es ehemals dergleichen gegeben hat, die ihnen zugeschriebenen außerordentlichen Wirkungen nicht hervorgebracht, sondern zuverläßig vorhergewußt und vorhergesagt, was nach aller vorhandenen Geschichte, Menschen sonst nie so vorherwissen und vorhersagen können, daß sich, mehrentheils in dem Augenblicke, eine Begebenheit zutragen werde, die dem bekannten Laufe der Natur nicht gemäß, aber doch zu diesem von uns nicht ganz zu übersehenden Laufe der Natur gehörte, und nach natürlichen, nur Menschen nicht bekannten Gesetzen, erfolgte.

Hier kann mein Gegner immer noch wie gegen Feders Definition einwenden: Ist die Vorhersehung einer dem gewöhnlichen Laufe der Natur nicht analogischen, aber doch in denselben eingewebten Begebenheit eine Wirkung, die das menschliche Vorhersehungsvermögen nach aller Erfahrung übersteigt: so ist sie, dem angeführten Naturgesetze gemäß, auch physisch unmöglich.

Ich antworte: Nach der Erfahrung ist es über das Vermögen aller Menschen, mit Gewißheit vorherzusehen und zu sagen, daß gerade dieser Paroxysmus einer langwierigen Krankheit der letzte seyn werde, oder

wenn man abwesend gewesen ist, zuverlässig vorherzu-
sehen und zu sagen, daß ein Todter, oder in tiefer Ohn-
macht liegender, der als wirklich todt begraben ist, oder
würde begraben seyn, wieder lebendig werden, oder
daß ein heftiger Sturm diesen Augenblick sich legen
werde. Aber es ist weder unmöglich noch unwahrschein-
lich, daß das Vorhersehungsvermögen unsers geistigen
Wesens eines weit größern Grades der Erhöhung, als
im geringern uns schon unbegreiflichen Grade, sich zu-
weilen äussert, und zwar bey einem mehr, als bey
dem andern, fähig sey. — Man kann also nicht ohne
Grund menschlichen Seelen eine Spannungsfähigkeit
ihrer Vorhersehungskraft als natürlich beylegen, deren
wirkliche Aeusserung mit aller bekannten Erfahrung
nicht übereinstimmt.

Und solche Aeusserungen eines durch nicht überna-
türliche, obgleich uns völlig unbekannte Ursachen er-
höheten Vorhersehungsvermögens einzelner Menschen,
die diese Kraft bey allen übrigen zu allen Zeiten bis
jetzt überstiegen haben, und so lange sie dieselbe überstei-
gen, nenne ich wahre Wunder.

Nach dieser Erklärung liegt der Grund der physi-
schen Möglichkeit von der Existenz der Wunder in dem
von uns nicht ganz zu übersehenden Laufe der Natur;
und der Grund der physischen Möglichkeit von einer,
aller bekannten Erfahrung nicht gemäßen Kenntniß je-
nes

nes Laufs der Natur, in der Spannungsfähigkeit des Vorhersehungsvermögens dieses und jenen Menschen.

Nun muß unser Gegner beweisen: es sey physisch unmöglich, daß die Geistes-Augen Einzelner, zwar auf eine nicht übernatürliche, aber doch für uns unerklärliche Art, so haben geschärft werden können, daß sie in dem großen Buche der Natur auch die Blätter lesen, die sonst niemand gelesen hat.

Ich muß hier der Aeusserungen des Divinationsgeistes, die man für Würkungen des *Magnetismus* ausgiebt, erwähnen, um dem Gedanken bey einigen Lesern zuvorzukommen, als wenn auch sie Wunder zu nennen wären, besonders da man zur Vertheidigung ihrer Möglichkeit auch darauf dringt, daß man nicht läugnen könne, die menschliche Seele sey fähig durch ihre verborgenen Kräfte Erscheinungen zu bewirken, die uns unbegreiflich sind. Aber angenommen, daß die Prophezeyungsgabe, die der Magnetismus ertheilen soll, keine Gaukeley sey, welches doch in vielen Fällen wohl schwerlich bewiesen werden kann: so fehlt es auch nicht an Beyspielen von Kranken, die in hitzigen und andern Fiebern oft sehr richtige Gefühle von dem, was ihnen dienlich ist, z. E. Säuren, Rheinwein, Obst ꝛc hatten. Auch ist die Geschichte nervenkranker Personen, (und solche waren es doch, an welchen das Magnetisiren seine Kraft bewiesen haben soll,) voll von ähnlichen, ja noch viel wunderbarern Erschei-

nungen. Selbst der divinatorische Schlaf der Desorganisirten, in welchem sie gegen Krankheiten Arzeneyen verordnen, ist nicht neu. Schon die Griechen vor mehr als zweytausend Jahren verstanden die Kunst die Kranken über ihre Krankheiten diviniren zu lassen, und es gab nicht nur in Griechenland, sondern auch in Italien, Aegypten und anderwärts in Menge Orakel, die vorzüglich oder eigentlich dazu bestimmt waren, durch den divinatorischen Schlaf Kranke zu heilen. Der Name Orakel, oder Inkubation, klingt zwar anders als Desorganisation und Somnambulismus; aber was die Sache selbst betrift, findet kein bedeutender Unterschied statt. *)

Gesetzt also, daß die noch so sehr auffallenden Divinationen im magnetischen Schlafe keine Fratzen sind, so sind sie doch auch keine Wunder: weil sie der bekannten Erfahrung sich gemäß verhalten, und durch überspannte Einbildungskraft gewirket worden sind, und und noch gewirket werden.

Sind aber Wunder Wirkungen eines erhöheten Vorhersehungsvermögens, waren denn (wird mir vielleicht Einer oder der Andere von denen, deren Sache ich vertheidige, einwerfen) auch die, welche von Jesus erzählt werden, nichts anders?

In

*) S. in der Berl. Monatsschr. Sept. 87. die historischen Nachrichten, die Hr. Prof. Walch zu Halle von der Inkubation oder den Kuren der alten Welt durch divinatorischen Schlaf gesammlet hat.

In so ferne er ein Mensch war, wie alle Nachkommen Adams, können wir ihm keine andre zuschreiben, denn ein Mensch kann nie die hervorbringende Ursache eines Wunders seyn.

Da aber Jesus, nach dem zu urtheilen, was er von sich selbst sagt, mehr als ein Mensch war, so kann er auch, als ein höheres Wesen in menschlicher Organisation, mehr als gewöhnliche Menschen, nach uns unbekannten Naturgesetzen, zu wirken fähig gewesen seyn. Wessen er aber fähig war, oder welche seiner Thaten Wunder der **Vorhersehung** oder der **Macht** zu nennen seyn möchten: das läßt sich nicht eher in jedem Falle bestimmen, bis wir einst das, was er eigentlich war, ganz werden ergründet haben.

Offenbar sind indessen manche seiner Thaten Wunder der Vorhersehung gewesen, wie z. E. die Bewirkung eines reichen Fischzuges, und wahrscheinlich noch viele andere mehr; ja sie hättens zur Erreichung der Absicht, welche Wunder haben sollen, alle seyn können, indem sie nemlich als solche schon zur Beförderung seiner Autorität hinlänglich waren. Wenn also gleich, mit Rücksicht auf Jesus allein, Wunder Wirkungen sind, oder doch seyn können, die nach aller bekannten Erfahrung von Menschen nicht nur nicht mit Gewisheit vorhergesehen, sondern auch nicht hervorgebracht werden können; so thut man doch am besten, daß man eine solche Erklärung von

Wundern festsetzt, die auf die meisten, vielleicht auf alle paßt, und nach welcher ihre physische Möglichkeit den wenigsten Zweifeln unterworfen ist.

Aber haben wir denn zuverlässige Nachrichten von solchen ehemals geschehenen Wundern? — Unser Gegner leugnet es, indem er behaupten will, es sey unmöglich, glaubwürdige Nachrichten davon zu haben.

„Einem einzigen Zeugen, sagt er mit dem seel. Hismann, kann man schlechthin nicht glauben, wenn er Wunder erzählet. Aber auch, fährt er fort, die Existenz von tausend Lügnern oder Irrenden ist noch immer unendlich wahrscheinlicher, als die Existenz eines Mirakels, so lange wir nicht aus Erfahrung wissen, daß es Wunder gebe, und auf der andern Seite nicht zweifeln können, daß die Menschen zu allen Zeiten gelogen und geirret haben."

„Es scheint daher, als ob man, ohne die Untrüglichkeit des Wundererzählers vorauszusetzen, seinen Erzählungen gar keinen Glauben beymessen könne; weil wenn die Möglichkeit zugegeben wird, daß er habe irren können, auch alsbald die Vermuthung eintreten muß, daß er wirklich geirret habe, wenn er uns Fakta referiert, die von aller Wahrscheinlichkeit entblößt sind."

„Jene Untrüglichkeit eines Erzählers aber würde selbst ein Wunder, und zwar, da sie auf Inspiration beru=

beruhet, ein unsichtbares Wunder seyn, welches, da es ein Objekt der äussern Sinnen seyn kann, nur von einem einzigen bezeuget werden könnte, von dem nemlich, der inspiriert zu seyn vorgiebt. Alsdann gälte Hismanns angeführter Grundsatz."

„Das Resultat dieser Untersuchung ist, daß wir uns bey Vertheidigung der Thaumaturgien nothwendig in einem Zirkel herumdrehen müssen. Das erzählte Wunder können wir nur um der vorausgesetzten Untrüglichkeit des Erzählers willen — seine Untrüglichkeit aber, als eine der allgemeinen menschlichen Natur widersprechende Eigenschaft, nur um der sichtbaren Wunder willen glauben, wodurch er sich allenfalls legitimieret hätte. Diese Wunder aber würden, um für uns glaublich zu werden, wieder einer Bestätigung durch die Aussagen untrüglicher Geschichtschreiber bedürfen, und hier würde die Noth von neuem angehen."

So weit der Anonymus, oder vielmehr Hume, dem dieser Einwurf gehört!

Angenommen, aber nicht zugegeben, daß Einer Wunder nicht glaubwürdig bezeugen könne, welches unter gewissen Umständen sehr wohl angehet; so brauchen doch mehrere Zeugen nicht untrüglich und inspiriert zu seyn, um Glauben zu verdienen, wenn sie dergleichen erzählen. Berichten sie an sich keine physisch unmögliche, oder läppische, ungereimte und lächerliche Dinge, so dürfen sie nur gesunde Augen und Ohren

 haben,

haben, ehrliche Leute ohne Schwärmerey und im Stande seyn, das mit Worten auszudrücken, was sie gesehen und gehöret haben, um als glaubwürdige Geschichtschreiber zu gelten. Ihres Urtheils über das, was geschehen seyn soll, bedarf ich gar nicht, um zu entscheiden, ob das Erzählte ein Wunder sey, oder nicht. Und desto besser für mich, daß viele Erzähler zu allen Zeiten gelogen und geirret haben; denn wenn man das nach gehöriger Prüfung zuverlässig entdecken kann: so habe ich desto gewissere Kennzeichen, woran ich die erkenne, welche nicht gelogen, noch geirret haben. Mir, der ich ihre Nachrichten vor mir habe, kommt es zu, wenn ich von der Authenticität derselben überzeugt bin, zu untersuchen, ob jene Kriterien hier Stich halten. Finde ich nun Erzählungen von Wundern, an deren Aechtheit ich eben so wenig zweifeln kann, als an der Authenticität andrer Schriften aus eben dem Zeitalter, und treffen die sichersten Merkmale der Glaubwürdigkeit einer Geschichte an ihnen zu: so nehme ich sie treuherzig an; und daran handle ich nicht blos treuherzig, sondern wie es einem philosophischen Forscher der Geschichte gebühret, dem historische Evidenz auch heilig ist, so gut wie die mathematische und moralische.

Was gilt aber, könnte man einwenden, historische Evidenz überhaupt? Was kann sie in Ansehung irgend einer Nachricht von Wundern gelten, wenn die Jansenistischen Wunder auf dem Grabe des Abts Paris, die

die in unsern erleuchteten Jahrhunderte, in einer der aufgeklärtesten Städte der Welt geschahen, gerichtlich bestätigt und selbst von Feinden nicht geläugnet wurden, dennoch bey keinem denkenden Menschen Glauben verdienen?

So scheinbar dieser Einwurf ist, so bald verschwindet er doch, wenn man, bey näherer Untersuchung der Geschichte jener neuern Wunder zu Paris findet, daß das, was an denselben aller bekannten Erfahrung nicht gemäs scheinet, also sie zu wahren Wundern machen würde, nicht nur unerwiesen und des Betruges und der Schwärmerey sehr verdächtig, sondern auch von Zeitgenossen historisch widerlegt sey, welches nicht von allen ältern Wundern gesagt werden kann. Ueberdem ist das Wahre an jenen Parisischen Wundern ganz natürlich zu erklären, oft geschehen, und geschieht noch oft *).

Daß ich Wunder aus eigener Erfahrung nicht kenne, auch mich durch das Zeugnis meiner Zeitgenossen nicht davon überzeugen kann, macht mich in meinem Glauben an gewisse ehemalige Erzählung von Wundern nicht wankend, sondern bestärkt mich vielmehr in demselben. Denn soll ich ausserordentliche Begebenheiten als Veranstaltung einer weisen Vorsehung verehren, so

 müs-

*) S. Leß Wahrheit der christl. Religion und die in derselben angeführten Originalschriften über diesen Gegenstand 2 B. Anhang nach der N. Ausgabe.

müssen sie zur Erreichung irgend einer wichtigen Absicht gedient haben; sie müssen also nicht nur zu einer Zeit sich zugetragen haben, wo Wunderglaube allgemein herrschte, und dieser also jene Absicht befördern konnte, sondern sie müssen auch aufhören, so bald eine höhere mit jener erstern verbundene Absicht dadurch verhindert wird. Wunder wirken nemlich nur Glauben an religiöse Autorität; diese aber muß bey denen, die dessen fähig sind, eigenes freyes Denken und religiöse Aufklärung befördern, wenn man ihre Hervorbringung nicht als ein Werck von Menschen ansehen soll, denen daran gelegen ist zu herrschen und im Trüben zu fischen. Ehemalige Wunder als Begebenheiten, die zu einer besondern Absicht von Gott in den Lauf der Natur eingewebt sind — mußten also aufhören, so bald ihr Endzweck, Festsetzung einer wirksamen religiösen Autorität, erreicht war; weil die Fortdauer derselben, als bloß sinnlicher Ueberzeugungsmittel, die sinnliche Denkungsart der Menschen in Ansehung der Religion unterhalten, Nachdenken und Aufklärung aber verhindert hätte und verhindern würde.

Man nehme an, wir erhielten Nachricht, daß unter irgend einer nicht christlichen Nation, die zur Annehmung des Christenthums fähig wäre, Wunder zur Ausbreitung desselben geschähen; so würden die jetzigen Gegner aller Wunder mit ihren Freunden und Vertheidigern sich über die Glaubwürdigkeit einer solchen Nach-

richt

richt herumzanken, und beyderseitige Partheyen bey ihren bisherigen Meynungen bleiben: oder man schikte auch vielleicht eine Gesandschaft von Gelehrten ab, um die Sache genauer zu untersuchen. Wenn man nun etwa Männer, wie Semler, Lavater, Pfenninger und Bahrdt dazu wählte; so würde, gesetzt daß auch die Erstern die Nachrichten gegründet fänden, doch der Letztere, wenn er consequent seyn wollte, seinen Sinnen nicht trauen, weil er alle Wunder schlechterdings für unmöglich hält; Semler würde sie zwar nicht leugnen, indessen doch fortfahren in seinen Schriften mit Recht zu behaupten, daß alle Wunder an sich die moralische und innerliche Religion nicht befördern könnten: aber was würde seine Stimme gegen den triumfirenden Ton vermögen, den Lavater und Pfenninger anstimmen und zur Beschämung der Gegner ihres Wunderglaubens überall erschallen lassen würden? Und was würde die Folge davon seyn? Wenn sich die beyden Letztern auch die Hände nicht auflegen ließen, und schwerlich möchten sie der Versuchung dazu widerstehen können; so würde doch ihr Zeugnis, das sie in Verbindung mit dem Semlerischen setzen würden, die jetzige Wundersucht noch epidemischer machen, Trägheit im Denken über die Religion, deren Inhalt die menschliche Vernunft jetzt selbst bearbeiten kann und soll, mithin auch Aberglauben und Schwärmerey noch mehr befördern.

Wun-

Wunder sind also Begebenheiten, die nach aller bekannten Erfahrung von Menschen nicht mit Gewisheit vorhergesehen und vorhergesagt werden können.

Sie sind physisch möglich, weil sie in die uns nicht ganz bekannte Reihe der natürlichen Dinge gehören, und von Menschen vermöge der Spannungsfähigkeit ihrer Vorhersehungskraft erkannt werden können, ob wir gleich nicht begreifen, wodurch diese Kraft bis zu dem Grade erhöhet wird.

Sie können durch Zeugnisse erhärtet werden, wie alle an sich nicht unmögliche Begebenheiten.

Denn es giebt glaubwürdige und nicht glaubwürdige Zeugnisse. Es giebt mithin Kennzeichen der Glaubwürdigkeit; es giebt historische Evidenz überhaupt, und in Rücksicht auf Wunder in höchstmöglichem Grade.

Was historisch evident ist, wird durch nachfolgende nicht damit übereinstimmende Erfahrung nicht widerlegt, sondern, was wahre Wunder betrift, eben dadurch noch mehr bestätigt.

Die Anwendung hievon auf die Wunder, welche das N. T. erzählt, macht sich von selbst. *)

J. Chr. Weland,
Prediger zu Braunschweig.

*) Ich behalte mir die Erlaubniß vor, diesen Aufsatz in dem nächsten Stücke mit einigen Anmerkungen zu begleiten. d. H.

V.

Gedanken
von der Freyheit über Gegenstände des Glaubens zu philosophiren.

Die Aufsätze eines mir selbst von Person unbekannten Anonymus über verschiedene philosophische und metaphysische Probleme, die zeither im T. Merkur erschienen sind, geben mir nicht nur den Anlaß, sondern machen es mir gewissermaßen zur Pflicht, meine eignen Gedanken von der Freyheit über Gegenstände des Glaubens zu philosophiren, und die Gründe warum ich überzeugt bin, daß die Ausübung dieses Rechtes gerade jetzt nöthiger sey, und heilsamer werden könne als jemals, dem Publiko zu ruhiger Prüfung mitzutheilen. Ich selbst muß gestehen, daß die Gedanken des Anonymus nicht immer mit den meinigen zusammen treffen: indessen glaube ich, daß sie zu sehr nützlicher Erörterung Gelegenheit geben können und werden; *) und ich hoffe, selbst unter denen, die aus ihren eignen Speculationen — oder Erinnerungen dessen was sie andern nachzusprechen gewohnt sind, ganz andere Resultate herausbekommen, werde ihm schwerlich jemand die Gerechtigkeit versagen, einen hellen Kopf in

*) Die vorgehende Abhandlung des Hrn. P. Weland ist die erste Probe hievon.

in ihm zu erkennen, der mit den exakten Wissenschaften und den Schriften der Philosophen bekannt ist, und die Gegenstände, worüber er schreibt, nicht erst seit ehegestern in genauere Erwägung gezogen hat.

Ueberhaupt würde ich es da als ein offenbares Zeichen einer traurigen Retrogradation des gesunden Menschenverstandes unter uns ansehen müssen, wenn die Freyheit, womit der Anonymus über Gegenstände, deren Untersuchung unstreitig der Vernunft zu kommt, seine Gedanken sagt, durch die Mehrheit der Stimmen für anstößig oder unzuläßig erklärt werden sollte. Es wäre wahrlich eine sehr illiberale und unphilosophische Art zu philosophiren, wenn derjenige, der mit der Fackel der Vernunft in die dunkelsten Gegenden der menschlichen Ideenwelt einzudringen versucht, sich bey jedem Schritte fürchten müßte, eine Entdeckung zu machen, wodurch irgend ein alter oder junger Hircocervus für das was er ist erkannt würde: oder wenn man, bey Analysierung und Vergleichung menschlicher Begriffe und Meynungen, die Resultate dieser Operationen immer voraussehen, und auf einmal mit Denken einhalten müßte, sobald eines käme, woraus dieser oder jener ehrliche Dogmatiker die Consequenz ziehen könnte, daß es mit seinem **Gedanken-Formular** wohl nicht ganz richtig stehen dürfte.

Die Vernunft — ohne welche wir Adamskinder allzumal doch nichts als Gras- und Fleischfressende

Yahoos

Yahoos wären — muß ihrer Natur nach in ihren Operationen ganz frey seyn. Der Gebrauch dieser Freyheit, und das Recht, den ganzen Prozeß, wie wir im Nachdenken über interessante Gegenstände auf diese oder jene Resultate gekommen sind, andern mitzutheilen, gehört unter die unverlierbaren Rechte der Menschheit. Das allgemeine Beste der Gesellschaft ist mit der Erhaltung dieses Palladiums unzertrennlich verknüpft; denn von seinem Verlust würde der Verlust aller Gewissensfreyheit und aller bürgerlichen Freyheit, würde die Wiederkehr jener schrecklichen Finsterniß, Sclaverey und Verwilderung der Jahrhunderte zwischen Theodosius uud Friedrich III. die natürliche Folge seyn. Wenn es wahr ist, daß unser Jahrhundert sich einiger beträchtlichen Vorzüge vor allen vorhergehenden rühmen kann, so haben wir sie lediglich der Freyheit des Denkens und der Presse, der dadurch bewürkten Ausbreitung der Wissenschaften und des philosophischen Geistes, und der mehrern Bekanntmachung derjenigen Wahrheiten, von denen das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft abhängt, zu danken. Manche Lobredner unsrer Zeiten mögen wohl von diesen Vorzügen zu sanguinisch denken; aber, wenn sie nicht ungleich größer, ausgebreiteter und in ihren Wirkungen wohlthätiger sind, woher kommt es, als weil die Rechte der Vernunft noch bey weitem nicht in allen Ländern unsers Welttheils anerkannt werden, und sogar da, wo noch das meiste Licht ist, in den Vorurtheilen, den

Leiden=

Leidenschaften, und dem Privat-Interesse herrschender Partheyen, Stände, Orden, u. s. w. noch so starken und hartnäckigen Widerstand finden?

Man kann es nicht zu oft wiederholen: Nichts was Menschen jemals öffentlich gesagt, geschrieben und gethan haben, kann sich eines Privilegiums gegen die kaltblütige Untersuchung und Beurtheilung der Vernunft anmaßen. Kein Monarch ist so groß und kein hoher Priester so heilig, daß er, Kraft seiner Majestät oder Heiligkeit, vor den Ohren und Augen der Welt Sottisen sagen oder thun dürfte, ohne daß es erlaubt wäre — sollte es auch erst nach seinem Tode geschehen — mit aller geziemenden Höflichkeit zu zeigen, daß die Sottisen, die er gesagt oder gethan hat, Sottisen sind. Und wenn dies wahr ist — wie doch wohl niemand unverschämt genug seyn wird leugnen zu wollen? — Warum sollten nur die unrichtigen Definitionen, nur die grundlosen Distinctionen, nur die Sophismen und Paralogismen, mit Einem Worte, nur die Sottisen der Gelehrten, Schriftsteller, Doctoren und Magistern, wie illuminiert, resolut, subtil, irrefragabel, angelisch und seraphisch die Herren auch seyn mögen, sich selbst einen Freybrief gegen Prüfung und Beurtheilung geben dürfen?

Auch dies kann, (wenigstens so lang es noch so nöthig ist wie dermalen) nicht oft und laut genug gesagt werden: Nicht die Dinge selbst, sondern nur unsre

Vor-

Vorstellungen, Meynungen, Einbildungen würkliche oder vermeynte Erfahrungen, daraus gezogene Schlüsse, oder zu ihrer Erklärung erfundene Hypothesen und Systeme, sind der Gegenstand der speculativen Philosophie. Bis zu den Natur-Dingen selbst sind wir noch nicht gekommen. Wir weben und leben in einem Ocean von Phänomenen, Ideen und Phantomen; wir werden von ihnen auf unzähliche Art getäuscht; aber unser Interesse ist, so wenig als möglich getäuscht zu werden: und was haben wir denn als den allgemeinen Menschenverstand und die reine Vernunft, was uns das Wahre, dessen Erkenntniß uns zu unsrer Glückseeligkeit nöthig ist, von Irrthum und Betrug, die uns schädlich und verderblich sind, deutlich und mit Gewißheit unterscheiden lehren könnte?

Es ist wahr, Kinder müssen so lange sie Kinder sind durch Autorität geleitet werden: aber sie müssen auch unterrichtet werden, damit sie nicht ewig Kinder bleiben. Ein Kind wird, der Ordnung der Natur zufolge, mit jedem Jahre weniger Kind; es hat alles in sich, was es braucht um zur Reiffe und Vollkommenheit seiner individuellen Naturbestimmung zu gelangen, und es ist unrecht, wenn seine Obern es, aus eigennützigen Absichten, an seiner Entwicklung hindern. — Ist das was man Volk nennt, eine Art von moralischem Kinde, wie man nicht ohne allen Grund anzunehmen gewohnt ist, so muß auch von

 ihm

ihm gelten, was von allen Kindern gilt: es muß ihm keine Gelegenheit abgeschnitten werden zu männlichem Verstande zu gelangen.

Ich sehe seit einiger Zeit nicht nur die Finsterlinge, (worunter in der That der eine oder andere dem alten Amadis von Gallien den Nahmen des schönen Finsterlings (beau Tenebreux) streitig machen könnte) sondern sogar solche, die für sehr illuminirte Köpfe gehalten seyn wollen, gegen Aufklärung und Aufklärer sich erheben. — Was mag man wohl damit wollen? Was fürchtet man vom Lichte? Was hofft man von der Finsterniß? — Können kranke Augen das Licht nicht ertragen? so muß man sie gesund zu machen suchen, und sie werden es nach und nach schon ertragen lernen. Aber Mörder, Diebe, Ganeonen, und ihres gleichen scheuen das Licht — und gerade diese muß es, um des allgemeinen Bestens willen, bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel verfolgen.

Jede bekannt gemachte Wahrheit, jede Berichtigung eines Irrthums (träfe es auch nur eine falsche Leseart in einem alten Autor, oder die Zahl der Staubfäden einer neuen Pflanze an) hat ihren Werth: aber es giebt Wahrheiten und Irrthümer, die auf das Wohl oder Weh des menschlichen Geschlechts einen sehr großen, einen entscheidenden Einfluß haben: und diese sollen und müssen unermüdet und unerschrocken von allen ihren Seiten, nach allen ihren Beziehungen und

Wir=

Wirkungen beleuchtet werden, und dem stärksten Feuer der Prüfung so lange ausgesezt bleiben, bis sie, von allen Schlacken des Irrthums gereinigt, als feines gediegenes Gold aus dem Tiegel kommen, und alsdann, ohne Möglichkeit eines vernünftigen Widerspruchs, den kostbarsten und herrlichsten Schatz der Menschheit ausmachen.

Von den Wahrheiten, die ich hier im Auge habe, sind einige einer Evidenz fähig, die der Gewißheit unsers eigenen Bewustseyns gleich ist — Andere hingegen sind so beschaffen, daß sie, vermöge der Natur der Sache und der Schranken unsers Wesens, keine andere Gewißheit für uns haben können, als die aus einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit entspringt, und durch einen im Herzen aller Menschen liegenden geheimen Wunsch, daß sie wahr seyn möchten, unterstützt wird; ein Wunsch, der ein erweisliches moralisches Bedürfniß, sie als wahr anzunehmen, zum Grunde zu haben scheint. Diese Wahrheiten sind nicht so wohl Gegenstände der spekulativen Vernunft als des vernünftigen Glaubens: aber ihre Wurzel liegt so tief in der menschlichen Natur, daß kein Volk des Erdbodens, wie unentwickelt und ungebildet es auch sonst seyn mag, sofern es des menschlichen Nahmens nur einigermaßen werth ist, gefunden wird, bey welchem sich nicht wenigstens finstre, unreife, und misgestaltete Phantomen und Schattenbilder dieser Wahrheiten fest-

gesetzt hätten, für welche sie eine ihnen selbst unerklärbare Anhänglichkeit haben.

Diese Wahrheiten sind — das ewige Daseyn eines Obersten Grundwesens von unbegrenzter Macht, von welchem das ganze Weltall nach unveränderlichen Gesetzen der vollkommensten Weisheit und Güte regiert wird — und die Fortdauer unsers eignen Grundwesens, mit Bewußtseyn unsrer Persönlichkeit und ewigem Fortschritt zu einer vollkommenern Art von Existenz.

Meiner innigsten Ueberzeugung nach müssen diese zwey Glaubens-Wahrheiten, in ihrer möglichsten Reinheit und Simplicität gedacht und fest geglaubt, den wohlthätigsten Einfluß auf unsre innere Moralität, Zufriedenheit und Glückseligkeit haben. Es ist erweislich und erwiesen, daß sie den Menschen, im Ganzen genommen, unentbehrlich sind; erweislich und erwiesen, daß auch der beste und glücklichste Mensch, durch ihren Glauben noch besser, noch glücklicher werden muß. Von ihnen, und von ihnen allein gilt, was Cicero von den Eleusinischen Mysterien sagt: daß sie uns in die Verfassung setzen, froher zu leben und mit besserer Hofnung zu sterben.

Welcher dem menschlichen Geschlecht gehässige Dämon hat sich denn von uralten Zeiten bis auf den heutigen Tag so unselig geschäftig bewiesen, gerade diesen Glauben einer göttlichen Weltregierung und eines bessern Zustandes nach diesem Leben auf alle nur ersinnliche Weise zu verunstalten, zu ver-

dun-

dunkeln, und durch Vermischung mit der ungereimte-
sten Schwärmerey dem scheuslichsten Aberglauben,
und den menschenfeindlichsten Wahnbegriffen und Irr-
lehren, das was die Stütze, der Trost und die Hof-
nung der Menschheit seyn sollte, zum Mittel ihrer Un-
terdrückung und Mishandlung, zu einem Werkzeug
der Tyrannie, des Betrugs, und der Beutelschneide-
rey, ja sogar zu einem Gifte zu machen, das die See-
le gleichsam in ihren zartesten und edelsten Theilen an-
frißt, und in ein moralisches Scheusal verwandelt?

Wir haben nicht nöthig, die erste Ursache alles die-
ses Uebels weit ausser uns zu suchen; sie liegt uns sehr
nahe; denn, kurz — der Dämon stekt in unsrer eig-
nen Haut! und wiewohl es, aus Mangel hinlängli-
cher Urkunden, unmöglich ist, die Geschichte des Aber-
glaubens mit historischer Gewißheit zu verfolgen: so
ist doch nichts leichter, als die Entstehung desselben un-
ter den Umständen, worin uns die allgemeine Men-
schengeschichte die ältesten Völker zeigt, psychologisch
zu begreifen. Es ist aber hier nicht der Ort, und zu
meiner dermaligen Absicht unnöthig, mich in eine solche
che Deduction einzulassen.

Die ältesten Gesetzgeber, die sich dazu berufen fühl-
ten, noch sehr rohe und in einer Art von natürlicher
Wildheit lebende Menschenstämme in bürgerliche Ge-
sellschaften zu vereinigen, fanden den Glauben an Göt-
ter im Himmel, auf Erden, im Meer und unter der
Er-

Erden, und vornehmlich den Glauben an väterliche Götter, und Schutzgötter der Gegend, wo sie wohnten. der Berge und Flüße derselben, u. s. f. in den Gemüthern schon befestiget; und sie kamen sehr natürlich auf den Gedanken, diesen Umstand zu ihrem großen Vorhaben zu benutzen. Sie sahen, daß die Furcht vor den Göttern, unter der Leitung einer klugen Hand, das kräftigste Mittel werden könne, die rohen Menschen, mit denen sie es zu thun hatten, zu bändigen, und an bürgerliche Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Sie machten also entweder die Götter selbst zu den Urhebern ihrer Gesetze, oder setzten diese wenigstens unter ihre nnmittelbare **Garantie**; sie gaben dem Gottesdienst eine bestimmtere Form und größere Feyerlichkeit, sie stifteten die Mysterien, und bey den Griechen wurden, z. B. **Eleusis**, **Olympia**, und **Delphi**, schon in sehr alten Zeiten, die Vereinigungspuncte der unzähligen kleinen Völckerschaften, woraus sich nach und nach der große politische Körper bildete, der den Jupiter, als seinen allgemeinen Schutzgott, und die Amphiktyonen als sein höchstes Nationalgerichte verehrte.

So wurden alle bürgerlichen Gesellschaften gewissermaaßen auf die Religion gegründet; sie machte einen Theil der Gesetzgebung, ein wesentliches Stück der Constitution, aus. Man betrachtete sie (mit wie viel Recht oder Unrecht ist jezt nicht die Frage) als ein Band des Staats, das nicht zerrissen werden könne, ohne den

Staat

Staat selbst aufzulösen. Aber — wie war diese Religion beschaffen?

So rohe und äusserst sinnliche Leute, wie man sich die Menschen dieser Zeiten denken muß, waren noch wenig fähig, sich bis zu dem vernunftmäßigen Begriff der höchsten Macht, Weisheit und Güte, dem einzigen würdigen Begrif der mit dem Wort Gott verbunden werden kann, zu erheben. Sie verlangten sichtbare und handgreifliche Gegenstände ihrer religiosen Verehrung. Die Götter bekamen also Bilder, die Bilder Tempel, die Tempel Priester. Diese leztern wurden, wie natürlich, nach und nach aus Dienern Vertraute, aus Vertrauten Günstlinge, aus Günstlingen Organe ihres Gottes. Die Götter offenbarten sich ihnen bald in Träumen, bald durch Stimmen oder Erscheinungen. Sie wurden von diesen höheren Wesen in den Geheimnissen der Natur und des Schicksals unterrichtet. Daher waren die Priester in den ältern Zeiten auch die Weisen oder Gelehrten, die Weissager, und die Aerzte des Volcks, und sind es noch jezt bey allen Völkern die noch auf den untersten Stufen der Cultur stehen. Sie heilten die Krankheiten, die sie als Wirkungen böser Dämonen oder erzürnter Gottheiten betrachteten, meist durch übernatürliche Mittel, durch magische Formeln, Veräucherungen, Amulete, Talismane und dergl. Ihre Arzneykunst war also grösstentheils ein Zweig ihrer Magie und Theurgie.

gie. *) Diese letztern, mit allen ihrem Nebenzweigen, den sämtlichen Divinationskünsten, der Astrologie, Geomantie, Nekromantie, Geisterbeschwörung, Geisterbannung, Vertreibung der Gespenster, Erhebung verborgener Schätze, u. s. w. wurden priesterliche Künste, wurden mit der Religion verbunden, und durch sie geheiligt. Die Neigung zum Wunderbaren und die Begierde das Künftige zu wissen sind die schwächste Seite der menschlichen Natur: die Priester zogen zu große Vortheile von ihr, als daß sie sich nicht überall (mehr oder weniger nach Maasgabe der übrigen Umstände) ein Geschäfte daraus gemacht haben sollten, alle diese einträglichen Felder des Aberglaubens, als ihr eigenes Gebiet und Appanage, möglichst anzubauen. Immerhin mochte es auch damals, wie noch jetzt, Schwärmer und Einfältige unter ihnen geben, die im Ernst an alle diese Thorheiten glaubten: aber die meisten wußten sehr gut was an ihren übernatürlichen Künsten war, und ihr Gewissen wurde gar bald harthäutig

genug

*) **Magie** in der weitesten Bedeutung ist die vorgebliche geheime Wissenschaft, auf Geister aller Arten, und durch sie auf die Körperwelt zu wirken; **Theurgie** ist der Nahme der vorgeblichen reinen und heiligen Magie der unbekannten Wundermänner **Hermes, Trismegistus, Zoroaster** und ihrer vorgeblichen Schüler, welche blos durch die Kraft **göttlicher Nahmen** und **Anrufungen Gottes** und **mit Hülfe guter Geister**, wunderbare Wirkungen hervorzubringen vorgiebt.

genug, ohne Compunction die Schwachen zu betrügen, die so gern betrogen seyn wollen, und immer so geneigt sind, nicht nur ihr bißchen Vernunft, sondern sogar ihre fünf Sinne knebeln und binden zu lassen, sobald sie etwas übernatürliches zu sehen und zu hören hoffen. Die so hoch gepriesene und falsch berühmte Weisheit der Egyptischen Priester, bestand gröstentheils in den vorbenannten priesterlichen Künsten.

Die sogenannte Philosophie des Zoroaster, und überhaupt alles was man Philosophie der Morgenländer nennt, begünstigete sie ebenfalls, und war dieses Nahmens eben so unwürdig als die Kabbala der Juden.

Als endlich die wahre Philosophie sich unter den Griechen hervorthat, nahm zwar der Aberglaube bey dem edlern Theile der Nation in der Maaße ab, wie die Aufklärung zunahm; aber da (wie gesagt) die einmal eingeführte Volksreligion in jeder ihrer Republiken einen Theil der Staatsverfassung ausmachte: so musten die Weisen sich zu sehr in Acht nehmen, mit den Priestern in keine gefährliche Collision zu kommen, als daß diese letztern sich nicht immer im Besiz der einträglichsten Zweige ihres Gewerbes, und das an ihnen hangende Volk in seiner Disposition zur Dämonen-Scheu (Δεισιδαιμονια, wie die Griechen den Aberglauben sehr richtig nannten) und bey seinem Hang zu allen Arten von Alfanzereyen, erhalten hätten.

Nach und nach entstanden unter den Griechen die bekannten philosophischen Secten und Orden. Einige derselben, als die Pythagoräer, Platoniker und Stoiker, hatten Grundsätze, die sich mit der herrschenden dämonistischen Religion sehr gut vertrugen, Pythagoras und Plato sogar solche, die obbesagten priesterlichen Künsten zur Grundlage dienen zu können schienen. Die pythagorische und platonische Philosophie wurde also (sonderlich je unreiner und trüber sie nach und nach zu werden anfieng) von den Priestern immer mehr begünstigt. Die epikuräische hingegen, die sich zwar der Volksreligion im Aeusserlichen klüglich conformierte, aber die erklärte Gegnerin aller Arten von religioser Betrügerey, aller Magie und Geisterseherey, aller neuen Orakel, aller übernatürlicher Künste und Operationen war, blieb, so lange sie dauerte, der Priesterschaft ausserst verhaßt, und wurde von ihr auch dem Volcke so verhaßt gemacht, daß ihre Bemühungen gegen den Aberglauben, im Ganzen und in der Folge der Zeiten, nur sehr wenig ausrichten konnten.

Die merkwürdige Zeitepoche Alexanders des Grossen, worin der größte Theil des damals bekannten Asiens, nebst Egypten, griechischen Fürsten unterworfen, und die Sprache, Künste, Wissenschaften, Religion und Sitten der Griechen über alle die Provinzen, die ehemals die persische Oberherrschaft erkannt hatten, ausgebreitet wurden, ward durch eine natürliche Folge

der

der Vermischung, die nach und nach zwischen den Griechen und Asiaten, Syrern, Medern, Egyptern u. s. w. statt finden mußte, auch wegen des Einflusses dieser Vermischung auf die Denkart und den Geist der Zeit, wichtig. Die Philosophie der Griechen artete in diesen Ländern nach und nach aus, und verlohr sich endlich in der morgenländischen Magie oder Dämonomanie. Alexandria wurde die Schule einer neuen Philosophie, worin die ungleichartigsten Begriffe und Meynungen zusammenflossen, um alle möglichen Ausschweifungen und Unternehmungen der Schwärmerey und des Aberglaubens mehr als jemals zu unterstützen.

Als die Römer das herrschende Volk in der Welt wurden, blieb nicht nur in den morgenländischen Theilen des ungeheuren Imperii Romani alles in diesem Stande, sondern die Römer, bey denen die Aufklärung durch Wissenschaften sehr spät angefangen und selbst unter den Großen nur auf wenige sich erstrekt hatte, fanden ungemeinen Geschmack an dem morgenländischen Aberglauben. Schon zu Augustus Zeiten finden wir Rom und Italien mit Syrischen und Egyptischen Landstreichern überschwemmt, die unter dem Nahmen Egyptischer Priester, Magier, Chaldäer u. s. w. die Superstition der Römer und Römerinnen auf alle mögliche Art zu besteuern wußten. Solchergestalt war alles, was die Römer den Erdkreis nannten, in allen seinen Theilen, (mehr oder weniger) mit Abgötterey und Zauberey, läppischen Götter- und Feenmährchen-

chen, Glauben an übernatürliche Undinge, magische Operationen, Amulete und Talismane, Verwandlungen der Menschen in Thiere, Geistererscheinungen, Evocation der Verstorbenen, Glauben an Traumdeuter, Wahrsager, Orakelsprüche, und an tausend wahnsinnige Arten die guten und bösen Geister sich günstig zu machen, zu versöhnen, zu unterwerfen oder auszutreiben, erfüllt, kurz, die ganze Menschenmasse mit magisch-religiösem Aberglauben und Wahnwitz angestekt, — als der göttliche Stifter des Christenthums in Palästina auftrat, um den Glauben an einen allgemeinen Vater im Himmel durch seine Lehre und noch mehr durch sein Beyspiel zu predigen, und die ächte Gottesverehrung, von allem magischen und theurgischen Aberglauben gereinigt, auf Redlichkeit des Herzens, Liebe zu Gott und den Menschen, und Ausübung aller moralischen Tugenden zurückzuführen.

Wenn man von dem Plan der Vorsehung nach dem Erfolg urtheilen darf, so konnte und sollte ein so grosses Werk als die Zerstörung des Reichs der Dämonen und ihrer Priester, d. i. mit andern Worten, der Herrschaft des Aberglaubens, der Abgötterey und der Magie, über die menschlichen Gemüther, ist, nicht ein Werk weniger Jahre, ja selbst nicht weniger Jahrhunderte seyn. Wenigstens beweiset die in einem grossen Theil ihrer Urkunden offen vor uns liegende Weltgeschichte der verflossenen siebzehn Jahrhunderte, daß

diese

diese große Unternehmung zwar angefangen, aber bald wieder von denen selbst, die sich nach dem Nahmen Christi nannten, gehemmet worden, und durch einen fortdauernden Zusammenfluß nachtheiliger Gegenwirkungen, bisjetzt nur auf eine sehr unvollständige Art bewirckt worden ist.

W.

(Die Fortsetzung nächstens.)

VI.

Fortsetzung der Briefe eines Reisenden aus Berlin.

5.

Berlin — Jänner 1786.

Ich besuchte vor einigen Tagen einen gewissen Genelli, der mir seiner Stickereyen wegen sehr gerühmt wurde. Dieser Mann soll von Geburt ein Italiener seyn. Er legte sich anfänglich auf die Malerey, und erst, nachdem er darin schon gute Fortschritte gemacht hatte — ich weiß nicht durch welchen Zufall, aufs Sticken, worauf er die, in jener Kunst sich erworbenen Kenntnisse anwandte, und so einen gewiß seltnen Grad von Vollkommenheit erreichte. Ich sahe Schirme, vor ein Kamin zu setzen, bey ihm, die Blumenstücke vor-

vorstellten, an denen man nicht weniger die Kunst, als die Mühsamkeit der Arbeit bewundern mußte. Ihre Schönheit wurde noch dadurch erhöht, daß der Glanz der Seide den natürlichen Glanz der Blumen nachahmte und die Täuschung aufs höchste brachte. An dem größten dieser Schirme hat er neun Monate gearbeitet, ohne etwas anderes daneben zu verfertigen, und gleichwohl bietet er ihn für den geringen Preis von hundert Ducaten feil. Der König rufte ihn von Wien hierher und giebt ihm nun 500 Thaler Pension, hat aber nie etwas von seiner Arbeit kaufen wollen: überhaupt scheint es der Plan des Königs gewesen zu seyn, dafür zu sorgen, daß sich von allen Arten von Industrie etwas in seiner Hauptstadt befinde. Alle Fabriken hat er, so zu sagen, mit Gewalt hierher gezogen, indem er einigen Personen Privilegien gestattete, die sie in den Stand setzten, ungeachtet aller nachtheiligen Umstände, diese Fabriken zu unternehmen. Seinem Lande hat er dadurch eben keinen beträchtlichen Nutzen verschaft: denn ob er schon die Absicht damit haben mochte, es auf diese Art von andern Ländern unabhängiger zu machen: so sind doch die andern Einrichtungen bekannt genug, die das verhinderten und dem Handel überhaupt schadeten. Auch sind die Hauptstädte ohnedies zur Anlegung von Fabriken unschiklich, und die armselige Gestalt, in der die Fabrikanten in der hiesigen einhergehn, bestätigt dieses hinlänglich. Allein man kann hier doch nun wenigstens beynahe Alles finden was man sucht,

und Berlin hat in der Menge von Werkstätten aller Art, vor vielen Orten, die größte Aehnlichkeit mit London und Paris. Einige seiner Arbeiter haben sich auch schon auswärts einen verdienten Ruhm erworben und erhalten häufige Bestellungen für die Fremde. Von diesen muß ich Ihnen, mein Freund, besonders die Herren Elferdt und Kleemeyer nennen, die beyde ganz vortrefliche Flötenuhren verfertigen. Diese Uhren spielen ganze Conzerte von drey verschiedenen Sätzen, die man durch Veränderung der Walzen ohne Mühe alle Tage verändern kann; und sie empfehlen sich, ausser einem ausnehmend schönen Ton, auch noch durch eine sehr sinnreiche Verzierung der äußern Formen, nach dem besten Geschmacke, und durch wirklich billige Preise.

Auf die Porzellanfabrik verwendete der König von jeher viel Aufmerksamkeit; man darf aber wohl behaupten daß sie gegenwärtig etwas abnimmt. Die Mahlerey, die man sonst so sehr rühmte, ist nicht mehr so ganz vorzüglich. Die guten Arbeiter gehen nach und nach ab, und die, die der König aus Sachsen hergezogen hatte, werden alt und thun wenig mehr. In Blumenmahlerey excelliert man hier, und wenn ich ein Service mit Guirlanden von Rosen haben wollte, so würd' ich mirs nirgends anders bestellen: auch findet man die dunkelblaue Farbe an dem Berliner Porzellan von unnachahmlicher Schönheit. Der Vorrath von fertigen Sachen verdient gesehen zu werden; doch muß

ich Ihnen gestehen, daß ich zu Dreßden und in der französischen Fabrike zu Seve, noch größere Mannigfaltigkeit angetroffen zu haben glaube. Alles was ich von Figuren hier sehe, schien mir eben nicht, in Rücksicht auf Zeichnung, bewundernswürdig: dagegen gefielen mir einige Services, mit kleinen niedlichen Rändern, die auf Bestellung gearbeitet worden waren, ganz ausserordentlich. — Sonderbar wird es Ihnen vorkommen, aber eben nicht unpolitisch, wenn ich Ihnen erzähle, daß es ein Gesetz giebt, nach welchem die Juden verbunden sind, so bald sie sich verheyrathen, eine Parthie Porzellan anzunehmen, und zwar mit der ausdrücklichen Bedingung, es ausser dem Lande zu verkaufen. In den preußischen Staaten selbst darf durchaus Nichts davon abgesetzt werden, und es kostet viel Strafe wenn es herauskommt, daß das geschehen ist. Indessen ist das für die Berliner ein Mittel wohlfeiles Porzellan zu erhalten, denn die hiesigen Juden wissen sich schon zu helfen. Der Geringste und Aermste unter ihnen muß für dreyhundert Thaler annehmen, Reichern wird nach Belieben noch mehr zuerkannt; und diese Anstalt ist um so drückender, da man ihnen nicht das giebt was sie selbst wählen, sondern Ausschuß, den die Fabrik nie würde haben verkaufen können *).

Berlin

*) Wenn ich nicht irre, so ist diese Einrichtung durch des jetzt regierenden Königs Majestät bereits aufgehoben worden.

Anmerk. des Einsenders.

Berlin hat zwey Mähler, auf die es stolz seyn kann, Bernhard Rode und Frisch, von denen aber jener diesem vorzuziehen ist. Er ist der Manier der Venezianischen Schule gefolgt, und glücklich: Zeichnung und Kolorit sind vortreflich bey ihm, seine Zusammensetzung ist meisterhaft, und die bey seinen historischen Gemählden angebrachten Allegorien verrathen eine feurige Einbildungskraft, so wie die Nebenumstände, eine genaue und gelehrte Kenntniß der Geschichte. Schon vor vielen Jahren hat er eine Folge von Gemählden verfertigt, von beynahe einerley Größe, auf denen die merkwürdigsten Begebenheiten aus der Brandenburgischen Geschichte vorgestellt sind; eine Arbeit, die sehr wohl gerathen ist, und die nicht verdiente, nach so langer Zeit noch in den Zimmern des Künstlers hängen zu müssen. Er hätte schon oft einzelne Stücke davon zu sehr guten Preisen verkaufen können, aber er hat sie lieber behalten, in der Hofnung einmal die ungetrennte Sammlung anbringen zu können. Man sieht in Berlin noch verschiedne öffentliche Werke von diesem Künstler. In der Garnisonkirche befinden sich von ihm vier Stücke, die auf Befehl des Königs, zur Verewigung von so viel Generalen verfertigt werden musten; ich muß aber gestehen, daß ich diese eben nicht für seine besten halte. In der Marienkirche sieht man ein großes Altarblatt von ihm, und zwey andre Stücke über den beyden Thüren neben dem Altare, die alle drey meisterhaft gerathen sind. Nähme man in Berlin den

vortreflichen italienischen Geschmack an, die Decken der Zimmer und Säle mit Mahlerey zu verzieren, so würde die Kunst dadurch ausnehmend gewinnen und Rode würde einen Anlaß bekommen, sich noch mehr zu verewigen. Im neuen Schlosse bey Potsdam findet man einige Plafonds von ihm, und einige von Frisch.

Es hält sich gegenwärtig ein Kurländer, Namens Darbes hier auf, der ein sehr guter Portraitmahler ist; man hat Hofnung daß er vielleicht hier bleiben wird, und Berlin hätte allerdings Ursache damit zufrieden zu seyn. Der König hat weder als Kronprinz, noch seitdem er zur Regierung gekommen ist, je einem Mahler nur einen Augenblick lang gesessen, und gleichwohl findet man eine Menge Portraits von ihm, die auch größtentheils ähnlich sind. Der Ruhm, den er sich frühzeitig erwarb, erweckte bey jedermann das Verlangen, sein Bildniß zu besitzen; die Mahler benutzten daher jeden Anlaß ihn zu sehen, und seine charakteristischen Züge machten es leicht ihn zu treffen. Mir war das besonders auffallend, daß ich ein Portrait von ihm in einerley Stellung und von einerley Größe, in einer Menge Privat- und beynahe in allen öffentlichen Häusern antraf. Auf allen diesen Stücken ist er in Lebensgröße bis zu den Knien vorgestellt; er steht aufrecht, hat den Kopf ein wenig geneigt und hält den Huth zwar abgezogen, aber doch ganz dicht an denselben. Der Künstler, der sie verfertigte, nun aber tod ist, hieß Frank: er war in ihnen so glücklich

daß

daß jedermann eins haben wollte; daher findet man sie in so großer Anzahl.

Chodowiezki und Meil sind, wie bekannt, als Künstler sehr achtungswerthe Männer; man hat aber ausser dem Vergnügen sie selbst kennen zu lernen und ihre eignen Arbeiten zu sehen, noch ein besondres Interesse dabey sie zu besuchen, das nämlich: ihre schönen Sammlungen von Mahlereyen zu sehen. Sie sind bey Beyden, der Anzahl nach, eben nicht beträchtlich, bestehen aber dafür aus lauter auserlesenen Stücken. Von andern Sammlungen, die man der Kunst zu Ehren hier in Privathäusern antrift, sag' ich Ihnen nichts; sie finden sie alle in Nikolai's Beschreibung von Berlin weitläufig angeführt. Nur einer noch muß ich erwähnen, die Sie vielleicht eben nicht für die merkwürdigste halten möchten und die doch in der That Bemerkung verdient. Ein gewisser Hauptmann Gohl, der in dem besondern Dienste des Herzogs Friedrich von Braunschweig steht und auch in seinem Pallaste wohnt, hat eine Tochter der berühmten Terbusch, gebohrne Ciciewsky geheyrathet, und ist dadurch in den Besiz einiger der ausgesuchtesten Stücke dieser wahrhaft großen Künstlerin gekommen. Man sieht bey ihm ihr Familiengemählde, auf dem sie selbst, ihr Mann und ihre Kinder vorgestellt sind; ausnehmend groß, in einer etwas dunkeln Manier, doch sind die Figuren nicht über Lebensgröße. Jupiter, der einer Nymphe als Satyr erscheint; ein Nymphenbad; beyde etwas zu roth. Ihre

Meisterstücke aber sind zwey Portraits von ihr selbst, eins in Lebensgröße, darauf sie sitzend, in einem weissen Kleide und mit einem Glase vor dem rechten Auge vorgestellt ist; das andre, etwas unter Lebensgröße, ein Kniestück, das sie mahlte, da sie noch jung war: sie sitzt vor einem Tische, auf den sie sich in einer nachläßigen Stellung neigt. Diese zwey Stücke gehören unter die, die man nicht ohne Bewundrung betrachten kann, und bey denen die Bewundrung steigt, je länger man sie betrachtet. Ein höheres Studium der Carnation ist vielleicht nicht möglich, und was man nur verlangen kann, ist hier geleistet worden. Diese Frau besaß besondre Kenntnisse in der Mischung der Farben, und selbst ihre frühesten Arbeiten haben noch nicht das Geringste gelitten.

Die Kunst hat, überhaupt genommen, noch keinen recht festen Sitz in Berlin aufgeschlagen; es ist noch nicht der Ort, von dem aus beständig gute Leute kommen können, es ist noch keine eigentliche Schule hier. Theils fehlte es bisher wirklich an Mustern, theils arbeitet man nicht genug nach festen Planen. Die Akademie der Künste könnte da freylich viel thun, aber es scheint an irgend etwas zu liegen, daß es bis jezt noch nicht geschehen ist, und man muß sich mit der Hofnung auf die Zukunft trösten. Ueberdies kann auch ein Ort, wo Künstler aus allen Fächern nicht beständige Gelegenheit haben ihre Werke anzubringen, unmöglich in allen Fächern große Männer

liefern.

liefern. Bisher haben hier nur die, die mit Bauen zu thun hatten, diesen Vortheil genossen, der Unterhalt für andre war nur zufällig. Der König wendet seit langer Zeit nichts mehr an, und der Adel ist nicht reich genug. Wenn Künstler ihre Werke immer nur ins Ausland schicken müssen um sie zu verkaufen, so können sie zwar große Leute seyn, der Ort ihres Aufenthalts wird sich aber nicht mit einiger Dauer vieler großer Leute rühmen können, sondern, wenn er einmal welche hat, es blos für eine glückliche Epoche halten müssen, die selten kommt.

Ich habe jetzt nur von Künstlern gesprochen; es ist also billig daß ich Ihnen nun auch ein Wort von den hiesigen Gelehrten sage. Fürchten Sie indessen nicht, daß ich Sie lange damit aufhalten werde, da Sie ihre Werke selbst kennen, und weit besser als ich sie zu beurtheilen im Stande sind. Ich thu' es mehr zu meiner Rechtfertigung, um Ihnen versichern zu können, daß ich die berühmtesten dieser Männer Alle besuchte, damit Sie mich nicht etwa in dem Verdacht haben mögen, als hätt' ich mich gar nicht um sie bekümmert. Mit der Gelehrsamkeit hat es hier freylich eine andre Bewandniß als mit der Kunst, ob es schon nicht zu läugnen ist, daß man ohne den jetzigen König auch nicht so viele gute Köpfe auf einmal beysammen finden würde. Als der Edelknabe zum erstenmale in Berlin aufgeführt worden war, hatte er der Prinzessin Ferdinand, die der König ausserordentlich schätzt, so sehr gefallen, daß sie gegen den König von dem Stücke sprach und es rühmte. Sogleich wird Engel an das Joachimsthalsche Gymnasium berufen: alle andre Professoren, die, dem Institute gemäß, reformirter Religion sind, setzen sich gegen die Annahme eines lutherischen Professors, der König aber verwirft ihre Einwendungen, und nöthigt sie ihn anzunehmen. Man

 kann

kann mit allem Rechte behaupten, daß sich von der Regierung dieses großen Monarchen die glänzendste Periode in Berlin in Hinsicht auf Gelehrsamkeit angefangen hat: die besten Köpfe der Ausländer zog er in diese Hauptstadt, und ob er schon den Werth der Gelehrten seines eignen Vaterlandes selbst nicht schätzen konnte und auch nicht schätzen lernen wollte: so munterte er sie doch auf alle Art auf, vielleicht in der Absicht um aus ihnen zu machen, was er gern von ihnen haben wollte. — Ich muß bey der Gelegenheit bemerken, daß er noch in den letzten Tagen seines Lebens anfängt, den teutschen Litteratoren mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der Marquis Lucchesini, der in so vielen Hinsichten verehrungswürdig ist, hat unter andern Verdiensten auch das, unsre Sprache und Litteratur mit unendlichem Fleiße studiert und dem Könige nach und nach mehr Geschmack daran beygebracht zu haben. Ich weiß ganz zuverläßig, daß dieser jetzt unsre großen Männer kennt und sie schäzt, und ganz neuerlich erst hat er Gleim, der ihn besuchte, die auffallendsten Beweise davon gegeben. — Doch um wieder auf die Berlinischen Gelehrten zurückzukommen, so haben wir vielleicht in Teutschland weiter keine Stadt, die Universitäten ausgenommen, in der Männer wie **Sulzer, Spalding, Teller, Mendelssohn, Nikolai, Ramler, Dohm, Engel, Gedike, Biester, Herz,** u. a. in solcher Anzahl zu Einer Zeit geglänzt häten. Die Menge guter Köpfe spannt das Genie; ihre Bemühungen, ihre Werke und ihre Gesellschaft muntern es auf, und treiben junge Leute an, ihnen ähnlich zu werden. Wenn daher einige starben, so hörte man immer wieder von Neuen, und wenn schon verschiedne von denen, die ich eben nannte, todt und vielleicht unersetzlich sind; so ist doch Hofnung da, daß wir ihren Verlust nicht zu sehr fühlen werden.

Die

Die Akademie der Wissenschaften hab' ich zweymal besucht, das einemal während einer gewöhnlichen Sitzung, und zuletzt bey der öffentlichen, die zur Feyer des Geburtstags des Königs gehalten wurde. Sie werden schon aus politischen und gelehrten Zeitungen erfahren haben, was in der letztern vorgegangen ist, ich halte mich also nicht dabey auf. Mir war es genug die Mitglieder der Akademie zu sehen und kennen zu lernen, von denen ich nur wenige selbst besuchen mochte. Man hat es dem Könige immer vorgeworfen, daß er die Ausländer bey Vertheilung der Plätze in seiner Akademie, seinen Landsleuten vorzog und dieser Vorwurf ist gerecht gewesen, da es wirklich noch jetzt sehr würdige Männer und gute Köpfe in Berlin giebt, die nicht Akademisten sind *). Man könnte indessen den König unter andern auch damit entschuldigen, daß seine Wahl auf sehr vorzügliche Männer fiel, die durch ihre Verpflanzung nach Teutschland in den Stand gesetzt wurden auch unserm Vaterlande mit ihren Kenntnissen zu nützen, indessen teutsche Gelehrte durch andre Stellen an dasselbe gebunden und darinnen erhalten wurden. Nunmehr aber scheint ein Mangel an Ausländern einzureißen; es giebt wenig wichtige mehr unter ihnen, und wir dürften daher vielleicht die Zeit erleben, da diese Akademie nur aus Teutschen bestehen wird.

Ich muß es allerdings für einen der unangenehmsten Zufälle auf meiner Reise rechnen, daß ich Mendelssohn nicht mehr habe kennen lernen, und das Traurigste dabey ist für mich, daß ich nicht ganz Vorwurfsfrey deswegen bin. Zu Anfange meines hiesigen Aufenthalts hätt' ich ihn noch sehen können, diesen würdigen

*) Daß der jetzige König diesem Gebrechen abgeholfen habe, ist bekannt.

gen Mann, der sich ganz selbst bilden muste, durch unzählige Vorurtheile sich hindurch arbeitete, und seinen Geist mitten unter vielen, lästigen Geschäften zu einem Grade von Höhe brachte, um den ihn ganz Teutschland verehrt und der ihm seine besten Köpfe zu Freunden machte — damals aber verschob ich meinen Besuch, weil ich die Gewohnheit habe, in jeder Stadt mit ihren Aeusserlichen anzufangen, und kurz darauf fiel er in eine Krankheit, die sich nur zu schnell mit seinem Tode endigte. Ich konnte also nur noch den Schmerz sehen den alle Rechtschaffnen äusserten, und die Klagen hören, in die seine vertrautesten Freunde ausbrachen. Sein bestes Lob ist gewiß das, daß ihn hier in Berlin jedermann schätzt, und daß man seinen Verlust allgemein bedauert. Wo man von ihm spricht, da geschieht es mit Achtung, und Personen die sich nicht bey seinen gelehrten Verdiensten aufhalten, rühmen seine häuslichen Tugenden.

Anzeiger des Teutschen Merkur.

Januar 1788.

1) Musenalmanach für 1788, herausgegeben von Voß und Gökingk. Hamburg bey Bohn.

Die gegenwärtige Sammlung hat Herrn Vossen nicht nur die Auswahl ihres Inhalts, die dießmal von Ihm allein besorgt wurde, sondern auch, wie schon öfter der Fall war, ihre vorzüglichste Zierde zu verdanken. Diesen Preis glauben wir, werden Kenner und Liebhaber einstimmig der unübertreflichen Uebersetzung des Ersten Buches von Virgils Landbau zuerkennen, wenn sie sich zu der klassischen Vollkommenheit dieser Meisterarbeit die Größe der dabey überwundenen Schwierigkeiten hinzudenken, die man wohl nie leichter zu übersehen versucht wurde. Wir sind versichert, daß diese Probe allein hinreichen müßte, die Hofnung, die uns Herr Voß zu den übrigen Gesängen gemacht hat, zur allgemeinen Erwartuug und Sehnsucht hinaufzustimmen, wenn auch der Beruf des Verteutschers der Odyssee zu dieser Uuternehmung nicht längst schon entschieden wäre. Von den übrigen Vossischen Beyträgen nennen wir hier nur den Rundgesang für die Treuen des Zirkels ein niederschlagendes Pülverchen leicht und lieblich einzunehmen, das gegen die magnetische immer noch fortdaurende Influenza fast von grösserer, wenigstens allgemeinerer Wirkung seyn dürfte, als die ernsthaftern Kurmethoden unserer versuchte-

Geistesärzte — den Freundschaftsbund, ein schönes Gesellschaftslied voll edlen Sinnes, inniger Herzlichkeit, und rührender Wahrheit, das man kaum lesen kann ohne die Freunde des Vefassers zu beneiden — und endlich die Sterne, eine Hymne die den tiefsten Gedankengang mit dem erhabensten Schwung der Empfindung in mehr als einer Stelle auf eine gewis seltene Weise verbindet. — Vater Gleim hat auch dießmal eine gute Anzahl kleiner niedlicher Blümchen zu diesem schönen Strausse geliefert, Kinder theils der heitern Laune, theils des warmen lebendigen Gefühles, Zeugen des ewigen Frühlings, dessen sich der Geist des liebenswürdigeu Seniors des teutschen Parnasses auch noch auf dieser Stufe zu erfreuen hat, und schon in dieser Rücksicht jedem seiner Verehrer, oder, welches eben soviel ist, jedem teutschen Manne von Geschmack, höchst angenehme Erscheinungen. — Die schön versificirte, hundert Strophen lange Romanze Griselde, und die rührende Erzählung, Finette, ent- entsprechen ganz der Erwartung, die man bey dem Namen des Herrn von Nikolai von dessen Talenten zur poetischen Erzählung zu fassen gewohnt ist. — Almansur, die Schwalbe und der Storch, der Schatz, und der Philosoph und die Wahrheit sind vier neue schätzbare Proben aus derjenigen Gattung von Apologen, die wir die höhere Fabel nennen möchten, und in welche Herr Pfeffel schon so manche wichtige Lehre der Weisheit so neu und so glücklich eingekleidet hat, daß wir uns des Wunsches nicht erwehren körnen, der vortrefliche Verfasser möchte diesr Classe seiner Gedichte in einer besondern Sammlung herausgeben. — Auch der übrige Inhalt der Sammlung, zu welcher die Herren Altiug, Claudins, Fischer, von Halem, Klopstock, Kretschmann, Manso, Matthisson, Overbeck, von Salis, Sander, Klamer Schmidt, F. W. Schmidt, Graf Fr. L. zu Stollberg, und einige Ungenannte beygetragen haben — ist so reich an guten Stücken, daß wir nicht einmal die Vorzüglicheren darunter, für deren Wehrt bey

bey

bey einigen schon der Name ihrer Befasser bürgt, in einer so beschränkten Anzeige wie die gegenwärtige besonders auszeichnen können. Unter die wenigen, die wir aus dieser so ausgesuchten Gesellschaft wegwünschten, setzen wir folgendes oben an:

Grabschrtft eines Kritekers.

Geifernd vor Wuth verreckte der Kritiker. Wenn er vorbeyrennt,
Cerberus, krieche geschwind unter dein Schauer; er beißt.

Wer sollte unter dieser Sprache einen unsrer elegantesten Dichter, einen Zögling, Liebling und Vertrauten der Kritik selbst vermuthen?

R.

---

2) Nachricht den *Brittish Mercury* und das *English Lyceum* betreffend.

Ich gebe den Freunden der Englischen Litteratur und Sprache hiemit Nachricht, daß die Englische Zeitung, betitelt: *The Brittish Mercury*, wovon jetzt drey Bände heraus sind, ununterbrochen fortgesetzt werden wird. Die regelmäßige Erscheinung der Stücke, die alle Montage, ohne Rücksicht auf das Aussenbleiben der Englischen Posten, hier ausgegeben werden, sichert den Interessenten in allen Provinzen Teutschlands den richtigen Empfang, so daß sie nach Maaßgabe der Ankunft der Posten an ihrem Wohnort, Tag und Stunde des Empfangs bestimmen können; nur ist es durchaus erforderlich, daß sie die Commission keinem andern übertragen, sondern sich directe an die Postämter wegen der wöchentlichen, und an die Buchhändler wegen der monatlichen Spedition wenden. Ich selbst übernehme keine Versendung, und habe es sogar vertrauten Freunden abschlagen müssen, da weder die Postverfassungen, noch meine Geschäfte es verstatten. Ich sage mich daher bey unordentlicher Bedienung von aller Schuld loß, weil die Erschei-

nung und Ablieferung der Stücke, an dem auf jeder Nummer bezeichneten Tage notorisch ist.

Der Plan des Werks ist bekannt. Der Inhalt besteht aus folgenden Rubriken: Neuigkeiten des brittischen Reichs; Staatsschriften; Historische, politische und satyrische Bemerkungen; Litterarische Artikel; Tribunal-Nachrichten; Anecdoten, die neuesten Vorfälle betreffend, in Rücksicht auf Sitten, Gebräuche u. s. w. Künste; Poesien; Theater-Neuigkeiten; Neue Bücher.

Da die Cultur der Englischen Sprache so ausserordentlich steigt, so habe ich geglaubt den Freunden der brittischen Litteratur einen Dienst zu leisten, ihnen eine Auswahl der neuesten Englischen, prosaischen und poetischen Aufsätze in einem Journal zu liefern, das den Titel führt: *The English Lyceum.* Von diesem sind bereits drey Hefte erschienen, die 104 höchstmannigfaltige Artikel enthalten: Historische, geographische, und critische Aufsätze; Staatsschriften, die für den Merkur zu viel Raum einnehmen; Satyren; Briefe; Dialogen u. s. w., so daß die Sprache der Britten in allen ihren Formen erscheint, wodurch die Lese-Dilettanten Sprach-Uebung und angenehmen Unterricht, die Anfänger in der Sprache aber ein zweckmäßiges Lehrbuch erhalten.

Alle Postämter und alle Buchhandlungen verschaffen diese Werke. Der Preiß für den *Mercury* ist 8 Rthlr. in Louisd'or, der Jahrgang in vier Bänden, und das *Lyceum* 6 Rthlr., wofür sie postfrey spedirt werden.

Von dem brittischen Merkur ist auch ein Band ins Deutsche übersetzt erschienen, unter dem Titel: „Jahrbücher der Geschichte, der Politik, der Sitten, der Litteratur, der Künste, der Industrie u. s. w. des brittischen Reichs fürs Jahr 1787." der in der hies. Hofmannischen Buchh. einzeln verkauft wird, und auch durch die Postämter verschrieben werden kann.

Hamburg, den 30. Nov. 1787.

v. Archenholz.

4) Historischer Kalender für das Jahr 1788.

Mein historischer Kalender für das Jahr 1788 erscheint gewiß. Das Publikum weiß bereits, daß er die Geschichte des siebenjährigen Krieges enthalten wird, und daß Herr Hauptmann von Archenholz, der den größten Theil gedachten Krieges unter den Preußischen Truppen selbst mitgemacht hat, diese Geschichte schreibt. Als Soldat und als Augenzeuge vieler Begebenheiten hat er alle hiezu erforderliche Sachkenntniß; eben so wenig fehlt es ihm an Hülfsmitteln aller Gattung, und von seiner Gabe der Darstellung und des Vortrags ist er dem Publikum, aus seiner Schilderung von England, von einer sehr vortheilhaften Seite bekannt. Endlich, so kann die ehrenvolle Art, mit welcher der Nachfolger des unsterblichen Friedrichs, Se. Majestät der jetzt regierende König von Preussen, dem Herrn von Archenholz die Erlaubniß ertheilt hat, Ihm diese Geschichte des siebenjährigen Krieges zueignen zu dürfen, auf die Bearbeitung desselben keinen andern als den günstigsten Einfluß haben. Von dieser Seite kann das Publikum nun beurtheilen, was es zu erwarten hat. — Was ich von der meinigen geleistet habe, muß ich hier noch mit wenigem anmerken. Mit richtigem Gefühl von der Würde und der Größe des Gegenstandes, habe ich mir mehr als jemals Mühe gegeben, den Verzierungen, mit welchen ich diesen Kalender auszuschmücken, und die historischen Notizen, mit welchen ich sie zu begleiten pflege, sowohl durch die Auswahl als durch die Zahl und Behandlung, diesmal ein ganz vorzüglich allgemeines Interesse zu geben. Wie weit mir dies gelungen sey, wird, bis zur Erscheinung des Kalenders selbst, aus nachstehender Anzeige erkannt werden können.

Dem Titel gegenüber, (der nach Hrn. J. W. Weils bekannter Zeichnung in Kupfer gestochen und diesmal auf den Inhalt charakteristisch angewandt ist) siehet man das Bildniß

 des

des verewigten Königs nach einem bisher noch nicht öffentlich bekannten sehr ähnlichen Gemählde, aus dem Kabinet Sr. Excellenz des Generals von der Infanterie, Gouverneurs von Berlin, ꝛc. ꝛc. Hrn. v. Möllendorf, in Kupfer gestochen. Zur Uebersicht des Kriegs-Schauplatzes ist von einem Königl. Preuss. Ingenieur eine Charte gezeichnet und in Kupfer gestochen, die ostwärts von Memel, westwärts bis Embden reicht, folglich die äussersten Enden der Preuss. Lande, und, da sie sich südwärts bis Brünn erstrekt, auch einen großen Theil von Teutschland zeigt; die ferner, durch die Art der Illumination, die Preuss. und die mit denselben verbündeten Staaten von den Kayserlichen und den Reichslanden unterscheiden läßt, auch den Gang der Kriegsoperationen durch genaue Bemerkung der Positionen der Armeen bey allen Schlachten vor Augen legt. Die zwölf Monatskupfer sind ganz vorzüglich. Sechs derselben stellen den großen König in den mannigfaltigen Situationen, die der Krieg darbietet, vor. So siehet man den König im Lager --- in der Schlacht --- auf der Wahlstatt --- nach der Schlacht, im Hauptquartier; --- in der Cantonirung --- im Winterquartier. Jede dieser Situationen zeigt den großen Mann in einer denkwürdigen, ihn eigenthümlich charakterisirenden Handlung. Da diese nichts weniger denn allgemein bekannt sind, so enthalte ich mich, um ihnen den Reitz der gänzlichen Neuheit nicht zu entziehen, hier einer genauern Anzeige, aber sicherlich werden sie die Bewunderung des Publikums nicht verfehlen. Die sechs andern Monatskupfer zeigen merkwürdige Scenen aus dem Kriege, jedoch mit billiger Schonung für das Gefühl des Lesers, ohne Mord und ohne Blut. Malerisch und interessant stellen sie den Wechsel des Kriegsglücks und merkwürdige Episoden vor: die Einbringung der Russischen Kriegsgefangenen nach Berlin, von Chodowiecki nach dem Leben gezeichnet! --- die Russen als Sieger in Berlin --- die Flucht bey Roßbach --- der Doctor April bey Notifizirung der Reichsacht --- die Russischen

Gene-

Generale nach der Schlacht bey Zorndorf, in die Casematten von Cüstrin einquartirt, und — was man ungern vermißt haben würde, Schwerins Tod fürs Vaterland! Hierauf folgen, ausser des Königs Bildniß, noch fünf Bildnisse merkwürdiger Generale, Schwerin nach Pesne; Seydlitz, nach einem ungenannten Meister; Ziethen, nach Cunningham; Daun, nach einem in Wien befindlichen Gemälde der Daunischen Familie, welche mir von diesem Bilde eine Copie nehmen zu lassen, und Laudon, der so gütig gewesen ist, auf meine Bitte einem von mir dazu gewählten Maler zu sitzen.

Ueberhaupt muß ich hier die ausserordentliche Bereitwillig- und Gefälligkeit, mit welcher ich bey dem Vorhaben meinen historischen Kalender überhaupt zu vervollkommen, überall, und namentlich bey dem gegenwärtigen, von Offizieren, Gelehrten und Künstlern in und ausser Landes unterstützt worden bin, mit dem erkenntlichsten Danke öffentlich rühmen!

Zu jedem der vorgedachten Bildnisse kommt ein historischer Text. Den Beschluß machen vier illuminirte Figuren, welche die merkwürdigsten malerischen Trachten der entferntesten Nationen, die an dem siebenjährigen Kriege Theil nahmen, nemlich: den Cosacken, den Croaten, den Bergschotten, und den gefürchteten Preus. schwarzen Husaren, vorstellen. Der Cosack ist nach einer von Chodowiecki nach dem Leben ausgemalten Zeichnung kopirt, der Croat nach einer alten Abbildung und mit Berichtigung eines in Croatien gebohrnen und gedienten Croaten, der Bergschotte nach einer in London ausgemalten Zeichnung. Die historischen Erläuterungen über diese Figuren, zu denen mir meine Gönner und Freunde Beyträge geliefert haben, werden gewiß willkommen seyn.

Der Reichthum und der innere Gehalt dieses für 1788 hier angekündigten historischen Kalenders ist Schuld daran, daß er

1) nicht früher als Ausgangs Februars erscheinen und
2) einen Thaler kosten wird.

Wegen Erhöhung des Preises bedarf es, glaub ich, keiner Entschul-

dignug

digung. Wem für eine solche Menge und Mannigfaltigkeit historischer Kenntnisse, die 20 Bogen, mit ganz neuen Lettern, auf holländisch Papier gedruckt, anfüllen, für 12 historische Kupfer von Chodowiecki, für 6 Bildnisse nach den besten Meistern, für ein Titelkupfer, für eine, nach Art einer Handzeichnung illuminirte Charte, und für vier mehr gemalte als illuminirte Figuren (den Pergamentband, Schreibtafel, Vergoldung und Futteral, von Hrn. Rügers Meisterhand nicht zu vergessen,) wem für alles dies ein Thaler zu viel dünkt gegen den würde ich vergebens versuchen, mich zu rechtfertigen. Dagegen bedarf die spätere Erscheinung des Kalenders des Publikums Entschuldigung, aber ich darf getrost sagen, sie verdiene dieselbe auch, und wer sie sich gefallen läßt, dem wird der Kalender sie durch seinen innern Werth vergelten. Die Hauptbeschwerde, welche die Liebhaber meines Kalenders gegen die späte Erscheinung desselben führen können, ist ohne Zweifel diese, daß sie, im Anfange des Jahres, eine Weile ohne alle Zeitrechnung seyn sollen. Um dieser Unbequemlichkeit diesmal abzuhelfen, habe ich eine beträchtliche Anzahl Kalender heften lassen, welche blos aus der astronomischen Zeitrechnung bestehen, aber dazu hinreichen, die Tage der Woche und des Monats daraus zu ersehen. Wer also nicht bis Ausgang Febr. ohne allen Kalender seyn will, läßt sich um Neujahr, in irgend einer Buchhandlung oder Postamt einen solchen Interims-Kalender zu seinem einstweiligen Gebrauch geben. Bezahlt wird dafür nichts, weil er aber doch leichtlich zu viele Liebhaber finden möchte, wenn er ohne alle Zahlung zu haben wäre; so erlegt der Empfänger dafür 4 Groschen, die ihm auf den Preis des historischen Kalenders zu Gute kommen. Er giebt nemlich Ausgang Februars diesen Interims-Kalender zurück, und zahlet noch zwanzig Groschen nach, wogegen ihm dann ein Exemplar des vollständigen historischen Kalenders ausgeliefert wird. Wer die Erscheinung dieses letzteren ohne Interims-Kalender abwarten will, ist um so mehr Herr und Meister davon, als ich denselben durchaus ohne meinen Privat-Vortheil, blos zu des Publikums Bequemlichkeit, veranstalte, von welcher ein jeder Gebrauch machen oder nicht machen kann, wie es ihm gut dünkt.

Buchhändler, Postämter, und, an allen Orten, wo keines von beyden wäre, andere sichere Distributeurs, erhalten 16 Procent für ihre Bemühung, und werden ersucht, ihre Bestellung vor Ausgang Januars in postfreyen Briefen an mich gelangen zu lassen. Die Exemplare werden Ausgang Februars, von Leipzig aus, franco Hamburg, Leipzig, Nürnberg, Frankfurt am Mayn und Strasburg expedirt; von diesen Orten aus gehen einzelne Versendungen auf Kosten der Besteller.

Berlin, den 29sten November 1787. Carl Spener.

Der
Teutsche Merkur.

Februar 1788.

I.

Fortsetzung der Abhandlung von dem Gebrauch Teleologischer Prinzipien in der Philosophie.

(T. Merk. Januar 1788. S. 52.)

Nach Aufhebung dieser Sprachuneinigkeit, die öfters an einem Zwiste mehr schuld ist, als die in Prinzipien, hoffe ich nun weniger Hinderniß wider die Behauptung meiner Erklärungsart anzutreffen. Herr F. ist darin mit mir einstimmig, daß er wenigstens eine erbliche Eigenthümlichkeit unter den verschiedenen Menschengestalten, nemlich die der Neger und der übrigen Menschen, groß genug findet, um sie nicht für bloßes Naturspiel und Wirkung zufälliger Eindrücke zu halten, sondern dazu ursprünglich dem Stamme einverleibte Anlagen, und specifische Natureinrichtung fodert. Diese Einhelligkeit unserer Begriffe ist schon wichtig, und macht auch in Ansehung der beyderseitigen Erklärungsprinzipien Annäherung möglich; anstatt daß die gemeine seichte Vorstellungsart alle Unterschiede unserer

Gattung auf gleichen Fuß, nemlich den des Zufalls, zu nehmen, und sie noch immer entstehen und vergehen zu lassen wie äußere Umstände es fügen, alle Untersuchungen dieser Art für überflüssig und hiemit selbst die Beharrlichkeit der Species in derselben zweckmäßigen Form für nichtig erklärt. Zwey Verschiedenheiten unserer Begriffe bleiben nur noch, die aber nicht so weit aus einander sind, um eine nie beyzulegende Mishelligkeit nothwendig zu machen: die erste ist, daß gedachte erbliche Eigenthümlichkeiten, nemlich die der Neger zum Unterschiede von allen andern Menschen, die einzigen sind, welche für ursprünglich eingepflanzt gehalten zu werden verdienen sollen; da ich hingegen noch mehrere (die der Indier und Amerikaner, zu der der Weißen hinzugezählt) zur vollständigen classifischen Einleitung eben sowohl berechtigt zu seyn urtheile: die zweyte Abweichung, welche aber nicht so wohl die Beobachtung (Naturbeschreibung) als die anzunehmende Theorie (Naturgeschichte) betrift, ist: daß Hr. F. zum Behuf der Erklärung dieser Charactere zwey ursprüngliche Stämme nöthig findet; da nach meiner Meynung, (der ich sie mit Hrn. F. gleichfalls für ursprüngliche Charactere halte) es möglich, und dabey der philosophischen Erklärungsart angemessener ist, sie als Entwickelung in einem Stamme eingepflanzter zweckmäßiger erster Anlagen anzusehen; welches denn auch keine so große Zwistigkeit ist, daß die Vernunft sich nicht hierüber ebenfalls die Hand böte, wenn man

be-

bedenkt, daß der physische erste Ursprung organischer Wesen, uns beyden, und überhaupt der Menschenvernunft unergründlich bleibt, eben so wohl als das halbschlächtige Anarten in der Fortpflanzung derselben. Da das System der gleich anfangs getrennten und in zweyerley Stämmen isolierten, gleichwohl aber nachher in der Vermischung der vorher abgesonderten, einträchtig wieder zusammenschmelzenden Keime, nicht die mindeste Erleichterung für die Begreiflichkeit durch Vernunft mehr verschaft, als das, der in einem und demselben Stamme ursprünglich eingepflanzten verschiedenen, sich in der Folge zweckmäßig für die erste allgemeine Bevölkerung entwickelnden Keime; und die letztere Hypothese dabey noch den Vorzug der Ersparniß verschiedener Lokalschöpfungen bey sich führt: da ohnedem an Ersparniß teleologischer Erklärungsgründe, um sie durch physische zu ersetzen, bey organisirten Wesen, in dem was die Erhaltung ihrer Art angeht, gar nicht zu denken ist, und die letztere Erklärungsart also der Naturforschung keine neue Last auflegt, über die, welche sie ohnedem niemals los werden kann, nämlich hierin lediglich dem Princip der Zwecke zu folgen: da auch Hr. F. eigentlich nur durch die Entdeckungen seines Freundes, des berühmten und philosophischen Zergliederers Hrn. Sömmering, bestimmt worden, den Unterschied der Neger von andern Menschen erheblicher zu finden, als es denen wohl gefallen möchte, die gern alle erbliche Charaktere ineinander vermischen, und

sie als bloße zufällige Schattierungen ansehen möchten, und dieser vortrefliche Mann, der sich für die vollkommene Zweckmäßigkeit der Negerbildung in Betreff ihres Mutterlandes erklärt *), indessen daß doch in dem Knochenbau des Kopfs eine begreiflichere Angemessenheit mit dem Klima eben nicht abzusehen ist, als in der Organisation der Haut, diesem großen Absonderungswerkzeuge alles dessen, was aus dem Blute abgeführt werden soll, — folglich er diese von der ganzen übrigen ausgezeichneten Natureinrichtung derselben (wovon die Hautbeschaffenheit ein wichtiges Stück ist) zu verstehen scheint, und jene nur zu ihrem deutlichsten Wahrzeichen für den Anatomiker aufstellt: so wird Hr. F. hoffentlich, wenn bewiesen ist, daß es noch andere sich eben so beharrlich vererbende, nach den Abstufungen des Klima gar nicht ineinander fließende,

son-

*) Sömmering über die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer. S. 79. „Man findet am Bau des Negers Eigenschaften, die ihn für sein Klima zum vollkommensten, vielleicht zum vollkommenern Geschöpf als der Europäer, machen." Der vortrefliche Mann bezweifelt (in derselben Schrift § 44.) D. Schott's Meynung, von der zu besserer Herauslassung schädlicher Materien geschickter organisirten Haut der Negern. Allein wenn man Lind's (von den Krankheiten der Europäer rc.) Nachrichten über die Schädlichkeit der durch sumpfigte Waldungen phlogistisierten Luft um den Gambiastrohm, welche den englischen Matrosen so geschwinde tödtlich wird, und in der gleichwohl die Neger als in ihrem Elemente leben, damit verbindet, so bekommt jene Meynung doch viele Wahrscheinlichkeit.

sondern scharf abgeschnittene Eigenthümlichkeiten, in weniger Zahl, giebt, ob sie gleich ins Fach der Zergliederungskunst nicht einschlagen, — nicht abgeneigt seyn, ihnen einen gleichen Anspruch auf besondere ursprüngliche, zweckmäßig dem Stamme eingepflanzte Keime zuzugestehen. Ob aber der Stämme darum mehrere, oder nur Ein gemeinschaftlicher anzunehmen nöthig sey, darüber werden wir hoffentlich zuletzt noch wohl einig werden können.

Es würden also nur die Schwierigkeiten zu heben seyn, die Hrn. F. abhalten, meiner Meynung, nicht sowohl in Ansehung des Princips, als vielmehr der Schwierigkeit es allen Fällen der Anwendung gehörig anzupassen, beyzutreten. In dem ersten Abschnitte seiner Abhandlung, October 1786. S. 70, führt Hr. F. eine Farbenleiter der Haut durch, von den Bewohnern des nördlichen Europa über Spanien, Egypten, Arabien, Abyssinien, bis zum Aequator, von da aber wieder, in umgekehrter Abstufung, mit der Fortrückung in die temperirte südliche Zone, über die Länder der Caffern und Hottentotten, (seiner Meynung nach) mit einer dem Klima der Länder so proportionirten Grundfolge des Braunen bis ins Schwarze und wiederum zurück, (wobey er, wiewohl ohne Beweis, annimmt, daß aus Nigritien hervorgegangene Colonien, die sich gegen die Spitze von Afrika gezogen, allmählig, blos durch die Würkung des Klima, in Caffern und Hottentotten verwandelt sind) daß es ihn Wunder nimmt,

 wie

wie man noch hierüber habe wegsehen können. Man muß sich aber billig noch mehr wundern, wie man über das bestimmt genug, und mit Grunde allein für entscheidend zu haltende Kennzeichen der unausbleiblichen halbschlächtigen Zeugung, darauf hier doch alles ankommt, hat wegsehen können. Denn weder der nordlichste Europäer in der Vermischung mit denen von spanischen Blute, noch der Mauritanier oder Araber (vermuthlich auch der mit ihm nahe verwandte Habessinier) in Vermischung mit Circassischen Weibern, sind diesem Gesetze im mindesten unterworfen. Man hat auch nicht Ursache ihre Farbe, nachdem das, was die Sonne ihres Landes jedem Individuum der letzteren eindrückt, bey Seite gesetzt worden, für etwas anderes als die Brunette unter dem weissen Menschenschlag zu urtheilen. Was aber das Negerähnliche der Caffern, und, im mindern Grade, der Hottentotten in demselben Welttheile betrift, welche vermuthlich den Versuch der halbschlächtigen Zeugung bestehen würden: so ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß diese nichts anders als Bastarderzeugungen eines Negervolks mit denen von der ältesten Zeit her diese Küste besuchenden Arabern seyn mögen. Denn woher findet sich nicht dergleichen angebliche Farbenleiter auch auf der Westküste von Afrika, wo vielmehr die Natur vom brunetten Araber oder Mauritanier zu den schwärzesten Negern am Senegal einen plötzlichen Sprung macht, ohne vorher die Mittelstraße der Caffern durchgegangen zu seyn? Hiemit fällt auch

der

der Seite 74 vorgeschlagene und zum voraus entschie-
dene Probeversuch weg, der die Verwerflichkeit meines
Princips beweisen soll, nämlich, daß der schwarzbraune
Habessinier, mit einer Cafferin vermischt, der Farbe
nach keinen Mittelschlag geben würde, weil beyder
Farbe einerley, nämlich schwarzbraun ist. Denn nimmt
Hr. F. an: daß die braune Farbe des Habessiniers, in
der Tiefe, wie sie die Caffern haben, ihm angebohren
sey, und zwar so, daß sie in vermischter Zeugung mit
einer Weissen nothwendig eine Mittelfarbe geben müs-
ste: so würde der Versuch freylich so ausschlagen, wie
Hr. F. will; er würde aber auch nichts gegen mich be-
weisen, weil die Verschiedenheit der Racen doch nicht
nach dem beurtheilt wird, was an ihnen einerley, son-
dern was an ihnen verschieden ist. Man würde nur
sagen können, daß es auch tiefbraune Racen gäbe, die
sich vom Neger oder seinem Abstamme in andern Merk-
malen (zum Beyspiel, dem Knochenbau) unterscheiden;
denn in Ansehung deren allein würde die Zeugung ei-
nen Blendling geben, und meine Farbenliste würde
nur um Eine vermehrt werden. Ist aber die tiefe Far-
be, die der in seinem Lande erwachsene Habessinier an
sich trägt, nicht angeerbt, sondern nur, etwa wie die
eines Spaniers, der in demselben Lande von klein auf
erzogen wäre: so würde seine Natur-Farbe ohne Zwei-
fel mit der der Caffern einen Mittelschlag der Zeugung
geben, der aber, weil der zufällige Anstrich durch die
Sonne hinzukommt, verdeckt werden und ein gleichar-
tiger

tiger Schlag (der Farbe nach) zu seyn scheinen würde. Also beweiset dieser projectierte Versuch nichts wider die Tauglichkeit der nothwendig = erblichen Hautfarbe zu einer Racenunterscheidung, sondern nur die Schwierigkeit, dieselbe, so fern sie angebohren ist, an Orten richtig bestimmen zu können, wo die Sonne sie noch mit zufälliger Schminke überdekt, und bestätigt die Rechtmäßigkeit meiner Foderung, Zeugungen von denselben Eltern im Auslande zu diesem Behuf vorzuziehen.

Von den letzteren haben wir nun ein entscheidendes Beyspiel an der indischen Hautfarbe eines seit einigen Jahrhunderten in unsern nordischen Ländern sich fortpflanzenden Völkchens, nämlich den Zigeunern. Daß sie ein indisches Volk sind, beweiset ihre Sprache, unabhängig von ihrer Hautfarbe. Aber diese zu erhalten ist die Natur so hartnäckig geblieben, daß, ob man zwar ihre Anwesenheit in Europa bis auf zwölf Generationen zurück verfolgen kann, sie noch immer so vollständig zum Vorschein kommt, daß, wenn sie in Indien aufwüchsen, zwischen ihnen und den dortigen Landeseingebohrnen, allem Vermuthen nach, gar kein Unterschied angetroffen werden würde. Hier nun noch zu sagen, daß man noch 12 mal 12 Generationen erwarten müsse, bis die nordische Luft ihre unerbende Farbe völlig ausgebleicht haben würde, hieße den Nachforscher mit dilatorischen Antworten hinhalten, und Ausflüchte suchen. Ihre Farbe aber für bloße Varietät ausgeben,

wie

wie die des brünetten Spaniers gegen den Dänen, heißt das Gepräge der Natur bezweifeln. Denn sie zeugen mit unseren alten Eingebohrnen unausbleiblich halbschlächtige Kinder, welchem Gesetze die Race der Weissen in Ansehung keiner einzigen ihrer characteristischen Varietäten unterworfen ist.

Aber Seite 155—156 tritt das wichtigste Gegenargument auf, wodurch, im Falle wo es gegründet wäre, bewiesen werden würde, daß, wenn man mir auch meine ursprünglichen Anlagen einräumte, die Angemessenheit der Menschen zu ihren Mutterländern, bey ihrer Verbreitung über die Erdfläche damit doch nicht bestehen könne. Es ließe sich, sagt Hr. F., allenfalls noch vertheidigen, daß gerade diejenigen Menschen, deren Anlage sich für dieses oder jenes Klima paßt, da oder dort durch eine weise Fügung der Vorsehung gebohren würden: aber, fährt er fort, wie ist denn eben diese Vorsehung so kurzsichtig geworden, nicht auf eine zweyte Verpflanzung zu denken, wo jener Keim, der nur für Ein Clima taugte, ganz zwecklos geworden wäre.

Was den ersten Punct betrift, so erinnere man sich, daß ich jene erste Anlagen nicht als unter verschiedene Menschen vertheilt, — denn sonst wären es so viel verschiedene Stämme geworden, — sondern im ersten Menschenpaare als vereinigt angenommen hatte; und so paßten ihre Abkömmlinge, an denen noch die ganze ursprüngliche Anlage für alle künftige Abartungen

ungeschieden ist, zu allen Klimaten, (in Potentia) nämlich so, daß sich derjenige Keim, der sie demjenigen Erdstriche, in welchen sie oder ihre frühe Nachkommen gerathen würden, angemessen machen würde, daselbst entwickeln könnte. Also bedurfte es nicht einer besonderen weisen Fügung, sie in solche Oerter zu bringen, wo ihre Anlagen paßeten; sondern, wo sie zufälliger Weise hinkamen und lange Zeit ihre Generation fortsezten, da entwickelte sich der für diese Erdgegend in ihrer Organisation befindliche, sie einem solchen Clima angemessen machende Keim. Die Entwickelung der Anlagen richtete sich nach den Oertern, und nicht, wie es Hr. F. misversteht, musten etwa die Oerter nach den schon entwickelten Anlagen ausgesucht werden. Dieses alles versteht sich aber nur von der ältesten Zeit, welche lange gnug (zur allmäligen Erdbevölkerung) gewähret haben mag, um allererst einem Volke, das eine bleibende Stelle hatte, die zur Entwickelung seiner derselben angemessenen Anlagen erforderliche Einflüsse des Klima und Bodens zu verschaffen. Aber nun, fährt er fort, wie ist nun derselbe Verstand, der hier so richtig ausrechnete, welche Länder und welche Keime zusammen treffen sollten, (sie musten, nach dem Vorigen, immer zusammentreffen, wenn man auch will daß sie nicht ein Verstand, sondern nur dieselbe Natur, die die Organisation der Thiere so durchgängig zweckmäßig innerlich eingerichtet hatte, auch für ihre Erhaltung eben so sorgfältig ausgerüstet habe) auf einmal

mal so kurzsichtig geworden, daß er nicht auch den Fall einer zweyten Verpflanzung vorausgesehen? Dadurch wird ja die angebohrne Eigenthümlichkeit, die nur für Ein Klima taugt, gänzlich zweklos u. s. w.

Was nun diesen zweyten Punct des Einwurfs betrift, so räume ich ein, daß jener Verstand, oder wenn man lieber will, jene von selbst zweckmäßig wirkende Natur, nach schon entwickelten Keimen, auf Verpflanzung in der That gar nicht Rücksicht getragen habe, ohne doch deshalb der Unweisheit und Kurzsichtigkeit beschuldigt werden zu dürfen. Sie hat vielmehr, durch ihre veranstaltete Angemessenheit zum Klima, die Verwechselung desselben, vornemlich des warmen mit dem kältern, verhindert. Denn eben diese übele Anpassung des neuen Himmelsstrichs zu dem schon angearteten Naturel der Bewohner des alten, hält sie von selbst davon ab. Und wo haben Indier oder Neger sich in nordlichen Gegenden auszubreiten gesucht? — Die aber dahin vertrieben sind, haben in ihrer Nachkommenschaft, (wie die creolischen Neger oder Indier, unter dem Nahmen der Zigeuner) niemals einen zu ansäßigen Landanbauern oder Handarbeitern tauglichen Schlag abgeben wollen *). Aber

*) Die letztere Bemerkung wird hier nicht als beweisend angeführt, ist aber doch nicht unerheblich. In Hrn. Sprengels Beyträgen 5tem Theile S. 286 - 287. führt ein sachkundiger Mann gegen Ramsays Wunsch, alle Negersclaven als freye Arbeiter zu brauchen, an: daß unter den vielen tausend freygelassenen Ne-

Aber eben das, was Hr. F. für eine unüberwindliche Schwierigkeit gegen mein Princip hält, wirft in einer gewissen Anwendung das vortheilhafteste Licht auf

Negern, die man in Amerika und in England antrift, er kein Beyspiel kenne, daß irgend einer ein Geschäfte treibe, was man eigentlich **Arbeit** nennen kann, vielmehr, daß sie ein leichtes Handwerk, welches sie vormals als Sclaven zu treiben gezwungen waren, alsbald aufgeben, wenn sie in Freyheit kommen, um dafür Höcker, elende Gastwirthe, Livereybediente, auf den Fischzug oder Jagd ausgehende, mit einem Worte Umtreiber zu werden. Eben das findet man auch an den Zigeunern unter uns. Derselbe Verfasser bemerkt hiebey: daß nicht etwa das nordliche Klima sie zur Arbeit ungeneigt mache; denn sie halten, wenn sie hinter dem Wagen ihrer Herrschaften, oder in den ärgsten Winternächten in den kalten Eingängen der Theater (in England) warten müssen, doch lieber aus, als beym Dreschen, Graben, Lasten tragen, u. s. w. Sollte man hieraus nicht schließen: daß es, ausser dem **Vermögen** zu Arbeiten, noch einen unmittelbaren, von aller Anlockung unabhängigen Trieb zur Thätigkeit (vornemlich der anhaltenden, die man Emsigkeit nennt) gebe, der mit gewissen Naturanlagen besonders verwebt ist, und daß Indier sowohl als Neger nicht mehr von diesem Antriebe in andere Klimaten mitbringen und vererben, als sie für ihre Erhaltung in ihrem alten Mutterlande bedurften und von der Natur empfangen hatten, und daß diese innere Anlage eben so wenig erlösche, als die äusserlich sichtbare. Die weit mindern Bedürfnisse aber in jenen Ländern, und die wenige Mühe, die es erfordert, sich auch nur diese zu verschaffen, erfordern keine größern Anlagen zur Thätigkeit. — Hier will ich noch etwas aus **Marsdens** gründlicher Beschreibung von Sumatra (S. Sprengels Beyträge 6ter Theil S.

auf dieselbe, und löset Schwierigkeiten, wider die keine andere Theorie etwas vermag. Ich nehme an, daß viele Generationen, von der Zeit des Anfangs der Menschengattung, über die allmählige Entwickelung der zur völligen Anartung an ein Klima in ihr befindlichen Anlagen erforderlich gewesen, und daß darüber die, großentheils durch gewaltsame Natur-Revolutionen erzwungene, Verbreitung derselben über den beträchtlichsten Theil der Erde, nur mit kümmerlicher Vermehrung der Art hat geschehen können. Wenn nun auch durch diese Ursachen ein Völkchen der alten Welt aus südlichern Gegenden in

S. 198, 199.) anführen. „Die Farbe ihrer (der Rejangs) Haut ist gewöhnlich gelb, ohne die Beymischung von Roth, welche die Kupferfarbe hervorbringt. Sie sind beynahe durchgängig etwas heller von Farbe als die Mestizen in andern Gegenden von Indien. Die weisse Farbe der Einwohner von Sumatra, in Vergleichung mit andern Völkern eben des Himmelsstrichs, ist meines Erachtens ein starker Beweis, daß die Farbe der Haut keineswegs unmittelbar von dem Klima abhängt. (Eben das sagt er von dort gebohrnen Kindern der Europäer und Negern in der zweyten Generation, und vermuthet, daß die dunklere Farbe der Europäer, die sich hier lange aufgehalten haben, eine Folge der vielen Gallenkrankheiten sey, denen dort alle ausgesetzt sind.) Hier muß ich noch bemerken, daß die Hände der Eingebohrnen und Mestizen, unerachtet des heissen Klima, gewöhnlich kalt sind (ein wichtiger Umstand, der Anzeige giebt, daß die eigenthümliche Hautbeschaffenheit von keinen oberflächlichen äusseren Ursachen herrühren müsse.")

zu die nordlichern getrieben worden: so muß die Anartung, — die, um den vorigen angemessen zu werden, vielleicht noch nicht vollendet war, — allmählig in Stillstand gesetzt, dagegen einer entgegengesetzten Entwickelung der Anlagen, nämlich für das nordliche Klima, Platz gemacht haben. Setzet nun, dieser Menschenschlag hätte sich nordostwärts immer weiter bis in Amerika herübergezogen — eine Meynung, die geständlich die größte Wahrscheinlichkeit hat, — so wären ehe er sich in diesem Welttheile wiederum beträchtlich nach Süden verbreiten konnte, seine Naturanlagen schon so weit entwickelt worden als es möglich ist, und diese Entwickelung, nun als vollendet, müßte alle fernere Anartung an ein neues Klima unmöglich gemacht haben. Nun wäre also eine Race gegründet, die bey ihrem Fortrücken nach Süden für alle Klimaten immer einerley, in der That also, keinem gehörig angemessen ist, weil die südliche Anartung vor ihrem Ausgange in der Hälfte ihrer Entwickelung unterbrochen, durch die ans nordliche Klima abgewechselt, und so der beharrliche Zustand dieses Menschenhaufens gegründet worden. In der That versichert Don Ulloa (ein vorzüglich wichtiger Zeuge, der die Einwohner von Amerika in beyden Hemisphären kannte) die characteristische Gestalt der Bewohner dieses Welttheils durchgängig sehr ähnlich befunden zu haben. Was die Farbe betrift, so beschreibt sie einer der neuern Seereisenden, dessen Namen ich jetzt nicht mit Sicherheit nennen kann, wie **Eisenrost mit Oehl** vermischt.

mischt. Daß aber ihr Naturel zu keiner völligen Angemessenheit mit irgend einem Klima gelangt ist, läßt sich auch daraus abnehmen, daß schwerlich ein anderer Grund angegeben werden kan, warum diese Race, zu schwach für schwere Arbeit, zu gleichgültig für emsige, und unfähig zu aller Cultur, (wozu sich doch in der Nahheit Beyspiel und Aufmunterung genug findet) noch tief unter dem Neger selbst steht, welcher doch die niedrigste unter allen übrigen Stufen einnimmt, die wir als Racenverschiedenheiten genannt haben.

Nun halte man alle andere mögliche Hypothesen an dies Phänomen. Wenn man nicht die von Hrn. F. schon in Vorschlag gebrachte besondere Schöpfung des Negers, mit einer zweyten, nämlich des Amerikaners, vermehren will, so bleibt keine andere Antwort übrig, als daß Amerika zu kalt, oder zu neu sey, um die Abartung der Neger oder gelben Indier jemals hervorzubringen, oder in so kurzer Zeit, als es bevölkert ist, schon hervorgebracht zu haben. Die erste Behauptung ist, was das heisse Klima dieses Welttheils betrift, jetzt genugsam wiederlegt; und, was die zweyte betrift, daß nämlich, wenn man nur noch einige Jahrtausende zu warten Gedult hätte, sich die Neger (wenigstens der erblichen Hautfarbe nach) wohl dereinst hier auch durch den allmäligen Sonneneinfluß hervorfinden würden: so müßte man erst gewiß seyn, daß Sonne und Luft solche Einpfropfungen verrichten können,

nen, um sich durch einen so ins weite gestellten, immer nach Belieben weiter hinaus zu rükenden, blos vermutheten Erfolg, nur gegen Einwürfe zu vertheidigen; wie viel weniger kann, da jenes selbst noch gar sehr bezweifelt wird, eine bloß beliebige Vermuthung den Thatsachen entgegen gestellt werden?

Eine wichtige Bestätigung der Ableitung der unausbleiblich erblichen Verschiedenheiten durch Entwikelung ursprünglich und zweckmäßig in einem Menchenstamme für die Erhaltung der Art zusammenbefindlicher Anlagen, ist: daß die daraus entwickelten Racen nicht sporadisch (in allen Welttheilen, in einerley Klima, auf gleiche Art) verbreitet, sondern cycladisch in vereinigten Haufen, die sich innerhalb der Grenzlinie eines Landes, worin jede derselben sich hat bilden können, vertheilt, angetroffen werden. So ist die reine Abstammung der Gelbfarbigen innerhalb den Grenzen von Hindostan eingeschlossen, und das nicht weit davon entfernte Arabien, welches großen Theils gleichen Himmelsstrich einnimmt, enthält nichts davon; beyde aber enthalten keine Neger, die nur in Afrika, zwischen dem Senegal und Capo Negro (und so weiter im Inwendigen dieses Welttheils) zu finden sind; indessen das ganze Amerika weder die einen noch die andern, ja gar keinen Racencharakter der alten Welt (die Eskimos ausgenommen, die nach verschienen so wohl von ihrer Gestalt, als selbst ihrem Talent her-

hergenommenen Charakteren, spätere Ankömmlinge aus einem der alten Welttheile zu seyn scheinen). Jede dieser Racen ist gleichsam isoliert, und da sie bey dem gleichen Klima doch von einander, und zwar durch einen dem Zeugungsvermögen einer jeden derselben unabtrennlich anhängenden Charakter sich unterscheiden: so machen sie die Meynung von dem Ursprunge des letzteren aus der Wirkung des Klima sehr unwahrscheinlich, bestätigen dagegen die Vermuthung einer zwar durchgängigen Zeugungsverwandschaft durch Einheit der Abstammung, aber zugleich die, von einer in ihnen selbst, nicht blos im Klima, liegenden Ursache des classifischen Unterschiedes derselben, welcher lange Zeit erfordert haben muß, um seine Wirkung, angemessen dem Orte der Fortpflanzung, zu thun, und nachdem diese einmal zu Stande gekommen, durch keine Versetzungen neue Abartungen mehr möglich werden läßt, welche denn für nichts anders, als eine sich allmählig zweckmäßig entwickelnde, in den Stamm gelegte, auf eine gewisse Zahl nach den Hauptverschiedenheiten der Lufteinflüsse eingeschränkte, ursprüngliche Anlage gehalten werden kann. Diesem Beweisgrunde scheint die in den zu Südasien und so weiter ostwärts zum stillen Ocean gehörigen Inseln zerstreute Race der Papuas, welche ich, mit Capt. Forrester, Caffern genannt habe (weil er vermuthlich theils in der Hautfarbe, theils in dem Kopf- und Barthaare, welche sie, der Eigenschaft der Neger zuwider, zu ansehnlichem Um-

Umfange auskämmen können, Ursache gefunden, sie nicht Neger zu nennen) Abbruch zu thun. Aber die daneben anzutreffende wundersame Zerstreuung noch anderer Racen, nämlich der Haraforas und gewisser mehr dem reinen indischen Stamme ähnlicher Menschen, macht es wieder gut, weil es auch den Beweis für die Wirkung des Klima auf ihre Erbeigenschaft schwächt, indem diese in einem und demselben Himmelsstriche doch so ungleichartig ausfällt. Daher man auch mit gutem Grunde sie nicht für Aborigenes, sondern, durch wer weiß welche Ursache, (vielleicht eine mächtige Erd-Revolution, die von Westen nach Osten gewirckt haben muß) aus ihren Sitzen vertriebene Fremdlinge, (jene Papuas etwa aus Madagascar) zu halten wahrscheinlich findet. Mit den Einwohnern von Frevilleiland, von denen ich Carterets Nachricht aus dem Gedächtnisse (vielleicht unrichtig) anführete, mag es also beschaffen seyn wie es wolle, so wird man die Beweisthümer der Entwickelung der Racenunterschiede in dem vermuthlichen Wohnsitze ihres Stammes auf dem Continent, und nicht auf den Inseln, die allem Ansehen nach allererst nach längst vollendeter Wirkung der Natur bevölkert worden, zu suchen haben.

Soviel zu Vertheidigung meines Begriffs von der Ableitung der erblichen Mannigfaltigkeit organischer Geschöpfe einer und derselben Naturgattung (species naturalis, so fern sie durch ihr Zeugungsvermögen in

Ver-

Verbindung stehen und von Einem Stamme entsprossen seyn*) können) zum Unterschiede von der Schulgattung (species artificialis, so fern sie unter einem gemeinschaftlichen Merkmale der bloßen Vergleichung stehen) davon die erstere zur Naturgeschichte, die zweyte zur Naturbeschreibung gehört. Jetzt noch etwas über das eigne System des Hrn. F. von dem Ursprunge desselben. Darin sind wir beyde einig, daß alles in einer Naturwissenschaft natürlich müsse erklärt werden, weil es sonst zu dieser Wissenschaft nicht gehören würde. Diesem Grundsatze bin ich so sorgfältig gefolgt, daß

 auch

*) Zu einem und demselben Stamme zu gehören bedeutet nicht so fort von einem einzelnen ursprünglichen **Paare** erzeugt zu seyn; es will nur soviel sagen: die Mannigfaltigkeiten, die jetzt in einer gewissen Thiergattung anzutreffen sind, dürfen darum nicht als so viel ursprüngliche Verschiedenheiten angesehen werden. Wenn nun der erste Menschenstamm aus noch so viel Personen (beyderley Geschlechts), die aber alle gleichartig waren, bestand, so kann ich eben so gut die jetzigen Menschen von einem einzigen Paare, als von vielen derselben ableiten. Hr. F. hält mich im Verdacht, daß ich das letztere, als ein Faktum und zwar zufolge einer Autorität, behaupten wolle; allein es ist nur die Idee, die ganz natürlich aus der Theorie folgt. Was aber die Schwierigkeit betrift, daß wegen der reissenden Thiere, das menschliche Geschlecht mit seinem Anfange von einem einzigen Paare schlecht gesichert gewesen seyn würde, so kann ihm diese keine sonderliche Mühe machen. Denn seine allgebährende Erde durfte dieselbe nur später als die Menschen hervorgebracht haben.

auch ein scharfsinniger Mann, (Hr. O. C. R. Büsching in der Recension meiner obgedachten Schrift) wegen der Ausdrücke von Absichten, von Weisheit und Vorsorge rc. der Natur, mich zu einem Naturalisten, doch mit dem Beysatze von eigner Art, macht, weil ich in Verhandlungen, welche die bloße Naturkenntnisse und, wie weit diese reichen, angehen, (wo es ganz schicklich ist, sich teleologisch auszudrücken), es nicht rathsam finde eine theologische Sprache zu führen; um jeder Erkenntnißart ihre Grenzen ganz sorgfältig zu bezeichnen.

Allein ebenderselbe Grundsatz, daß alles in der Naturwissenschaft natürlich erklärt werden müsse, bezeichnet zugleich die Grenzen derselben. Denn man ist zu ihrer äussersten Grenze gelangt, wenn man den letzten unter allen Erklärungsgründen braucht, der noch durch Erfahrung bewährt werden kann. Wo diese aufhören, und man mit selbst erdachten Kräften der Materie, nach unerhörten und keiner Belege fähigen Gesetzen, es anfangen muß, da ist man schon über die Naturwissenschaft hinaus, ob man gleich noch immer Naturdinge als Ursachen nennt, zugleich aber ihnen Kräfte beylegt, deren Existenz durch nichts bewiesen, ja sogar ihre Möglichkeit mit der Vernunft schwerlich vereinigt werden kann. Weil der Begrif eines organisirten Wesens es schon bey sich führt, daß es eine Materie sey, in der Alles wechselseitig als Zweck und Mittel auf einander in Beziehung steht, und dies sogar nur als

Sy=

System von Endursachen gedacht werden kann, mithin die Möglichkeit desselben nur eine teleologische, keineswegs aber physisch-mechanische Erklärungsart, wenigstens der menschlichen Vernunft, übrig läßt: so kann in der Physik nicht nachgefragt werden, woher denn alle Organisirung selbst ursprünglich herkomme? Die Beantwortung dieser Frage würde, wenn sie überhaupt für uns zugänglich ist, offenbar ausser der Naturwissenschaft in der Metaphysik liegen. Ich meinerseits leite alle Organisation von organischen Wesen (durch Zeugung) ab, und spätere Formen (dieser Art Naturdinge), nach Gesetzen der allmähligen Entwickelung von ursprünglichen Anlagen (dergleichen sich bey den Verpflanzungen der Gewächse häufig antreffen lassen), die in der Organisation ihres Stammes anzutreffen waren. Wie dieser Stamm selbst entstanden sey, diese Aufgabe liegt gänzlich über die Grenzen aller dem Menschen möglichen Physik hinaus, innerhalb denen ich doch glaubte mich halten zu müssen.

Ich fürchte daher für Hrn. F. System nichts von einem Ketzergerichte, (denn das würde sich hier eben so wohl eine Gerichtsbarkeit ausser seinem Gebiethe anmaßen) auch stimme ich erforderlichen Falles auf eine philosophische Jury (S. 166.) von bloßen Naturforschern, und glaube doch kaum, daß ihr Ausspruch für ihn günstig ausfallen dürfte. „Die kreissende Erde, (S. 80.) welche Thiere und Pflanzen ohne Zeugung von

ihres gleichen, aus ihrem weichen, vom Meeresschlamme befruchteten Mutterschooße, entspringen ließ, die darauf gegründete Localzeugungen organischer Gattungen, da Afrika seine Menschen (die Neger), Asien die seinige (alle übrige), (S. 158) hervorbrachte, die davon abgeleitete Verwandschaft Aller in einer unmerklichen Abstufung vom Menschen zum Wallfische (S. 77.) und so weiter hinab (vermuthlich bis zu Moosen und Flechten, nicht blos im Vergleichungssystem, sondern im Erziehungssystem aus gemeinschaftlichen Stamme) gehenden Naturkette*) organischer Wesen" — Diese würden zwar nicht machen, daß der Naturforscher davor, als vor einem Ungeheuer (S. 75), zurückbebte, (denn es ist ein Spiel, womit sich wohl mancher irgend einmal unterhalten hat, das er aber, weil damit nichts ausgerichtet wird, wieder aufgab), er würde aber doch davon durch die Betrachtung zurückgescheucht werden, daß er sich hiedurch unvermerkt von dem fruchtbaren Boden der Naturforschung in die Wüste der Metaphysik verirre. Zudem kenne ich noch eine eben nicht (S. 75.) unmännliche Furcht, nämlich vor allem

*) Ueber diese, vornehmlich durch **Bonnet** sehr beliebt gewordene Idee verdient des Hrn. Prof. **Blumenbach** Erinnerung (Handbuch der Naturgeschichte 1779 Vorrede § 7.) gelesen zu werden. Dieser einsehende Mann legt auch den **Bildungstrieb**, durch den er so viel Licht in die Lehre der Zeugungen gebracht hat, nicht der unorganischen Materie, sondern nur den Gliedern organisirter Wesen bey.

allem zurückzubeben, was die Vernunft von ihren ersten Grundsätzen abspannt, und ihr es erlaubt macht, in grenzlosen Einbildungen herumzuschweifen. Vielleicht hat Hr. F. auch hiedurch nur irgend einem Hypermetaphysiker (denn dergleichen giebts auch, die nämlich die Elementarbegriffe nicht kennen, die sie auch zu verachten sich anstellen, und doch heroisch auf Eroberungen ausgehen) einen Gefallen thun, und Stoff für dessen Phantasie geben wollen, um sich hernach hierüber zu belustigen.

Wahre Metaphysik kennt die Grenzen der menschlichen Vernunft, und unter anderen diesen ihren Erbfehler, den sie nie verläugnen kann: daß sie schlechterdings keine Grundkräfte a priori erdenken kann und darf (weil sie alsdenn lauter leere Begriffe aushecken würde), sondern nichts weiter thun kann, als die, so ihr die Erfahrung lehrt (so fern sie nur dem Anscheine nach verschieden, im Grunde aber identisch sind), auf die kleinstmögliche Zahl zurück zu führen, und die dazu gehörige Grundkraft, wenns die Physik gilt, in der Welt, wenn es aber die Metaphysik angeht, (nämlich die nicht weiter abhängige anzugeben) allenfalls ausser der Welt zu suchen. Von einer Grundkraft aber, (da wir sie nicht anders als durch die Beziehung einer Ursache auf eine Wirkung kennen) können wir keinen andern Begrif geben und keinen Nahmen dafür ausfinden, als der von der Wirkung hergenommen ist und gerade nur die-

 se

se Beziehung ausdrückt *). Nun ist der Begrif eines organisierten Wesens dieser: daß es ein materielles Wesen sey, welches nur durch die Beziehung alles dessen, was

*) Z. B. die **Einbildung** im Menschen ist eine Wirkung, die wir mit andern Wirkungen des Gemüths nicht als einerley erkennen. Die Kraft, die sich darauf bezieht, kann daher nicht anders als Einbildungskraft (als Grundkraft) genannt werden. Eben so sind unter dem Titel der bewegenden Kräfte, Zurückstoßungs- und Anziehungskraft **Grundkräfte**. Zu der Einheit der Substanz haben verschiedene geglaubt eine **einige** Grundkraft annehmen zu müssen, und haben sogar gemeynt sie zu erkennen, indem sie blos den **gemeinschaftlichen Titel** verschiedener Grundkräfte nannten, z. B. die einzige Grundkraft der Seele sey Vorstellungskraft der Welt; gleich als ob ich sagte: die einzige Grundkraft der Materie ist bewegende Kraft, weil Zurückstoßung und Anziehung beyde unter dem gemeinschaftlichen Begriffe der Bewegung stehen. Man verlangt aber zu wissen, ob sie auch von dieser **abgeleitet** werden können, welches unmöglich ist. Denn die **niedrigern** Begriffe können, nach dem was sie **verschiedenes** haben, von dem **höheren** niemals abgeleitet werden; und was die Einheit der Substanz betrift, von der es scheint daß sie die Einheit der Grundkraft schon in ihrem Begriffe bey sich führe, so beruht diese Täuschung auf einer unrichtigen Definition der **Kraft**. Denn diese ist nicht das, **was** den Grund der Wirklichkeit der Accidenzen enthält (denn das ist die Substanz,) sondern ist blos das **Verhältniß** der Substanz zu den Accidenzen, **so ferne** sie den Grund ihrer Wirklichkeit enthält. Es können aber der Substanz (unbeschadet ihrer Einheit) verschiedene Verhältnisse gar wohl beygelegt werden.

was in ihm enthalten ist, auf einander als Zweck und Mittel, möglich ist (wie auch wirklich jeder Anatomiker, als Physiolog, von diesem Begriffe ausgeht). Eine Grundkraft, durch die eine Organisation gewirkt würde, muß also als eine nach Zwecken wirkende Ursache gedacht werden, und zwar so, daß diese Zwecke der Möglichkeit der Wirkung zum Grunde gelegt werden müssen. Wir kennen aber dergleichen Kräfte, ihrem Bestimmungsgrunde nach, durch Erfahrung, nur in uns selbst, nämlich an unserem Verstande und Willen, als einer Ursache der Möglichkeit gewisser ganz nach Zwecken eingerichteter Produkte, nämlich der Kunstwerke. Verstand und Wille sind bey uns Grundkräfte, deren der letztere, so fern er durch den erstern bestimmt wird, ein Vermögen ist, Etwas gemäß einer Idee, die Zweck genannt wird, hervorzubringen. Unabhängig von aller Erfahrung aber sollen wir uns keine neue Grundkraft erdenken, dergleichen doch diejenige seyn würde, die in einem Wesen zweckmäßig wirkte, ohne doch den Bestimmungsgrund in einer Idee zu haben. Also ist der Begrif von dem Vermögen eines Wesens aus sich selbst zweckmäßig, aber ohne Zweck und Absicht, die in ihr oder ihrer Ursache lägen, zu wirken, — als eine besondere Grundkraft, von der die Erfahrung kein Beyspiel giebt, — völlig erdichtet und leer, d.i. ohne die mindeste Gewährleistung, daß ihr überhaupt irgend ein Object correspondiren könne. Es mag also die Ursache organisierter Wesen in der Welt oder ausser

 der

der Welt anzutreffen seyn, so müssen wir entweder aller Bestimmung ihrer Ursache entsagen, aber ein intelligentes Wesen uns dazu denken; nicht, als ob wir (wie der seel. Mendelssohn mit anderen glaubte) einsähen, daß eine solche Wirkung aus einer andern Ursache unmöglich sey: sondern, weil wir, um eine andere Ursache mit Ausschließung der Endursachen zum Grunde zu legen, uns eine Grundkraft erdichten müßten, wozu die Vernunft durchaus keine Befugnis hat, weil es ihr alsdenn keine Mühe machen würde alles, was sie will und wie sie will, zu erklären.

* * *

Und nun die Summe von allen diesem gezogen! Zwecke haben eine gerade Beziehung auf Vernunft, sie mag nun eine fremde, oder unsere eigene seyn. Allein, um sie auch in fremder Vernunft zu setzen, müssen wir unsere eigene, wenigstens als ein Analogon derselben, zum Grunde legen; weil sie ohne diese gar nicht vorgestellt werden können. Nun sind die Zwecke entweder Zwecke der Natur, oder der Freyheit. Daß es in der Natur Zwecke geben müsse, kann kein Mensch a priori einsehen; dagegen er a priori ganz wohl einsehen kann, daß es darin eine Verknüpfung der Ursachen und Wirkungen geben müsse. Folglich ist der Gebrauch des teleologischen Princips in Ansehung der Natur jederzeit empirisch bedingt. Eben so würde es mit den Zwecken der Freyheit bewandt seyn, wenn dieser vorher die Gegenstände des Wollens durch die Natur (in Bedürfnissen

und

und Neigungen) als Bestimmungsgründe gegeben werden müßten, um, blos vermittelst der Vergleichung derselben unter einander und mit ihrer Summe, dasjenige durch Vernunft zu bestimmen, was wir uns zum Zwecke machen. Allein die Kritick der practischen Vernunft zeigt, daß es reine practische Principien gebe, wodurch die Vernunft a priori bestimmt wird, und die also a priori den Zweck derselben angeben. Wenn also der Gebrauch des teleologischen Princips zu Erklärungen der Natur, darum, weil es auf empirische Bedingungen eingeschränckt ist, den Urgrund der zweckmäßigen Verbindung niemals vollständig und für alle Zwecke bestimmt gnug angeben kann: so muß man dieses dagegen von einer reinen Zwecklehre, (welche keine andere als die der Freyheit seyn kann) erwarten, deren Princip a priori die Beziehung einer Vernunft überhaupt auf das Ganze aller Zwecke enthält und nur practisch seyn kann. Weil aber eine reine practische Teleologie, d. i. eine Moral, ihre Zwecke in der Welt wircklich zu machen bestimmt ist, so wird sie deren Möglichkeit in derselben, so wohl was die darin gegebene Endursachen betrift, als auch die Angemessenheit der obersten Weltursache zu einem Ganzen aller Zwecke, als Wirkung, mithin so wohl die natürliche Teleologie, als auch die Möglichkeit einer Natur überhaupt d. i. die Transscendental-Philosophie, nicht verabsäumen dürfen, um der practischen reinen Zwecklehre objective Realität, in Absicht auf die Möglichkeit des Objects in der Ausübung, nämlich die des Zwecks, den sie als in der Welt zu bewircken vorschreibt, zu sichern.

In

In beyder Rücksicht hat nun der Verfasser der Briefe über die K. Philosophie sein Talent, Einsicht und ruhmwürdige Denkungsart jene zu allgemein nothwendigen Zwecken nützlich anzuwenden, musterhaft bewiesen; und, ob es zwar eine Zumuthung an den vortreflichen Herausgeber gegenwärtiger Zeitschrift ist, welche der Bescheidenheit zu nahe zu treten scheint, habe ich doch nicht ermangeln können, ihn um die Erlaubnis zu bitten, meine Anerkennung des Verdienstes, das der ungenannte und mir bis nur vor kurzem unbekannte Verfasser jener Briefe um die gemeinschaftliche Sache einer nach festen Grundsätzen geführten, so wohl spekulativen als practischen Vernunft, so fern ich einen Beytrag dazu zu thun bemüht gewesen, in seine Zeitschrift einrücken zu dürfen. Das Talent einer lichtvollen, so gar anmuthigen Darstellung trockener abgezogener Lehren, ohne Verlust ihrer Gründlichkeit, ist so selten (am wenigsten dem Alter beschieden) und gleichwohl so nützlich, ich will nicht sagen blos zur Empfehlung, sondern selbst zur Klarheit der Einsicht, der Verständlichkeit, und der damit verknüpften Ueberzeugung, — daß ich mich verbunden halte, demjenigen Manne, der meine Arbeiten, welchen ich diese Erleichterung nicht verschaffen konnte, auf solche Weise ergänzte, meinen Dank öffentlich abzustatten.

Ich will bey dieser Gelegenheit nur noch mit Wenigem den Vorwurf entdeckter vorgeblicher Widersprüche in einem Werke von ziemlichem Umfange, ehe man es im Ganzen wohl gefaßt hat, berühren. Sie schwinden

den insgesammt von selbst, wenn man sie in der Verbindung mit dem Uebrigen betrachtet. In der Leipz. gel. Zeitung 1787. No. 94. wird das, was in der Critik ꝛc. Auflage 1787. in der Einleitung S. 3. Zeile 7. steht, mit dem was bald darauf. S. 5. Z. 1 und 2. angetroffen wird, als im geraden Wiederspruche stehend angegeben; denn in der ersteren Stelle hatte ich gesagt: von den Erkenntnissen a priori heißen diejenige rein, denen gar nichts Empirisches beygemischt ist, und hatte als ein Beyspiel des Gegentheils den Satz angeführt: alles Veränderliche hat eine Ursache. Dagegen führe ich S. 5. eben diesen Satz zum Beyspiel einer reinen Erkenntniß a priori d. i. einer solchen die von nichts Empirischem abhängig ist, an; — zweyerley Bedeutungen des Worts rein, von denen ich aber im ganzen Werke es nur mit der letzteren zu thun habe. Freylich hätte ich den Misverstand durch ein Beyspiel der erstern Art Sätze verhüten können: Alles Zufällige hat eine Ursache. Denn hier ist gar nichts Empirisches beygemischt. Wer besinnt sich aber auf alle Veranlassungen zum Misverstande? — Eben das ist mir mit einer Note zur Vorrede der metaph. Anfangsg. d. Nat. W. S. XVI - XVII. wiederfahren, da ich die Deductibn der Categorien zwar für wichtig, aber nicht für äußerst nothwendig ausgebe, letzteres aber in der Critick doch geflissentlich behaupte. Aber man sieht leicht, daß sie dort nur zu einer negativen Absicht, nämlich um zu beweisen es könne vermittelst ihrer allein (ohne sinnliche Anschauung) gar kein Erkenntnis der Dinge zu Stande kommen, in

Be=

Betrachtung gezogen wurden, da es denn schon klar wird, wenn man auch nur die Exposition der Categorien (als blos auf Objecte überhaupt angewandte logische Functionen) zur Hand nimmt. Weil wir aber von ihnen doch einen Gebrauch machen, darin sie zur Erkenntniß der Objecte (der Erfahrung) wircklich gehören, so mußte nun auch die Möglichkeit einer objectiven Gültigkeit solcher Begriffe a priori in Beziehung aufs Empirische besonders bewiesen werden, damit sie nicht gar ohne Bedeutung, oder auch nicht empirisch entsprungen zu seyn geurtheilt würden; und das war die positive Absicht, in Ansehung deren die Deduction allerdings unentbehrlich nothwendig ist.

Ich erfahre eben jetzt daß der Verfasser obbenannter Briefe, Herr Rath Reinhold, seit kurzem Professor der Philosophie in Jena, sey; ein Zuwachs, der dieser berühmten Universität nicht anders als sehr vortheilhaft seyn kann.

J. Kant.

II.

Niederländische Rebellion unter Philipp dem Zweyten.

(Fortsetzung.)

Nachdem das Burgundische Haus mehrere Provinzen unter seiner Herrschaft vereinigt hatte, wurden die einzelnen

zelnen Provinzialversammlungen, welche bisher unabhängige Tribunale gewesen, an einen allgemeinen Gerichtshof zu Mecheln gewiesen, der die verschiedenen Glieder in einen einzigen Körper verband, und alle bürgerliche und peinliche Händel als die lezte Instanz entschied. Die Souverainität der einzelnen Provinzen war aufgehoben, und im Senat zu Mecheln wohnte jezt die Majestät.

Nach dem Tode Karls des kühnen versäumten die Stände nicht, die Verlegenheit ihrer Herzogin zu benutzen, die von den Waffen Frankreichs bedroht und in ihrer Gewalt war. Die Staaten von Holland und Seeland zwangen sie, einen großen Freyheitsbrief zu unterzeichnen, der ihnen die wichtigsten Souverainitätsrechte versicherte. Der Uebermuth der Genter vergieng sich so weit, daß sie die Günstlinge der Maria, die das Unglück gehabt hatten, ihnen zu misfallen, eigenmächtig vor ihren Richterstuhl rissen und vor den Augen dieser Fürstinn enthaupteten. Während des kurzen Regiments der Herzogin Maria bis zu ihrer Vermählung gewann die Gemeinheit eine Kraft, die sie einem Freystaat sehr nahe brachte. Nach dem Absterben seiner Gemahlin übernahm Maximilian aus eigener Macht als Vormund seines Sohns die Regierung. Die Staaten, durch diesen Eingriff in ihre Rechte beleidigt, erkannten seine Gewalt nicht, und konnten auch nicht weiter gebracht werden, als ihn auf eine bestimmte Zeit und unter beschwornen Bedingungen

gen

gen als Statthalter zu dulden. Maximilian glaubte die Konstitution übertreten zu dürfen, nachdem er römischer König geworden war. Er legte den Provinzen ausserordentliche Steuern auf, vergab Bedienungen an Burgunder und Teutsche, und führte fremde Truppen in die Provinzen. Aber mit der Macht ihres Regenten war auch die Eifersucht dieser Republikaner gestiegen. Das Volk griff zu den Waffen, als er mit einem starken Gefolge in Brügge seinen Einzug hielt; es bemächtigte sich seiner Person und sezte ihn auf dem Schlosse gefangen. Ungeachtet der mächtigen Fürsprache des kaiserlichen und des römischen Hofs erhielt er seine Freyheit nicht wieder, bis der Nation über die bestrittenen Punkte Sicherheit gegeben war.

Die Sicherheit des Lebens und Eigenthums, die aus milderen Gesetzen und einer gleichen Handhabung der Justiz entsprang, hatte die Betriebsamkeit und den Fleiß in diesen Ländern ermuntert. In stetem Kampf mit dem Ocean und den Mündungen reissender Flüsse, die gegen das niedrigere Land wütheten und deren Gewalt durch Dämme und Kanäle mußte gebrochen werden, hatte dieses Volk frühzeitig gelernt, auf die Natur um sich her zu merken, einem überlegenen Elemente durch Fleiß und Standhaftigkeit zu trotzen, und, wie der Aegypter, den sein Nil unterrichtete, in einer kunstreichen Gegenwehr seinen Erfindungsgeist und Scharfsinn zu üben. Die natürliche Fruchtbarkeit seines Bodens,

dens, die den Ackerbau und die Viehzucht begünstigte, vermehrte zugleich die Bevölkerung. Seine glückliche Lage an der See und den großen schiffbaren Flüssen Teutschlands und Frankreichs, die zum Theil hier ins Meer fallen, so viele künstliche Kanäle, die das Land nach allen Richtungen durchschneiden, belebten die Schiffarth; und der innere Verkehr der Provinzen, der dadurch so leicht gemacht wurde, weckte bald einen Geist des Handels in diesen Völkern auf.

Die benachbarte brittannische Küste war die erste, die von ihren Schiffen besucht wurde. Die englische Wolle, die diese zurückbrachten, beschäftigte tausend fleissige Hände in Brügges, Gent und Antwerpen, und schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden flandrische Tücher in Franckreich und Teutschland getragen. Schon im eilften Jahrhundert finden wir Frisische Schiffe im Belt und sogar in der levantischen See. Dieses muthige Volk unterstand sich sogar, ohne Kompaß, unter dem Nordpol hindurch bis zu der nordlichen Spitze Rußlands zu steuern. Von den wendischen Städten empfiengen die Niederlande einen Theil des levantischen Handels, der damals noch aus dem schwarzen Meere durch das Russische Reich nach der Ostsee gieng. Als dieser im dreyzehenden Jahrhundert zu sinken anfieng, als die Kreuzzüge den indischen Waaren einen neuen Weg durch die mittelländische See eröfneten, die italienischen Städte diesen fruchtbaren Handels-

delszweig an sich rissen und in Teutschland die große Hansa zusammentrat, wurden die Niederlande der wichtige Stapelort zwischen Norden und Süden. Hinter sich ein unermeßliches festes Land, gegen Abend dem Weltmeer durch so viele wirthbare Häfen geöfnet, schienen diese Länder ausdrücklich zum Mittelpunct des Handels, zu einem Sammelplatz aller Völker bestimmt. Schiffe, die den weiten Weg von der mittelländischen See in die Ostsee in einer Jahrszeit nicht wohl beschließen konnten, wählten gerne einen Vereinigungsplatz, der beyden Theilen in der Mitte gelegen war. In den vornehmsten niederländischen Städten wurden Stapel errichtet. Spanier, Italiener, Franzosen, Britten, Teutsche und Nordländer flossen hier zusammen mit Produkten aus allen Gegenden der Welt. Die Konkurrenz der Verkäufer sezte den Preiß der Materialien herunter, die Industrie wurde belebt, weil der Markt vor der Thüre war. Mit dem nothwendigen Geldumtausche kam der Wechselhandel auf, der eine neue fruchtbare Quelle des Reichthums eröfnete. Die Landesfürsten, welche mit ihrem wahren Vortheile endlich bekannter wurden, munterten den Kaufmann mit den wichtigsten Freyheiten auf, und wußten ihren Handel durch vortheilhafte Verträge mit auswärtigen Mächten zu schützen. Als sich im funfzehnten Jahrhundert mehrere einzelne Provinzen unter einem Beherrscher vereinigten, hörten auch ihre schädlichen Privatkriege auf, und ihre getrennten Vortheile wurden jezt durch

eine

eine gemeinschaftliche Regierung genauer verbunden. Ihr Handel und Wohlstand gedeyhte im Schoos eines langen Friedens, den die überlegene Macht ihrer Fürsten den benachbarten Königen auferlegte. Die Burgundische Flagge war gefürchtet in allen Meeren, das Ansehen ihres Souverains gab ihren Unternehmungen Nachdruck und machte die Versuche eines Privatmanns zur Angelegenheit eines furchtbaren Staats. Ein so mächtiger Schutz sezte sie bald in den Stand, dem Hansebund selbst zu entsagen, und diesen trotzigen Feind durch alle Meere zu verfolgen. Die Hansischen Kauffahrer, denen die spanische Küste verschlossen wurde, mußten zulezt wider Willen die Flandrischen Messen besuchen und die spanischen Waaren auf niederländischem Stapel empfangen.

Brügges war im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert der Mittelpunct des ganzen europäischen Handels und die große Messe aller Nationen. Im Jahr 1468 wurden 150 Kauffartheyschiffe gezählt, welche auf einmal im Hafen von Sluys einliefen. Hier war der Stapel aller nordischen Produkte für den Süden und aller südlichen und levantischen für den Norden errichtet. Diese giengen mit Hansischen Schiffen durch den Sund, und auf dem Rheine nach Oberteutschland, oder wurden auf der Achse seitwärts nach Braunschweig und Lüneburg verfahren.

Es ist der natürliche Gang der Menschheit, daß eine zügellose Ueppigkeit diesem Wohlstand folgte. Das

verführerische Beyspiel Philipps des gütigen konnte diese Epoche nur beschleunigen. Der Hof der burgundischen Herzoge war der wollüstigste und prächtigste in Europa, selbst, wenn man Italien nicht ausnimmt. Die kostbare Kleidertracht der Großen, die der spanischen nachher zum Muster diente, stieg bald zu dem Volk herunter, und der geringste Bürger pflegte seines Leibes in Sammt und Seide *). Dem Ueberfluß, sagt uns Comines (ein Schriftsteller, der um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts die Niederlande durchreiste) war der Hochmuth gefolgt. Die Pracht und Eitelkeit der Kleidung wurde von beyden Geschlechtern zu einem ungeheuren Aufwand getrieben. Auf einen so hohen Grad der Verschwendung wie hier war der Luxus der Tafel bey keinem andern Volke noch gestiegen.

*) Der Reichthum des Burgundischen Volks und seines Beherrschers lag auf den Schlachtfeldern bey Granson, Murten und Nancy aufgedeckt. Hier zog ein schweitzerischer Soldat Karln dem kühnen den berühmten Diamant vom Finger, der lange Zeit für den größten in ganz Europa galt, der noch jezt als der zweyte in der französischen Krone prangt, und den der unwissende Finder für einen Gulden verkaufte. Die Schweitzer verhandelten das gefundene Silber gegen Zinn und das Gold gegen Kupfer, und rissen die kostbaren Gezelte von Goldstoff in Stücken. Der Werth der Beute die man an Silber, Gold und Edelsteinen machte, wird auf drey Millionen Goldgulden angegeben. Karl und sein Heer waren nicht wie Feinde die schlagen wollen, sondern wie Ueberwinder, die nach dem Siege sich schmücken, zum Treffen gezogen. Memoires de Phil. de Comines I. 253. 259. 265.

gen. Die unsittliche Gemeinschaft beyder Geschlechter in Bädern und ähnlichen Zusammenkünften, die die Wollust erhitzen, hatte alle Schaamhaftigkeit verbannt — und hier ist nicht von der gewöhnlichen Ueppigkeit der Großen die Rede; auch der gemeinste weibliche Pöbel überließ sich diesen Ausschweifungen ohne Gränze und Maaß.

Aber wie viel erfreuender ist selbst dieses Uebermaaß dem Freunde der Menschheit, als die traurige Genügsamkeit des Mangels, und der Dummheit barbarische Tugend, die beynahe das ganze damalige Europa darnieder drücken! Der Burgundische Zeitraum schimmert hervor aus jenen finstern Jahrhunderten, wie ein lieblicher Frühlingstag aus den Schauern des Hornungs.

Aber eben dieser blühende Wohlstand führte endlich die flandrischen Städte zu ihrem Verfall. Gent und Brügges, von Freyheit und Ueberfluß schwindelnd, kündigen dem Beherrscher von eilf Provinzen, Philipp dem guten, den Krieg an, der eben so unglücklich für sie endigt, als vermessen er unternommen ward. Gent allein verlohr in dem Treffen bey Gavre viele tausend Mann, und mußte den Zorn des Siegers mit einer Geldbuße von viermalhundert tausend Goldgulden versöhnen. Alle obrigkeitlichen Personen und die vornehmsten Bürger dieser Stadt, zweytausend an der Zahl, mußten in bloßem Hemde, barfuß und mit unbedecktem Haupte, dem Herzog eine französische Meile weit entgegen gehen, und ihn knieend um Gnade bitten.

Bey dieser Gelegenheit wurden ihnen einige kostbare Privilegien entrissen; ein unersezlicher Verlust für ihren ganzen künftigen Handel. Im Jahr 1482. kriegten sie nicht viel glücklicher mit Maximilian von Oesterreich, ihm die Vormundschaft über seinen Sohn zu entreissen, deren er sich widerrechtlich angemaßt hatte. Kaiser Friedrich der dritte rückte mit einem Kriegsheer in ihr Gebiet, seinen Sohn zu rächen, und hielt den Hafen von Sluys zehen Jahre lang gesperrt, wodurch ihr ganzer Handel gehemmt wurde. Hierbey leisteten ihm Amsterdam und Antwerpen den wichtigsten Beystand, deren Eifersucht durch den Flor der flandrischen Städte schon längst gereizt worden war. Die Italiener fiengen an, ihre eigenen Seidenzeuge nach Antwerpen zum Verkauf zu bringen, und die flandrischen Tuchweber, die sich in England niedergelassen hatten, schickten gleichfalls ihre Waaren dahin, wodurch die Stadt Brügges um zwey wichtige Handelszweige kam. Ihr hochfahrender Stolz hatte längst schon den Hansebund beleidigt, der sie jezt auch verließ und sein Waarenlager nach Antwerpen verlegte. Im Jahr 1516. wanderten alle fremde Kaufleute aus, daß nur einige wenige Spanier blieben; aber ihr Wohlstand verblühte langsam, wie er aufgeblüht war.

Antwerpen empfieng im sechszehnten Jahrhundert den Handel, den die Ueppigkeit der flandrischen Städte verjagte, und unter Karls des Fünften Regierung war diese

diese Stadt die lebendigste und herrlichste in der christlichen Welt. Ein Strom wie die Schelde, deren nahe breite Mündung die Ebbe und Fluth mit der Nordsee gemein hat, und geschikt ist die schwersten Schiffe bis unter seine Mauern zu tragen, machte es zum natürlichen Sammelplatz aller Schiffe, die diese Küste besuchten. Seine Freymessen zogen aus allen Ländern Negotianten herbey. Die Industrie der Nation war im Anfang dieses Jahrhunderts zu ihrer höchsten Blüthe gestiegen. Der Acker- und Linnenbau, die Viehzucht, die Jagd und die Fischerey bereicherte den Landmann; Künste, Manufacturen und Handlung den Städter. Nicht lange, so sah man Produkte des flämischen Fleißes in Arabien, Persien und Indien. Ihre Schiffe bedeckten den Ocean, und wir sehen sie im schwarzen Meer mit den Genuesern um die Schutzherrlichkeit streiten. Den niederländischen Seemann unterschied das Eigenthümliche, daß er zu jeder Zeit des Jahrs unter Seegel gieng und nie überwinterte.

Nachdem der neue Weg um das afrikanische Vorgebürge gefunden war, und der portugiesische Ostindienhandel den levantischen untergrub, empfanden die Niederlande die Wunde nicht, die den italienischen Republiken geschlagen wurde. Die Portugiesen richteten in Brabant ihren Stapel auf, und die Spezereyen von Kalikut prangten jetzt auf dem Markt zu Antwerpen. Hieher flossen die Westindischen Waaren, womit die

stolze spanische Trägheit den niederländischen Kunstfleiß bezahlte. Der ostindische Stapel zog die berühmtesten Handelshäuser von Florenz, Lucca und Genua, und aus Augsburg die Fugger und Welser hieher. Hieher brachte die Hansa jetzt ihre nordischen Waaren, und die englische Kompagnie hatte hier ihre Niederlage. Kunst und Natur schienen hier ihren ganzen Reichthum zur Schau zu legen. Es war eine prächtige Ausstellung der Werke des Schöpfers und des Menschen.

Ihr Ruf verbreitete sich bald durch die ganze Welt. Zu Ende dieses Jahrhunderts hielt eine Societät türkischer Kaufleute um Erlaubniß an, sich hier niederzulassen und die Produkte des Orients über Griechenland hieher zu liefern. Mit dem Waarenhandel stieg auch der Geldhandel, ihre Wechselbriefe galten an allen Enden der Welt. Antwerpen, behauptet man, machte damals innerhalb eines Monats mehr und größere Geschäfte, als in zwey ganzen Jahren Venedig, während seiner glänzendsten Zeiten.

Die Stadt zählte einmalhunderttausend Bewohner. Das fluthende Leben, die Welt, die sich unendlich hier drängte, übersteigt allen Glauben. Zwey, dritthalb hundert Maste erschienen öfters auf einmal in seinem Hafen, kein Tag verfloß, wo nicht fünfhundert und mehrere Schiffe kamen und giengen; an den Markttagen lief diese Anzahl zu acht und neunhundert an. Täglich fuhren zweyhundert und mehrere Kutschen durch

seine

seine Thore, über zweytausend Frachtwagen sah man in jeder Woche aus Teutschland, Frankreich und Lothringen anlangen, die Bauerkarren und Getraidefuhren ungerechnet, deren Anzahl gewöhnlich auf zehntausend stieg. Dreyßigtausend Hände wurden in dieser Stadt allein von der englischen Gesellschaft der wagenden Spekulanten beschäftigt. An Marktabgaben, Zoll und Accise gewann die Regierung jährlich beynahe zwey Millionen — eine Summe, die in damaligen Zeiten noch weit mehr bedeutete. Von den Hülfsquellen der Nation können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir hören, daß die ausserordentliche Steuern, die sie Karl dem Fünften zu seinen vielen Kriegen entrichten mußte, auf vierzig Millionen Goldes gerechnet werden.

Diesen blühenden Wohlstand hatten die Niederländer eben so sehr ihrer Freyheit als der natürlichen Lage ihres Landes zu danken. Schwankende Gesetze und die despotische Willkühr eines räuberischen Fürsten würden alle Vortheile zernichtet haben, die eine günstige Natur in so reichlicher Fülle über sie ausgegossen hatte. Nur die unverletzbare Heiligkeit der Gesetze kann dem Bürger die Früchte seines Fleißes versichern, und ihm jene glückliche Zuversicht einflößen, welche die Seele jeder Thätigkeit ist.

Das Genie dieser Nation, durch den Geist des Handels und den Verkehr mit so vielen Völkern entwickelt, glänzte in nützlichen Erfindungen; im Schooße

des Ueberflusses und der Freyheit reiften alle edleren Künste. Aus dem erleuchteten Italien, welchem Cosmus von Medicis jüngst sein goldnes Alter wieder gegeben, verpflanzten die Niederländer die Mahlerey, die Baukunst, die Schnitz- und Kupferstecherkunst in ihr Vaterland, die hier auf einem neuen Boden eine neue Blüthe gewannen. Die niederländische Schule, eine Tochter der italienischen, buhlte bald mit ihrer Mutter um den Preiß, und gab, gemeinschaftlich mit ihr, der schönen Kunst in ganz Europa Gesetze. Die Manufakturen und Künste, worauf die Niederländer hauptsächlich ihren Wohlstand gegründet haben und zum Theil noch gründen, bedürfen keiner Erwähnung mehr. Die Oehlmahlerey, die Kunst auf Glas zu mahlen, die Taschen- und Sonnenuhren selbst, sind, wie Guicciardini behauptet, ursprünglich niederländische Erfindungen; ihnen dankt man die Verbesserung des Kompasses, dessen Punkte noch heutiges Tages niederländische Namen führen. Im Jahr 1482 wurde die Buchdruckerkunst in Harlem erfunden und das Schiksal wollte, daß diese nützliche Kunst, ein Jahrhundert nachher, ihr Vaterland mit der Freyheit belohnen sollte. Mit dem fruchtbarsten Genie zu neuen Erfindungen verbanden die Niederländer ein glückliches Talent, fremde und schon vorhandene zu verbessern; wenige Manufakturen und Künste werden seyn, die nicht entweder auf diesem Boden erzeugt, oder doch zu größerer Vollkommenheit hier gediehen sind.

Bis

Bis hieher waren die Provinzen der beneidenswürdigste Staat in Europa. Keiner der burgundischen Herzoge hatte sich einkommen lassen, die Constitution umzustoßen; selbst Karls des Kühnen verwegenem Geiste der einem auswärtigen Freystaat die Knechtschaft bereitete, war sie heilig geblieben. Alle diese Fürsten wuchsen in keiner höhern Erwartung auf, als über eine Republik zu gebiethen, und keines ihrer Länder konnte ihnen eine andre Erfahrung geben. Ausserdem besaßen diese Fürsten nichts, als was die Niederlande ihnen gaben, keine Heere als welche die Nation für sie ins Feld stellte, keine Reichthümer als welche die Stände ihnen bewilligten. Jetzt veränderte sich alles. Jetzt waren sie einem Herrn zugefallen, dem andre Werkzeuge, andre Hilfsquellen zu Gebote standen, der eine fremde Macht gegen sie bewafnen konnte. Karl der Fünfte schaltete willkührlich in seinen spanischen Staaten; in den Niederlanden war er nichts als der erste Bürger. Die vollkommenste Unterwerfung im Süden seines Reichs mußte ihm gegen die Rechte der Individuen Geringschätzung geben; hier erinnerte man ihn, sie zu ehren. Je mehr er dort das Vergnügen der unumschränkten Gewalt kostete und je größer die Meynung war, die ihm von seinem Selbst aufgedrungen wurde; desto ungerner mußte er hier zu der bescheidenen Menschheit heruntersteigen, desto mehr mußte er gereizt werden, dieses Hinderniß zu besiegen. Schon eine große Tugend wird verlangt, die Macht,

die sich unsern liebsten Wünschen widersetzt, nicht als eine feindliche zu bekriegen. Ehe wir uns der blinden Nothwendigkeit fügen, verwandeln wir sie lieber in ein wollendes Wesen, das wir anfeinden können; wie viel mehr also dann, wenn es Freyheit ist, was unsre Freyheit begränzet.

Die Niederlande empfanden bald, daß sie die Provinz einer Monarchie geworden waren. So lange ihre vorigen Beherrscher kein höheres Anliegen hatten, als ihrem Wohlstande abzuwarten, näherte sich ihr Zustand dem stillen Glück einer geschloßnen Familie, deren Haupt der Regent war. Karl der fünfte führte sie auf den Schauplatz der politischen Welt. Jezt machten sie ein Glied des Riesenkörpers aus, den die Ehrsucht eines Einzigen zu ihrem Werkzeug gebrauchte. Sie hörten auf, ihr eigener Zweck zu seyn; der Mittelpunct ihres Daseyns war in die Seele ihres Regenten verlegt. Da seine ganze Regierung nur eine Bewegung nach aussen oder eine politische Handlung war, so mußte er vor allen Dingen seiner Gliedmaaßen mächtig seyn, um sich ihrer mit Nachdruck und Schnelligkeit zu bedienen. Unmöglich konnte er sich also in die langwierige Mechanik ihres innern bürgerlichen Lebens verwickeln, oder ihren eigenthümlichen Vorrechten die gewissenhafte Aufmerksamkeit wiederfahren lassen, die ihre republikanische Umständlichkeit verlangte. Mit einem kühnen Monarchenschritt trat er den künstlichen Bau einer Würmerwelt nieder. Er mußte sich den Gebrauch ih=

ihrer Kräfte erleichtern durch Einheit. Das Tribunal zu Mecheln war bis jezt ein unabhängiger Gerichtshof gewesen; er unterwarf ihn einem königlichen Rath, den er in Brüssel niedersetzte und der ein Organ seines Willens war. In das Herz ihrer Verfassung führte er Ausländer, denen er die wichtigsten Bedienungen anvertraute. Menschen, die keinen Rückhalt hatten, als die königliche Gnade, konnten nicht anders als schlimme Hüter einer Gerechtsame seyn, die ihnen noch dazu wenig bekannt war. Der wachsende Aufwand seiner kriegrischen Regierung nöthigte ihn, seine Hülfsquellen zu vermehren. Mit Hintansetzung ihrer heiligsten Privilegien legte er den Provinzen ungewöhnliche Steuern auf; die Staaten, um ihr Ansehen zu retten, mußten bewilligen, was er so bescheiden gewesen war, nicht ertrotzen zu wollen. Der Konstitution zuwider, führte er fremde Truppen in ihr Gebiet, ließ in den Provinzen für seine Armeen werben, und verwickelte sie in Kriege, die ihrem Interesse gleichgültig wo nicht schädlich waren, und die sie nicht gebilligt hatten. Er bestrafte die Vergehungen eines Freystaats als Monarch, und Gents fürchterliche Züchtigung kündigte ihnen die große Veränderung an, die ihre Verfassung bereits erlitten hatte. Einige Geschichtschreiber beschuldigen ihn sogar, daß er versucht haben soll, die wichtigsten Freybriefe der Provinzen aus den Klöstern und Archiven, wo sie niedergelegt waren, entwenden zu lassen — eine kleine und feige That von einem so großen Für-

sten,

sten, doch aber zugleich ein Beweis, daß er diese Briefe noch fürchtete!

Der Wohlstand des Landes war in so weit gesichert, als er den Staatsentwürfen seines Beherrschers nothwendig war, als Karls vernünftige Politik die Gesundheitsregel des Körpers gewiß nicht verlezte, den er anzustrengen sich genöthigt sah. Glücklicherweise führen die entgegengeseztesten Entwürfe der Herrschsucht und der uneigennützigsten Menschenliebe oft auf Eins, und die bürgerliche Wohlfarth, die sich ein Markus Aurelius zum Ziele sezt, wird unter einem Ludwig und August gelegentlich befördert. Das Gebiet eines denkenden Despoten hat darum oft die lachende Aussenseite jenes geseegneten Landes, dem ein Weltweiser das Gesezbuch schrieb, und dieser täuschende Schein kann das Urtheil des Geschichtschreibers irre führen. Aber er hebe die verführerische Hülle auf, so wird ein neuer Anblick ihn belehren, wie wenig bey der Macht des Staats das Wohl der Individuen zu Rath gezogen worden, und wie weit noch der Abstand ist von einem blühenden Reiche zu einem glüklichen. Karl der fünfte erkannte vollkommen, daß Handel die Stärke der Nation war und ihres Handels Grundveste Freyheit. Er schonte ihrer Freyheit, weil er ihrer Stärke bedurfte. Staatskundiger, nicht gerechter, als sein Sohn, unterwarf er seine Maximen dem Bedürfniß des Orts und der Gegenwart, und nahm in Antwerpen eine Verordnung zurück, die er mit allen

len Schrecken der Gewalt in Madrid und Lissabon würde behauptet haben.

Was die Regierung Karls des fünften für die Niederlande besonders merkwürdig macht, ist die große Glaubensrevolution, welche unter ihm erfolgte, und welche uns, als die vornehmste Quelle des nachfolgenden Aufstands, etwas umständlicher beschäftigen soll. Sie zuerst führte die willkührliche Gewalt in das innerste Heiligthum ihre Verfassung, lehrte sie ein schreckliches Probestück ihrer Geschicklichkeit ablegen und machte sie gleichsam gesezmäßig, indem sie den republikanischen Geist auf eine gefährliche Spitze stellte. So wie der leztere in Anarchie und Aufruhr hinüber schweifte, erstieg die monarchische Gewalt die äußerste Höhe des Despotismus.

Nichts ist natürlicher als der Uebergang bürgerlicher Freyheit in Gewissensfreyheit. Der Mensch oder das Volk, die durch eine glückliche Staatsverfassung mit Menschenwerth einmal bekannt geworden, die das Gesetz, das über sie sprechen soll, einzusehen gewöhnt worden sind, oder es auch selber erschaffen haben; deren Geist durch Thätigkeit aufgehellt, deren Gefühle durch Lebensgenuß aufgeschlossen, deren natürlicher Muth durch innere Sicherheit und Wohlstand erhoben worden, ein solches Volk und ein solcher Mensch werden sich schwerer als andre in die blinde Herrschaft eines dumpfen despotischen Glaubens ergeben, und sich früher als andre wieder davon emporrichten. Noch ein anderer

Um-

Umstand mußte das Wachsthum der neuen Religion in diesen Ländern begünstigen. Italien, damals der Sitz der größten Geistesverfeinerung, ein Land, wo sonst immer die heftigsten politischen Factionen gewüthet haben, wo ein brennendes Klima das Blut zu den wildesten Affekten erhizt, Italien, könnte man einwenden, blieb unter allen europäischen Ländern beynahe am meisten von dieser Neuerung frey. Aber einem romantischen Volke, das durch einen warmen und lieblichen Himmel, durch eine üppige, immer junge und immer lachende Natur und die mannichfaltigsten Zaubereyen der Kunst in einem ewigen Sinnengenusse erhalten wird, war eine Religion angemessener, deren prächtiger Pomp die Sinne gefangen nimmt, deren geheimnißvolle Räzel der Phantasie einen unendlichen Raum eröfnen, deren vornehmste Lehren sich durch mahlerische Formen in die Seele einschmeicheln. Einem Volke im Gegentheil, das durch die Geschäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens zu einer undichterischen Wirklichkeit herabgezogen, in deutlichen Begriffen mehr als in Bildern lebt, und auf Unkosten der Einbildungskraft seine Menschenvernunft ausbildet, einem solchen Volk wird sich ein Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger fürchtet, der weniger auf Mystik als auf Sittenlehre dringt, weniger angeschaut als begriffen werden kann. Mit kürzeren Worten: Die katholische Religion wird im ganzen mehr für ein Künstlervolk, die protestantische mehr für ein Kaufmannsvolk taugen.

Dieß

Dieß vorausgesetzt, mußte die neue Lehre, welche Luther in Teutschland und Calvin in der Schweiz verbreiteten, in den Niederlanden das günstigste Erdreich finden. Der Weg, auf welchem sie dahin gelangte, war der nämliche, den die Pest aus dem Oriente geht, den Weisheit und Thorheit zu uns wandeln — der Weg des Handels. Ihre ersten Keime wurden durch die protestantischen Kaufleute, die sich in Amsterdam und Antwerpen sammelten, in die Niederlande geworfen. Die teutschen und schweitzerischen Truppen, welche Karl in diese Länder einführte, und die große Menge französischer, teutscher und englischer Flüchtlinge, die dem Schwerdt der Verfolgung, das in dem Vaterland ihrer wartete, in den Freyheiten Flanderns zu entfliehen suchten, beförderten ihre Verbreitung. Bey einem unvermischten und geschlossenen Volk konnten ihre ersten Keime erdrückt werden — der Zusammenfluß so vieler und so ungleicher Nationen in den holländischen und brabantischen Stapelstädten mußte ihr erstes Wachsthum dem Auge der Regierung entziehen und unter der Hülle der Verborgenheit beschleunigen. Eine Verschiedenheit in der Meynung konnte leicht Raum gewinnen, wo kein gemeinschaftlicher Volkscharakter, keine Einheit der Sitten und der Gesetze war. In einem Lande endlich, wo Arbeitsamkeit die gerühmteste Tugend, Betteley das verächtlichste Laster hieß, mußte ein Orden des Müßiggangs, ich meyne den Mönchsstand, lange anstößig gewesen seyn. Die neue Reli-

 gion,

gion, die dagegen eiferte, gewann daher schon unendlich viel, daß sie in diesem Stücke die Meynung des Volks schon auf ihrer Seite hatte. Fliegende Schriften voll Bitterkeit und Satyre, denen die neuerfundene Buchdruckerkunst in diesen Ländern einen schnelleren Umlauf gab, und mehrere damals in den Provinzen herumziehende Rednerbanden, Rederyker genannt, welche in theatralischen Vorstellungen oder Liedern die Misbräuche ihrer Zeit verspotteten, trugen nicht wenig dazu bey, das Ansehen der römischen Kirche zu stürzen, und der neuen Lehre in den Gemüthern des Volks eine günstige Aufnahme zu bereiten.

Ihre ersten Eroberungen giengen zum Erstaunen geschwind; die Zahl derer, die sich in kurzer Zeit, vorzüglich in den nördlicheren Provinzen zu der neuen Sekte bekannten, ist unglaublich; noch aber überwogen hierin die Ausländer bey weitem die gebohrnen Niederländer. Karl der fünfte, der bey dieser großen Glaubenstrennung die Parthey genommen hatte, die ein Despot nicht verfehlen kann, setzte dem zunehmenden Strome der Neuerung die nachdrücklichsten Mittel entgegen. Zum Unglück für die verbesserte Religion war die politische Gerechtigkeit auf der Seite ihres Verfolgers. Der Damm, der die menschliche Vernunft so viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewehrt hatte, war zu schnell weggerissen, als daß der losbrechende Strom nicht über sein angewiesenes Bette hätte

aus-

austreten sollen. Der wieder auflebende Geist der Freyheit und der Prüfung, der doch nur in den Gränzen der Religionsfragen hätte verharren sollen, untersuchte jezt auch die Rechte der Könige — Da man anfangs nur eiserne Fesseln brach, wollte man zulezt auch die rechtmäßigsten und nothwendigsten Bande zerreißen. Die Bücher der Schrift, die nunmehr allgemeiner geworden waren, mußten jezt dem abentheuerlichsten Fanatismus eben so gut Gift, als der aufrichtigsten Wahrheitsliebe Licht und Nahrung borgen. Die gute Sache hatte den schlimmen Weg der Rebellion wählen müssen, und jezt erfolgte, was immer erfolgen wird, so lange Menschen Menschen seyn werden: auch die schlimme Sache, die mit jener nichts als das gesezwidrige Mittel gemein hatte, durch diese Verwandschaft dreister gemacht, erschien in ihrer Gesellschaft und wurde mit ihr verwechselt. Luther hatte gegen die Anbetung der Heiligen geeifert — jeder freche Bube, der in ihre Kirchen und Klöster brach und ihre Altäre beraubte, hieß jezt Lutheraner. Die Faktion, die Raubsucht, der Schwindelgeist, die Unzucht kleideten sich in seine Farbe; die ungeheuersten Verbrechen bekannten sich vor dem Richter zu seiner Sekte. Die Reformation hatte den römischen Bischof zu der fehlenden Menschheit herabgezogen — eine rasende Bande, vom Hunger begeistert, will allen Unterschied der Stände vernichtet wissen. Natürlich, daß eine Lehre, die sich dem Staate nur von ihrer verderblichen Seite ankündigte,

digte, einen Monarchen nicht mit sich aussöhnen konnte, der schon so viele Ursachen hatte, sie zu vertilgen — und kein Wunder also, daß er die Waffen gegen sie benutzte, die sie ihm selbst aufgedrungen hatte!

Karl mußte sich in den Niederlanden schon als absoluten Fürsten betrachten, da er die Glaubensfreyheit, die er Teutschland angedeihen ließ, nicht auch auf jene Länder ausdehnte. Während daß er, von der nachdrücklichen Gegenwehr unsrer Fürsten gezwungen, der neuen Religion hier eine ruhige Uebung versicherte, ließ er sie dort durch die grausamsten Edikte verfolgen. Das Lesen der Evangelisten und Apostel, alle öffentlichen oder heimlichen Versammlungen, zu denen die Religion ihren Nahmen gab, alle Gespräche dieses Inhalts zu Hause und über Tische, waren in diesen Edikten bey strengen Strafen untersagt. In allen Provinzen des Landes wurden besondre Gerichte niedergesezt, über die Vollstreckung der Edikte zu wachen. Wer irrige Meynungen hegte, war ohne Rücksicht seines Rangs und seiner Bedienung verlustig. Wer überwiesen wurde, ketzerische Lehren verbreitet oder auch nur den geheimen Zusammenkünften der Glaubensverbesserer beygewohnt zu haben, ward zum Tode verdammt, Mannspersonen mit dem Schwerdt hingerichtet, Weiber aber lebendig begraben. Rückfällige Ketzer übergab man dem Feuer. Diese fürchterlichen Urtheilsprüche konnte selbst der Wiederruf des Verbrechers nicht aufheben. Wer seine

Irr-

Irrthümer abschwur, hatte nichts dabey gewonnen, als höchstens eine gelindere Todesart.

Die Lehengüter eines Verurtheilten fielen dem Fiskus zu, gegen alle Privilegien des Landes, nach welchen es dem Erben gestattet war, sie mit wenigem Gelde zu lösen. Gegen ein ausdrückliches kostbares Vorrecht des holländischen Bürgers, nicht außerhalb seiner Provinz gerichtet zu werden, wurden die Schuldigen aus den Gränzen der vaterländischen Gerichtsbarkeit geschleppt und durch fremde Tribunale verurtheilt. So mußte die Religion dem Despotismus die Hand führen, Freyheiten, die dem weltlichen Arm unverletzlich waren, mit heiligem Griff ohne Gefahr oder Widerspruch anzutasten.

Karl der fünfte, durch den glücklichen Fortgang seiner Waffen in Teutschland kühner gemacht, glaubte nun alles wagen zu dürfen, und dachte ernstlich darauf, die spanische Inquisition in die Niederlande zu pflanzen. Schon allein die Furcht dieses Nahmens brachte in Antwerpen plözlich den Handel zum Stillstand. Die vornehmsten Kaufleute standen im Begriff, die Stadt zu verlassen. Man kaufte und verkaufte nichts mehr. Der Werth der Gebäude fiel. Die Handwerke standen stille. Das Geld verlor sich aus den Händen des Bürgers. Unvermeidlich war der Untergang dieser blühenden Handelstadt, wenn Karl der fünfte, durch die Vorstellungen der Statthalterin überführt, diesen gefährlichen

Anschlag nicht hätte fallen lassen. Dem Tribunal wurde also gegen auswärtige Kaufleute Schonung empfohlen und der Nahme der Inquisitoren gegen die mildere Benennung geistlicher Richter vertauscht. Aber in den übrigen Provinzen fuhr dieses Tribunal fort, mit dem unmenschlichen Despotismus zu wüthen, der ihm eigenthümlich ist. Man will berechnet haben, daß während Karls des fünften Regierung hunderttausend Menschen, allein der Religion wegen, durch die Hand des Nachrichters gefallen sind.

Wirft man einen Blick über das gewaltsame Verfahren dieses Monarchen, so hat man Mühe zu begreifen, was den Aufruhr, der unter der folgenden Regierung so wüthend hervorbrach, während der seinigen in Schranken gehalten hat. Eine nähere Beleuchtung wird dieses Räthsel auflösen. Karls gefürchtete Uebermacht in Europa hatte den niederländischen Handel zu einer Größe erhoben, die ihm vorher niemals geworden war. Die Majestät seines Nahmens schloß ihren Schiffen alle Häfen auf, reinigte für sie alle Meere, und bereitete ihnen die günstigsten Handelsverträge mit auswärtigen Mächten. Durch ihn vorzüglich richteten sie die Oberherrschaft der Hansa in der Ostsee zu Grunde. Er hatte ferner die noch übrigen sechs Provinzen mit der burgundischen Erbschaft vereinigt, und diesem Staat einen Umfang, eine politische Wichtigkeit gegeben, die ihn den ersten Monarchieen

Eu-

Europens an die Seite stellte. Dadurch schmeichelte er dem Nationalstolze dieses Volks. Nachdem Geldern, Utrecht, Friesland und Gröningen seiner Herrschaft einverleibt waren, hörten alle Privatkriege in diesen Provinzen auf, die so lange Zeit ihren Handel beunruhigt hatten; ein ununterbrochener innerer Friede ließ sie alle Früchte ihrer Betriebsamkeit ärndten. Karl also war ein Wohlthäter dieser Völker. Der Glanz seiner Siege hatte zugleich ihre Augen geblendet; der Ruhm ihres Souverains, der auch auf sie zurückfloß, hatte ihre republikanische Wachsamkeit bestochen; der furchtbare Nimbus von Unüberwindlichkeit, der den Bezwinger Teutschlands, Frankreichs, Italiens und Afrikas umgab, erschrekte die Faktionen. Und dann — wem ist es nicht bekannt, wieviel der Mensch — er heisse Privatmann oder Fürst — sich erlauben darf, dem es gelungen ist, die Bewunderung zu fesseln! Seine öftere persönliche Gegenwart in diesen Ländern, die er nach seinem eignen Geständniß zu zehen verschiedenen malen besuchte, hielt die Misvergnügten in Schranken; die wiederhohlten Auftritte strenger und fertiger Justiz unterhielten das Schrecken der souverainen Gewalt. Karl endlich war in den Niederlanden gebohren, und liebte die Nation, in deren Schoos er erwachsen war. Ihre Sitten gefielen ihm, das Natürliche ihres Charakters und Umgangs gab ihm eine angenehme Erhohlung von der strengen spanischen Gravität. Er redete ihre Sprache, und richtete sich in sei-

 nem

nem Privatleben nach ihren Gebräuchen. Das drückende Zeremoniell, die unnatürliche Scheidewand zwischen König und Volk, war aus Brüssel verbannt. Kein scheelsüchtiger Fremdling sperrete ihnen den Zugang zu ihrem Fürsten — der Weg zu ihm gieng durch ihre eigenen Landsleute, denen er seine Person anvertraute. Er sprach viel und gerne mit ihnen, sein Anstand war gefällig, seine Reden verbindlich. Diese kleinen Kunstgriffe gewannen ihm ihre Liebe, und während daß seine räuberischen Hände in ihrem Eigenthum wühlten, während daß seine Armeen ihre Saatfelder niedertraten, seine Statthalter preßten und seine Nachrichter schlachteten, versicherte er sich ihrer Herzen durch eine freundliche Miene.

Gerne hätte Karl diese Zuneigung der Nation auf seinen Sohn Philipp forterben gesehen. Aus keinem andern Grunde ließ er ihn noch in seiner Jugend aus Spanien kommen, und zeigte ihn in Brüssel seinem künftigen Volke. An dem feyerlichen Tage seiner Thronentsagung empfohl er ihm diese Länder als die reichsten Steine in seiner Krone, und ermahnte ihn ernstlich, ihrer Verfassung zu schonen.

Philipp der zweyte war in allem, was menschlich ist, das Gegenbild seines Vaters. Ehrsüchtig wie dieser, aber weniger bekannt mit Menschen und Menschenwerth, hatte er sich ein Ideal von der königlichen Herrschaft entworfen, welches Menschen nur als dienstbare

bare Organe der Willkühr behandelt, und durch jede Aeusserung von Freyheit beleidigt wird. In Spanien gebohren und unter der eisernen Zuchtruthe des Mönchthums erwachsen, foderte er auch von andern die traurige Einförmigkeit und den Zwang, die sein Charakter geworden waren. Der fröhliche Muthwille der Niederländer empörte sein Temperament und seine Gemüthsart nicht weniger, als ihre Privilegien seine Herrschsucht verwundeten. Er sprach keine andre als die spanische Sprache, duldete nur Spanier um seine Person, und hieng mit Eigensinn an ihren Gebräuchen. Umsonst, daß der Erfindungsgeist aller flandrischen Städte, durch die er zog, in kostbaren Festen wetteiferte, seine Gegenwart zu verherrlichen — Philipps Auge blieb finster, alle Verschwendungen der Pracht, alle lauten üppigen Ergießungen der redlichsten Freude konnten kein Lächeln des Beyfalls in seine Mienen locken.

Karl verfehlte seine Absicht ganz, da er seinen Sohn den Flämingern vorstellte. Weniger drückend würden sie in der Folge sein Joch gefunden haben, wenn er seinen Fuß nie in ihr Land gesetzt hätte. Aber sein Anblick kündigte es ihnen an, sein Eintritt in Brüssel hatte ihm alle Herzen verloren. Des Kaisers freundliche Hingebung an das Volk diente jezt nur dazu, den hochmüthigen Ernst seines Sohns desto widriger zu erheben. Nunmehr hatten sie das Geschöpf gesehen, von welchem nachher ihre Leiden ausgiengen. Das

heilige Schrecken, welches Verborgenheit und Ferne ihm geliehen haben würden, war mit seiner Gegenwart verschwunden. Er stand vor ihrem Gedächtniß ein Mensch wie sie, und ein kleiner Mensch. In seinem Angesicht hatten sie den verderblichen Anschlag gegen ihre Freyheit gelesen, den er schon damals in seiner Brust auf und nieder wälzte. Sie waren vorbereitet, einen Tyrannen in ihm zu finden und gerüstet, ihm zu begegnen.

Die Niederlande waren der erste Thron, von welchem Karl der fünfte herunterstieg. Vor einer feyerlichen Versammlung in Brüssel lös'te er die Generalstaaten ihres Eides, und übertrug ihn auf König Philipp, seinen Sohn. „Wenn euch mein Tod (beschloß er endlich gegen diesen) in den Besiz dieser Länder gesetzt hätte, so würde mir ein so kostbares Vermächtniß schon einen großen Anspruch auf eure Dankbarkeit geben. Aber jezt, da ich sie euch aus freyer Wahl überlasse, da ich zu sterben eile, um euch den Genuß derselben zu beschleunigen: jezt verlange ich von euch, daß ihr diesen Völkern bezahlet, was ihr mir mehr dafür schuldig zu seyn glaubt. Andre Fürsten wissen sich glücklich, mit der Krone, die der Tod ihnen abfordert, ihre Kinder zu erfreuen. Diese Freude will ich noch selbst mit genießen, ich will euch leben und regieren sehen. Wenige werden meinem Beyspiele folgen, wenige sind mir darin vorangegangen. Aber meine Handlung wird lobenswürdig seyn, wenn euer künftiges Leben meine Zuversicht

versicht rechtfertigt, wenn ihr nie von der Weisheit weichet, die ihr bisher bekannt habt, wenn ihr in der Reinigkeit des Glaubens unerschütterlich verharret, der die festeste Säule eures Thrones ist. Noch eines setze ich hinzu. Möge der Himmel auch Euch mit einem Sohne beschenkt haben, dem ihr die Herrschaft abtreten könnet — aber nicht müsset."

Nachdem der Kaiser geendigt hatte, kniete Philipp vor ihm nieder, drückte sein Gesicht auf dessen Hand und empfieng den väterlichen Seegen. Seine Augen waren feucht zum leztenmal. Es weinte alles, was herumstand. Es war eine unvergeßliche Stunde.

Diesem rührenden Gaukelspiel folgte bald ein andres. Philipp nahm von den versammelten Staaten die Huldigung an, und legte den Eid ab, der ihm in folgenden Worten vorgelesen wurde. „Ich Philipp von Gottes Gnaden, Prinz von Spanien, beyden Sicilien u. s. f. gelobe und schwöre, daß ich in den Ländern, Grafschaften, Herzogthümern u. s. f. ein guter und gerechter Herr seyn, daß ich aller Edeln, Städte, Gemeinen und Unterthanen Privilegien und Freyheiten, die ihnen von meinen Vorfahren verliehen worden, und ferner ihre Gewohnheiten, Herkommen, Gebräuche und Rechte, die sie jezt überhaupt und insbesondere haben und besitzen, wohl und getreulich halten und halten lassen, und ferner alles dasjenige üben wolle, was einem guten und gerechten Prinzen und

Herrn

Herrn von rechtswegen zukommt. So müsse mir Gott helfen und alle seine Heiligen."

Die Furcht, welche die willkührliche Regierung des Kaisers eingeflößt hatte, und das Mißtrauen der Stände gegen seinen Sohn, sind schon in dieser Eidesformel sichtbar, die weit behutsamer und bestimmter verfaßt war, als Karl der fünfte selbst und alle Burgundischen Herzoge sie beschworen haben. Philipp mußte nunmehr auch die Aufrechthaltung der Gewohnheiten, des Herkommens und der Gebräuche angeloben, welches vor ihm nie verlangt worden war. In dem Eide, den die Stände ihm leisteten, wird ihm kein andrer Gehorsam versprochen, als der mit den Privilegien des Landes bestehen kann. Seine Beamten haben nur dann auf Unterwerfung und Beystand zu rechnen, wenn sie ihr anvertrautes Amt nach Obliegenheit verwalten. Philipp endlich wird in diesem Huldigungseid der Stände nur der natürliche, der gebohrne Fürst, nicht Souverain oder Herr genannt, wie der Kaiser es doch ausdrücklich gewünscht hatte. Beweise genug, wie klein die Erwartungen waren, die man sich von der Gerechtigkeit und Grosmuth des neuen Landesherrn machte!

III.

III.

Ueber den Einfluß des Geschmackes auf die Kultur der Wissenschaften und der Sitten.

Aus einer akademischen Antrittsrede.

Daß sich der menschliche Geist in den Zeiten und Gegenden, wo der Geschmack am schönsten blühte, überhaupt am sichtbarsten veredelt habe, ist eine ziemlich allgemein anerkannte Thatsache, die zu ihrer Bestättigung nur einiger aufmerksameren Blicke in die Geschichte vergangener und gegenwärtiger Zeiten bedarf. Die Griechen in jeder Rücksicht, die edelste Nation unter allen übrigen des Alterthums, zeichnen sich auch unter allen übrigen am auffallendsten durch ihren Geschmack aus; und ihr Vaterland, die alte Schule der gesitteten und gelehrten Welt, ist noch heut zu Tage, in den Ueberresten seiner Geistesfrüchte und in den Trümmern seiner Kunstwerke, die allgemeine Schule des Geschmackes.

Auf jeglichem Grund und Boden, wo die Keime des griechischen Geschmacks nicht gedeihen konnten, verdorrten oder entarteten auch die übergepflanzten Keime der griechischen Wissenschaften. Die Geist- und Herzerhebende Philosophie des Plato verwandelte sich

während

während des eisernen Zeitalters des Geschmacks in das abscheuliche Gespenst des Neuplatonismus, und auf der ewigen Grundfeste, die Aristoteles für die Vernunftlehre und alle Vernunftwissenschaften gelegt hatte, wurden von den gelehrten Barbaren des Mittelalters die gothischen Labyrinthe der Scholastik aufgeführt.

Was half es der geschmacklosesten aus allen bekannten Nationen des Alterthums, eine Staatsverfassung gehabt zu haben, die uns noch heut zu Tage von einem großen Theile unsrer Religionslehrer als das Werk eines unendlichen Verstandes angerühmt wird? Jehovah hatte den Hebräern Gesetze aber keine Sitten geben können, und sein auserwähltes Lieblingsvolk ist der allgemeine Gegenstand des gerechten Abscheues für die ganze übrige Menschheit geblieben.

Wie lange und wie schrecklich haben nicht die Schlacken der Unmenschlichkeit, welche das Christenthum mit den Goldkörnern reiner Religion aus dem Hebraismus gezogen hat, in den Eingeweiden unsres Europas gewüthet, und wie bald ist nicht auch in dem neuen Bunde der Würgengel an der Seite des hebräischen Jehrtehs zum Vorscheine gekommen! Das Evangelium war gerade zu jenen unglücklichen Zeiten der Kodex der herrschenden Religion geworden, als der Genius des guten Geschmacks die Griechen und Römer gänzlich aufgegeben hatte, und Europa die Beute von Völkern zu werden anfieng, denen jener Genius von jeher fremde gewesen

wesen war. Das Christenthum vermochte unter diesen Umständen so wenig der eindringenden Barbarey Einhalt zu thun, daß es vielmehr selbst Barbarisch wurde, und in den groben Aberglauben übergieng, der die Köpfe vollends verfinstern, und die Herzen gegen die sanftern Gefühle verhärten half, — der die Staaten entvölkerte, um die Kirche und den Himmel zu bevölkern, — und Millionen Menschen aus den Weg räumte, um die Ehre des Menschenvaters auszubreiten.

Nachdem die allgemeine Lähmung aller Kräfte des menschlichen Geistes viele Jahrhunderte hindurch gedauert hatte; nachdem man weder von der Religion noch von den Wissenschaften erwarten konnte, daß sie der tiefgesunkenen Menschheit wieder aufhelfen würden, indem sie selbst durch ihren Verfall mitwirkende Ursachen des Verderbnisses geworden waren; nachdem die ganze christliche Welt der geist und herztödtenden Hierarchie auf immer Preis gegeben schien — siehe, da erweckte der Schutzgeist der Menschheit die Musen und Grazien wieder, die nun über Tausend Jahre lang unter den Trümmern der Denkmäler besserer Zeit geschlummert hatten. Durch einen glücklichen Zusammenfluß zufälliger Umstände wurden die Ueberreste aus dem goldnen Zeitalter des Geschmackes in Italien wieder hervorgesucht, und dieser Zeitpunkt wurde die merkwürdige Epoke der Wiederherstellung der Wissenschaften, und der Anfang einer allgemeinen Kultur von Europa, die den Rückfall in die vorige Barbarey aller

Wahr-

Wahrscheinlichkeit nach auf immer unmöglich gemacht hat.

Das Gefühl für feinere Schönheit war kaum in die Herzen zurückgekehrt, als gesunde Vernunft durch Philosophie, und der Geist der Liebe durch Religion wieder allmählig zu wirken anfiengen. Noch schneller zeigte sich diejenige Milderung und Verfeinerung der Sitten, mit welcher wenigstens die Aussenseite der Menschlichkeit zu einem Ehrenpunkte ward, und die, wenn sie auch nicht immer ein zuverläßiges Merkmal der wirklichen Veredlung ist, wenigstens als Vorbereitung und Vorbothe derselben dem Menschenfreunde eine tröstliche Erscheinung seyn muß. Der in die Staatsverfassungen eingeflochtene (und nur durch Revolutionen aus denselben zu verbannende) römische Kirchenglaube konnte und mußte zwar in den Ländern, welche der Reformation verschlossen blieben, die Fortschritte der wissenschaftlichen und zumal der religiösen Aufklärung erschweren und verzögern: allein es war ihm unmöglich, selbst in jenen Ländern den höheren Grad von Humanität aufzuhalten, der mitten unter den traurigen Wirkungen der Intoleranz und des Aberglaubens nur um so mehr dem Beobachter auffallen muß, und den man selbst in dem protestantischen Teutschlande noch kaum vor dreyssig Jahren vergebens gesucht haben würde.

Erst ungefähr um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts begannen die Blüthen und Früchte des

Ge-

Geschmackes in unserm Vaterlande weniger seltner zu werden; und in eben dem Verhältnisse als sie ihren lieblichen Geruch um sich her verbreiteten, erheiterte sich der Geist der Nation, und thaute das nordische Eis in ihrem Herzen auf. Das Rauhe, Steife, Finstere, und Gothische, das uns so oft von unsren Nachbarn zum Vorwurf gemacht wurde, verlohr oder verminderte sich wenigstens nach und nach an der Form unsrer Wissenschaften, der Aussenseite unsrer Sitten und Gewohnheiten, dem Ton unsres Umganges, der Gestalt unsrer Kleidung und unsres Hausgeräthes. In der Theologie begann jene äusserst wichtige und merkwürdige Revolution, die noch gegenwärtig im Werke ist, und durch welche die Vernunft zuerst in den wirklichen Besitz derjenigen Freyheit gesetzt wurde, die ihr Luther, ohne es selbst zu ahnden, errungen hatte, und die ihr, die beyden Jahrhunderte hindurch, während welcher unsre Theologen in dem unseligen Streite um die Trümmer des katholischen Despotismus über die Gewissen begriffen waren, vorenthalten worden war. Ich übergehe die bewundernswürdigen Fortschritte, welche sowohl diese als alle übrigen Wissenschaften unter uns seit dreyssig Jahren her gethan haben, mit Stillschweigen, und erwähne nur eines einzigen Vorzuges, der ihnen während dieser Zeit zugewachsen ist, und dessen Ursprung man am allerwenigsten verkennen kann: nämlich, daß sie insgesamt menschlicher geworden sind. Indessen daß die Lehrer der Theologie und der Religion

Toleranz verkündigen, schärfen die Lehrer des strengen Rechtes sanftere Billigkeit ein, und die erstern finden das ewige Höllenfeuer der Göttlichen Gerechtigkeit eben so wenig mehr angemessen, als die leztern die Todesstrafen der Menschlichen. — Diese grössere Achtung für Menschenrecht und Menschenleben ist an der neuern Arzneykunst nicht weniger sichtbar, aus welcher der rege gewordene Geist der Beobachtung, und Untersuchung mit vereinigten Kräften Aberglauben, Empirismus und Quacksalberey immer allgemeiner zu verdrängen fortfährt. — Die Philosophie endlich hat sich aus den leeren Räumen der eigentlichen Ideenwelt zurückgezogen, um den vornehmsten Gegenstand der wirklichen Welt — den Menschen — zum vornehmsten Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit zu machen.

Dieser einzig richtige Mittelpunkt, aus dem sich der wahre Umkreis ihres eigentlichen Gebiethes mit Zuverlässigkeit bestimmen läßt, wurde ihr durch die Musen und Grazien angewiesen. Das durch die Werke des Geschmackes aufgeweckte, erwärmte, und verfeinerte Gefühl für Schönheit, hatte einige unsrer besseren Köpfe eingeladen, seiner ersten Quelle nachzuforschen. Sie fanden dieselbe in der Natur unsres Empfindungsvermögens, und die wichtigen Entdeckungen, die sie bey dieser Gelegenheit gemacht hatten, führten nach und nach zu einer neuen auf Beobachtung und Erfahrung gegründeten Bekanntschaft mit der Natur

unsres

unsres Vorstellungsvermögens überhaupt. Teutschland ward auf diese Weise das Geburtsland der sogenannten Aesthethik, der empirischen Psychologie, und endlich der Kritik der Vernunft, (oder der wissenschaftlichen und höheren Psychologie) geworden, und wird hauptsächlich durch diese letztere um so gewisser die Schule der höheren Aufklärung des übrigen Europas werden, da es bisher allein bescheiden und wißbegierig genug war, von allen übrigen Ländern Europas zu lernen.

Es war schlechterdings unmöglich von den wichtigen Verbesserungen, und vorzüglich von der neuen und wohlthätigen Richtung, welche die Philosophie in den letzten Zeiten gewonnen hat, zu sprechen, ohne nicht zugleich des wichtigen Antheils zu erwähnen, der davon der Kultur des Geschmackes gebührt. Bey den Thatsachen, die ich vorher anführte, begnügte ich mich, auf die bloße Gleichzeitigkeit des blühenden oder welkenden Geschmackes mit der Veredlung oder Ausartung der Menschheit aufmerksam zu machen.

Allein ich weiß, meine Herren, daß ihre eigenen Gedanken den Gang meiner Rede überholt haben, und daß sie auch jene Gleichzeitigkeit, keineswegs für eine bloße Folge zufällig zusammenwirkender Umstände, sondern großentheils für die Wirkung des wesentlichen Einflusses anerkennen, den die Bildung des Geschmackes auf die Bildung des Geistes und Herzens bey gan-

zen Nationen sowohl als bey einzelnen Menschen haben muß.

Es war eine Zeit, wo dieser wohlthätige Einfluß auf unsrem hiesigen Musensitze *) weniger in die Augen fiel, und wo ein Lehrer der schönen Wissenschaften, der ihn, wie ich gegenwärtig, zum Stoff seiner Antrittsrede gewählt haben würde, nicht eben so zuversichtlich voraussetzen konnte, daß ihm seine Zuhörer auf dem halben Wege entgegen kommen würden. Damals schien man die Wissenschaften aufs höchste für Mittel anzusehen, um den Fluch zu vereiteln, der uns unser Brod im Schweisse unsres Angesichtes zu essen verdammt hat. Man erlernte sie als ein bequemes und ehrenvolles Handwerck, um sie im Fall der Noth wieder als Handwerk treiben zu können. Der Geschmack am Schönen und Erhabenen, den man weder käuflich an sich bringen, noch in Hefte einzeichnen, noch mit dem Gedächtnisse auffassen, noch gegen Amtsgebühren und Besoldungen umsetzen konnte, der Geschmack, den man noch lange zu viel zu ehren meynte wenn man ihn nur für etwas entbehrliches, ungefähr für einen Gegenstand des Luxus ansah, der Geschmack sollte entweder von selbst kommen, oder bleiben wohin ihn sein guter Genius geführt hat. Allein er war für diese Verachtung empfindlich genug gerächt, indem man seine Wichtigkeit nicht verkennen konnte, ohne nicht zugleich den Wehrt der Wissenschaften und der Sittlichkeit

*) Jena.

keit zu verkennen. Ich lasse den Vorhang über jene Zeiten fallen, wo man Zügellosigkeit für Freyheitssinn, Schwelgerey für Fröhlichkeit, Tollkühnheit für Muth und Tapferkeit, rohe Wildheit und Verachtung alles Wohlstandes für ächte akademische Sitte, das heißt, für die eigentlichste Sinnesart und den schicklichsten Ton für Jünglinge hielt, die eben im Begriffe sind, sich für die Rollen vorzubereiten, die sie bey ihrem bevorstehenden Eintritt in die große Welt zu übernehmen wünschten.

Ich habe dieser traurigen Zeiten nur darum erwähnt, um mich mit Ihnen, meine Herren, zu freuen, daß sie gegenwärtig vorüber sind; und um mir und Ihnen Glück zu wünschen, daß wir uns hier einander in besseren Zeiten gefunden haben. Ich spreche hier vor Jünglingen und Männern, die durch ihr rühmliches Betragen zur festeren Gründung und Erhaltung desjenigen Rufes beytragen, der unsre Akademie eben so sehr wegen der feineren Sittlichkeit ihrer Bürger, als wegen der Weisheit und Gelehrsamkeit ihrer Vorsteher dem übrigen Teutschlande ehrwürdig macht. Ich spreche hier vor Jünglingen und Männern, die, von diesem immer lauter ertönenden, immer weiter um sich greifenden Rufe aufgefordert, neuerlich hier angekommen sind, nicht etwa um ihr Gedächtniß mit trockenen Gerippen wissenschaftlicher Systeme oder mit leeren Namensverzeichnissen alter und neuer Gelehrsamkeit anzufüllen, sondern vielmehr ihrem Geiste und Herzen die-

diejenige Bildung zu geben, ohne welche es heut zu Tage immer unmöglicher wird, nicht nur in dem großen Haufen gewöhnlicher Menschen bemerkt zu werden, sondern auch nur mit einigem Erfolg an seinem eignen Glücke und an dem Wohl seiner Nebenmenschen zu arbeiten. Ich habe daher um so weniger vonnöthen, mich gegenwärtig über den Einfluß des gebildeten Geschmackes auf die Bildung des Geistes und Herzens weitläufig auszubreiten, je mehr sie, meine Herren, diesen wohlthätigen Einfluß bereits an sich selbst fühlen, und je mehr sich derselbe sowohl in ihren Gesinnungen als auch in ihrem Betragen ankündiget. Um so gewisser aber darf ich mir für das wenige, was ich noch zur Ermunterung ihres und meines Eifers zu sagen habe, ihre geneigte Aufmerksamkeit versprechen.

Daß man auf Universitäten seine Einsichten verbessern und seine Sitten verschlimmern könne; daß es große Gelehrte gebe, die sehr kleine Menschen sind; daß man sogar ein berühmter Sittenlehrer und zugleich ein berüchtigter Bösewicht werden könne; sind lauter Erfahrungssätze, die nicht mehr und nicht weniger beweisen, als daß wissenschaftliche und sittliche Aufklärung zwey verschiedene Dinge sind; daß man seinen Geist bilden und dabey sein Herz vernachläßigen, und daß unsre Empfindung immer noch sehr stumpf und schief wirken könne, wenn auch unser Verstand sehr richtig, weit und scharf sieht. Ein sonst wohl gebildetes

Antlitz

Antlitz wird durch eine ausserordentlich große Nase zum Frazengesicht, eine noch so gesunde und feine Organisation verliert durch mikroskopische Augen alle Empfänglichkeit für schöne Formen, und ein noch so vie versprechendes Genie wird durch das bloße Uebermaaß der Einbildungskraft zum Phantasten. Eben so bringt die einseitige Kultur des Erkenntnißvermögens ein Misverhältniß zwischen dem geübten Verstand und der vernachläßigten Empfindung hervor, durch welches die Seele mehr oder weniger zum moralischen Ungeheuer wird. Ich verschone Sie, meine Herren, mit der Schilderung des frostigen finstern Pedanten, bey dem die Quelle der Empfindung durch lange Vernachlässigung endlich ganz ausgetrocknet ist. Seine Gelehrsamkeit hat ihn sich und der Welt unbrauchbar gemacht. Er ist nicht blos zum Gatten und Vater, zum Freunde und zum Gesellschafter, er ist sogar zum Lehrer und Schriftsteller verdorben. Denn wer ist geschickter als er, vor der Wissenschaft, die er mündlich und schriftlich vorträgt, einen ewig daurenden Ekel einzuflößen? Ich verschone Sie mit dem Gemälde des ruhmsüchtigen und geldgeitzigen Gelehrten, der die einseitige Bildung seines Verstandes zu nichts besserm als zur Befriedigung der niedrigen Leidenschaften zu brauchen weiß, die aus seinem ungebildeten Herzen wild und regellos hervorschießen, seinem Geiste alle gesunde Nahrung entziehen, und selbst den Baum seiner Erkenntnisse verwelken und verdorren machen. Die Einsichten und Fähig-

Fähigkeiten des Ruhmsüchtigen werden gewöhnlich so klein und eingeschränkt, als die Eitelkeit ist, welcher sie fröhnen müssen, und die Waare des gelehrten Krämers wird gemeiniglich so verlegen und unbrauchbar als seine Seele, die elendeste unter allen Krämerseelen.

Ich bin sehr weit entfernt, meine Herren, die Bildung des Geschmacks für diejenige Kultur der Empfindung zu halten, welche allem Misbrauche des Wissens vorbeugt, und die diejenige Harmonie zwischen Geist und Herzen hervorbringt, in welcher die Glückseligkeit und Würde des Menschen besteht. Ich weiß daß es Weltleute von Geschmack geben könne, die auf der Waagschale des moralischen Werthes vor den geschmacklosen Stubengelehrten wenig oder nichts voraus haben; und ich will hier keineswegs entscheiden, welche von diesen beyden Menschenklassen die zahlreichere und schädlichere seyn möge. Allein, vorausgesetzt daß auch das beste Mittel zu dem besten Zwecke durch Vernachlässigung unnütz, oder durch Misbrauch sogar verderblich werden könne; so ist es unläugbar, daß das Studium der Regeln des Geschmackes der Empfindung diejenige Bildung gebe, die man von der Logik für den Verstand zu erwarten gewohnt ist.

Die Vollkommenheit, zu der uns die Moral anleitet, ist — so wie sie von dem Verstande allein aufgefasset wird — nichts als ein System von Regeln, das seine Gegenstände in der Sinnenwelt, und die Anwendung

wendung auf dieselbe durch Empfindung voraussetzt. Mit einer sinnlichen Hülle angethan wird diese Vollkommenheit Schönheit, erscheint dem Verstande und dem Gefühle zugleich, und wird aus einer bloßen Idee ein wirklicher Gegenstand für uns. Allein sie ist darum nicht der einzige Gegenstand unsrer Wünsche. Die Natur hat mit der Befriedigung von jeder Art unsrer Bedürfnisse Empfindungen verknüpft, die mit den Wirkungen der Schönheit auf uns wenigstens in so ferne in eine Klasse gehören, als sie angenehm sind. Die angenehmen Empfindungen, die durch ihre Zusammenwirkung und ihr gehöriges Verhältniß gegen einander unsre Glückseligkeit ausmachen sollen, sind entweder moralisch, oder ästhetisch, oder physisch, je nachdem ihr Gegenstand mehr den Verstand als die Sinnlichkeit, oder Verstand und Sinnlichkeit gleich viel, oder endlich die Sinnlichkeit allein beschäftiget. So wohl der sich selbst überlassene Verstand als die sich selbst überlassene Sinnlichkeit müssen sich ihrer Natur nach für diejenigen der drey genannten Gattungen von Vergnügen erklären, bey der sie ihre meiste Rechnung finden; der gebildete Verstand wird dem moralischen, die ungebildete Sinnlichkeit dem physischen Vergnügen den Vorzug geben. Allein auch der kultivierteste Verstand wird seine Wahl, zu der er weiter nichts als die Regel angeben kann, nie durchsetzen, wenn er nicht die Sinnlichkeit auf seiner Seite hat; er wird sie aber nie auf seiner Seite haben, wenn er ihr nicht wirkliche Ge-

genstände vorzuhalten hat, an denen seine Regeln nicht blos von ihm selbst gedacht, sondern auch von der Sinnlichkeit angeschaut werden können. Es geschieht dieses zwar bey jeder moralischen Handlung, wo die Seele die Vollkommenheit ihres guten Willens nicht blos denkt, sondern in einer wirklichen Anschauung genießt. Allein, welcher Abstand, meine Herren, zwischen diesem geistigen Vergnügen, das durch das deutliche Gefühl der Uebereinstimmung zwischen Vernunft und Willen, und dem weit gewöhnlichern sinnlichen Vergnügen, welches durch die verworrene Vorstellung gereizter Organe gewährt wird! welcher Abstand zwischen dem Zustande, wo die Seele so zu sagen nichts als sich selbst, ihre eigne Kraft und Würde — und jenem Zustande, wo sie nichts als ihren Körper, dessen Behaglichkeit und ihre Schwäche fühlt! Die Natur die sich bey der Erziehung ihres Lieblingssohnes, des Menschen, als eine eben so weise als liebevolle Mutter zeigt, hat daher auch Anstalten getroffen um diesen ungeheuern Abstand auszufüllen. Sie hat ihre sichtbaren Werke mit dem Gürtel der Schönheit geschmükt, an welchem sie unser Gefühl allmählig und stufenweise von der Sinnenlust, durch welche sie uns gleich andern Thiergattungen zur Erhaltung unsres physischen Daseyns einladet, bis zu dem erhabenen Vergnügen hinaufleitet, welches den freyen Bürger der Verstandeswelt für die Befolgung der Gesetze belohnt, die er sich selbst gegeben hat.

Diese

Diese weisen und wohlthätigen Absichten der Natur zu befördern, ist der vornehmste Zweck und die edelste Beschäftigung der schönen Künste und Wissenschaften. Indem diese die einzelnen Schönheiten, welche die Natur über ihre Werke ausgegossen hat, näher um uns herum versammeln, vervielfältigen und erhöhen lehren: erwecken, nähren und schärfen sie in uns diejenige Fähigkeit unsres Empfindungsvermögens, welche zunächst an die Moralische gränzt; erzeugen sie Neigungen und Fertigkeiten zu angenehmen Empfindungen, bey welchen der Verstand nicht weniger als die Sinnlichkeit thätig ist. Der durch sie gebildete Mann von Geschmack hat bessere Freuden kennen gelernt, als diejenigen sind, die sich nur mit dem Verlust seines Vermögens, seiner Gesundheit, seiner Ehre und Gemüthsruhe erkaufen lassen; er hat sich gewöhnt, bey der Befriedigung auch seiner sinnlichsten Bedürfnisse den Verstand entweder zum Theilnehmer, oder doch zum beystimmenden Zeugen zu haben; es ist ihm zur zweyten Natur geworden, allenthalben um sich herum Ordnung, Regelmäßigkeit, Ebenmaaß zu finden oder hervorzubringen — Wie könnte er diese in seinem Gemüthe, in seinen Handlungen, in seinem Charakter vermissen?

Nicht weniger wichtig ist der Einfluß des gebildeten Geschmackes auf die Bildung des Geistes durch Wissenschaften, als auf die Bildung des Herzens durch Sittlichkeit. Durch den Genuß derjenigen Schönheiten

mit welchen das Studium der Regeln des Geschmacks vertrauter macht, erhält der Geist diejenige sanfte, ruhige und heitere Stimmung, die seine ernsthaftesten Anstrengungen erleichtert, und mit dem glücklichsten Erfolge krönt. Erhaben über die Versuchung, seine Erholung bey groben und niedrigen Ergötzungen aufzusuchen, die seine Kräfte zerstreuen und abstumpfen würden, erquickt er sich an den ewig blühenden, niemals ersättigenden Reizen, die ihm Natur und Kunst zu allen Zeiten darbieten; und so kehrt er mit erheitertem und gestärktem Auge aus den Armen der Schönheit zur ernsten Wahrheit zurück, die sich nur dem Liebling ihrer himmlischen Schwester ohne Schleyer sehen läßt. Auf jedem Felde der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit wird er die Blumen pflücken, ohne sich mit dem eingemengten Unkraute zu befassen. Seine geübte Beurtheilungskraft, und sein richtiges Gefühl werden ihm das schiefe, unnütze und zweckwidrige, das nicht selten in seinem mündlichen und schriftlichen Unterrichte vorkömmt, bemerken und absondern lassen; während sich das Wahre, Brauchbare und Wesentliche in seiner an Ordnung und Zusammenhang gewöhnten Einbildungskraft zu einem schönen Ganzen zusammenordnet.

Am auffallendsten endlich zeichnet sich der Mann von Geschmak von dem gelehrten Pöbel durch den Gebrauch aus, den er von seinen Kenntnissen zu machen weiß. Er hat das Angenehme mit dem Nützlichen ver-

binden

binden gelernt, und das langweiligste Geschäft gewinnt unter seinen Händen Anmuth und Würde, der trocken-ste Stoff Geist und Leben, die härteste Wahrheit Ge-schmeidigkeit und Reiz. Er hat die Triebfedern des menschlichen Herzens kennen gelernt; Ueberredung fließt von seinen Lippen, Ueberzeugung stralt aus sei-nem lichtvollen Gedankengange, sanfte Rührung und gewaltsame Erschütterung der Herzen tönen nach seinen Belieben in seiner Rede. Er hat gefallen gelernt, und würde auch schon durch diesen Vorzug allein jedem gründlichen Gelehrten, der lange Weile macht, den Rang ablaufen. Und nun, meine Herren, denken sie sich die Gabe des bezaubernden Vortrages in den Händen eines Mannes, dessen Geist dem Gesichtskrei-se seiner Berufswissenschaften eben so sehr gewachsen ist, als sein Herz dem Wirkungskreise seiner Pflich-ten. — Ich überlasse sie hier ihren eigenen Betrach-tungen, und bitte Sie dabey nur nicht zu vergessen, daß jene Gabe nur die Belohnung des Dienstes seyn könne, dem sie den Musen und Grazien in ihrer Ju-gend weihen werden.

X.

IV.

Nochmalige Darstellung des exoterischen Beweises der Existenz Gottes*), aus dem Ursprung des Menschengeschlechts.

(S. T. Merkur. Decemb. 1787. S. 206.)

Für den schlichten Menschenverstand, der den metaphysischen Subtilitäten nicht trauet, sie mögen nun für

*) Ich habe mehr als Eine schriftliche Danksagung an den Anonymus von Personen erhalten, die sich ihm für die völlige Ueberzeugung, die dieser Beweis *a homine ad hominem* in ihnen bewürckt habe, hoch verbunden halten: und ich finde mich dadurch bewogen, auch diesen kleinen Aufsatz mitzutheilen, der zwar keine neue Gründe enthält, aber doch als Bestätigung und Erläuterung des schon Gesagten lesenswürdig ist. Uebrigens erinnere ich mich hiebey an den Strohhalm des unglücklichen Vanini, der, weil er auf eine andere Art an Gott glaubte als die Doctores irrefragabiles zu Toulouse i. J. 1616. als ein Atheist in dieser fürchterlich orthodoxen Stadt verbrannt wurde. Ich brauche nichts als diesen Strohhalm, sagte er zu seinen Inquisitoren, indem er einen Halm, aus dem Stroh, worauf er im Gefängnis lag, hervorzog, um mich von dem Daseyn Gottes zu überzeugen! — und er soll den Beweis wirklich mit großer Beredsamkeit geführt haben. Es half ihm nichts gegen die Doctoren und Parlamentsherren von

für oder wider die Religion gebraucht werden — weiß ich keinen überzeugendern Beweis für Gottes Daseyn — ich sage es noch einmal! — als den folgenden.

Wir haben Beweise die Menge, daß die Erde einst Ein allgemeiner Ozean war, oder, daß Wasser ihre Oberfläche bis zu einer ansehnlichen Höhe bedeckte. Nur die höchsten Alpenspitzen ragten über der wallenden Fluth hervor. Sehr lange — wer weiß, wie viel Jahrhunderte! — muß diese Ueberschwemmung gedauert haben.

Menschen können — Telliamed mag sagen, was er will! — nie die Natur der Hechte und Krabben gehabt haben. Also war irgend einmal der Glob für Menschen und Landthiere unbewohnbar — eine wüste Insel, mitten im unermeßlichen Luft-Ozeane. Sollte die wüste Insel sich selbst haben bevölkern können?

Wenn das ist, warum bringen die Wüsten im Wasser-Ozeane nicht noch jezt aus ihrem Schooße Menschen hervor? Warum müssen sie öde liegen, bis Menschen aus schon bewohnten Weltgegenden hinschiffen, um sich dort niederzulassen?

Ohne

von Touluse: aber für den Philosophen ist der Beweis aus der Structur eines Strohhalms so gut als der aus der Structur des ganzen Weltgebäudes, wie mir ein jeder gerne zugestehen wird, der einen Begrif davon hat was ein Strohhalm ist.

W.

Ohne Anfang kann die Reihe der Zeugungen im menschlichen Geschlechte nicht gewesen seyn. Ein Theil unserer Urväter müßte sonst im Wasser gelebt haben, und dieß können nur die Milischen Bauern, aber auch nicht eher, bis der Zorn der Latona sie in Frösche verwandelt hat.

Auf den Gipfeln der höchsten Berge wären sie wohl der Fluth, aber nicht dem Hunger und der Kälte entgangen. Jene Gipfel sind nakte Felsen, wo die Unfruchtbarkeit eines ewigen Winters auf Schnee und Eisschollen thronet. Wie wären auch Elephanten und Nashörner, die nur für die heisse Zone gemacht sind, da hinaufgekommen? Wie hätten sie sich in dieser kalten Luft, und ohne die, für sie schickliche Nahrungsmittel, erhalten und fortpflanzen können? —

Die Ewigkeit des menschlichen Geschlechts läßt sich nicht annehmen. Erste, also unerzeugte Menschen müssen irgend einmal — gleich viel, wenn? — gelebt haben.

Keine Physik, kein Mechanismus erklärt uns ihren Ursprung. Diese Stamm Eltern unsers Geschlechtes können nicht, wie Pilze, aus der Erde hervorgewachsen, nicht, wie die alte Einfalt von den Insekten glaubte, aus dem Nilschlamm entstanden seyn, den die Sonne erwärmt hatte.

Hätte die Erde diese zeugende Kraft je gehabt, so müßte sie dieselbe noch heute haben. Columella dachte ver-

vernünftiger, als la Mettrie. Er schrieb der Erde eine ewige Jugend, eine durch Alter ungeschwächte Fruchtbarkeit, zu. La Mettrie macht sie zu einem alten Huhn, welches aufgehört hat, zu legen.

Wenn die Natur der Welt ewig, nothwendig, und also unveränderlich ist, wie hat das Alter ihre ehemalige Zeugungskraft vermindern können? —

Ewige Saameneyer sind nicht anzunehmen. Ewig, und doch nicht mehr vorhanden? —.

Sind sie aber der Auflösung und Verderbniß unterworfen, wie haben sie im Wasser — welches den Glob bedeckte — sich erhalten, und so lange der Fäulniß widerstehen können? Die Eyer unserer Hühner, Gänse u. d. können es wenigstens nicht, und setzen — wenn sie entstehen sollen — doch auch schon das Daseyn der Hühner, Gänse u. d. voraus.

Ihr findet — würde ich zu einem Atheisten sprechen — auf der ganzen Erde kein sichtbares Wesen, dem ihr die Bildung der Ersten Menschen, und der Ersten Thiere jeder Art, zuschreiben könnet. Im Pflanzen- und Thierreich trafet ihr kein Wesen an, welches Menschen — also Wesen einer andern Art — bilden könne. Wenn ihr aber in Gedanken das Pflanzen- und Thierreich wegnehmet, so ist der Erdball nur ein ungeheurer Klumpe von Mineralien, d. h. von Körpern, deren Theile insgesammt leblos, und nicht geschickt sind, durch ihre Bewegung und ungefähre Zu-

sammenhäufung, organisierte Körper zu bilden, welche Leben und Empfindung haben.

Ist es Unphilosophie, zu einer mächtigen, intelligenten, unsichtbaren Ursache da zu flüchten, wo die sichtbaren Ursachen, d. h. alle Körper des Mineral- Pflanzen- und Thierreichs, die Elemente, als Luft, Erde, Wasser u. d. offenbar unfähig sind, die Wirkung quaest. hervorzubringen? —

Wenn ihr Ovid's Verwandlungen nicht für wirkliche Begebenheiten halten, wenn ihr, aus Ehrfurcht für die Majestät der Physik, nicht zugeben könnet, daß der gefrorene Boden von Lappland seine Rennthiere hervorgebracht hat, daß Elephanten ein Produkt des brennenden Sandes lybischer Wüsten, ein ungefähres Erzeugniß der Erde sind — wenn also die Erde nichts darbietet, was uns den Ursprung ihrer ersten vernünftigen Bewohner erkläret: ist es denn noch Unphilosophie, die Augen gen Himmel zu erheben, und wenn wir — auch dort nichts sehen, was uns Aufschluß giebt, — unsere Bildung einem Wesen zuzuschreiben, welches ausser der Sinnenwelt, oder von Allem, was wir sinnlich zu kennen fähig sind, himmelweit verschieden ist? — Mich dünkt, wen diese Gründe nicht beruhigen, für den sind alle andere verlohren.

Anonym.

V.

Fortsetzung der Apologie des Aufsatzes über Roußeaus Lehre von den Wundern.

Aethalides, ein Sohn Merkur, ist mehr als einmal gestorben, und dann auferstanden, um wieder zu sterben *). Die Götter erweckten den Pelops vom Tode, ob er gleich schon in Stücke zerhackt, und zu einem Ragout gemacht worden war **).

N 2 „Lauter

*) Unser Anonymus zielt, wie ich sehe auf das Vorgeben des Pythagoras, daß er (vermöge der Seelenwanderung, die er behauptete) schon als **Pyrrhus**, **Hermotimus**, **Euphorbus** und **Aethalides** unter den Menschen gelebt habe. Da dies aber niemals **Volkssage** oder **Volksglaube** bey den Griechen war, und da, nach Pythagoras, das öftere Leben und Sterben des Aethalides kein Wunder, sondern eine ganz natürliche Begebenheit war, so hätte der Anonymus dieses Beyspiel nicht anführen sollen. **W.**

) **Ceres hatte sogar schon eine Schulter von ihm aufgegessen. **Aesculap** rief den Hippolytus in das Leben zurük; **Herkules** hat die Alcestis und den Pirithous wieder lebendig gemacht. **Her** lebte wieder auf, wie **Plato** sagt, aber nur für vierzehen Tage.

„Lauter Erdichtungen der Poeten, dieser privilegierten Lügner!" — — Aber wie? — wenn zehn Geschichtschreiber, welche der Poesie wegen nicht verdächtig sind und in ihrem ganzen Leben nur magere Prosa gesprochen haben, die angeführte Anekdote vom Pelops bezeugten? — Ich frage: muß ich nun die Abentheuer dieses wunderbaren Ragouts glauben? —

„Das sey ferne! dieses Mirakel hat offenbar keinen vernünftigen Zweck, ist also offenbar Gott unanständig." — —

Ich will für mich einen berühmten Theologen antworten lassen. Jerusalem sagt in dem 2ten Theile seiner Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, in der 1. Betr. p. 45, der mit kleinen Lettern gedruckten Ausgabe: „Die Armseligkeit unserer „Philosophie wird nie sichtbarer, als wenn wir uns „damit abgeben, Schöpfungs-Plane zu machen. Wir „beweisen in's Unendliche fort, was Gott nach seiner „Weisheit thun müsse, wenn wir gleich in dem ganzen „Laufe der Natur das Gegentheil sehen; und was er „nach dieser Weisheit nicht thun könne, wenn wir auch „vor Augen sehen, daß er so handelt." — —

Könnten Zeugnisse solcher Erdensöhne — deren Lügenhaftigkeit doch kein Mirakel ist — das an dem Pelops gewirkte Wunder beweisen, so wäre es die gröste Ungereimtheit, wenn wir, gleichsam à priori, aus der anscheinenden Zwecklosigkeit dieses Wunders, seine Nicht-Existenz schließen wollten. Die griechischen Priester würden uns gesagt haben: ist es wahr, Vermessener! daß du auf der Tafel der göttlichen Dekrete gelesen hast? daß du den Plan Jupiters, und alle Absichten der Himmlischen kennest, um mit Gewißheit bestimmen zu können, diese Begebenheit — für deren Existenz so viel glaubwürdige Männer in der trockensten Prosa zeugen — habe keinen Zweck, sey im Gan-

Ganzen unnütz? — — Woher kannst du wissen, Elender! daß es dem Vater der Götter und Menschen unanständig sey, etwas zu thun, was er — so wichtigen Zeugnissen zufolge! — wirklich gethan hat? —

Unter den Mirakeln des Abbé Paris, welche Herr von Montgeron erzählt und gut vertheidigt hat, sind einige wirklich so wohl mit historischen Beweisen versehen, daß man — wenn sie nur nicht auf dem Grabe des Paris, sondern eines andern Heiligen, und nur ein paar tausend Jahre früher geschehen wären — gewiß nicht ermangeln würde, die höchste Augenscheinlichkeit dieser so stark bewiesenen Thatsachen zu behaupten, und den Zweiflern die Wolke von Zeugen entgegen zu halten, welche diese Wunder gesehen haben. Don Alphonso de Palacios, der Sohn eines vornehmen Spaniers, hatte das linke Auge verlohren, und bekam an dem rechten schlimme Zufälle. Man führte ihn zu Herrn Gendron, dem größten Okulisten von Frankreich. Dieser erklärt das Uebel für unheilbar, den Verlust des Auges für unvermeidlich. Der glaubige Patient bindet ein Stück von dem Hemde des sel. Paris auf das — sogar der Kunst des größten Okulisten unheilbare — Auge, und in kurzem ist der Schmerz weg, und die Sehkraft wieder hergestellet. Herr Gendron besiehet das Auge, erklärt es für gesund, und die Heilung für — übernatürlich.

Sollte die Berührung eines Grabes, worin das Kadaver eines Heiligen liegt, oder ein Hemdszipfel von einem französischen Abbé eine größere Wirkung hervorbringen können, als die Kunst eines Gendron, der durch so viel Augenkuren berühmt ist? — Ja! wer kann es leugnen? sagen die Jansenisten. Nicht das Grab — denn wie sollten die Todten können, was die Lebendigen nicht vermögen? — und nicht das Hemd unseres dreymal seeligen Meisters, sondern die

Allmacht, welche bey jenem Grabe und durch dieses Hemd wirkt, heilte das kranke Auge, an dessen Cur selbst Gendron verzweifelte. — —

Ich kenne in dem ganzen Umfange der Geschichte — so weit meine bisherige Lektüre reicht — kein einziges Wunder, welches noch stärkere Beweise für sich hätte, als die eben erzählte Wunderkur. Man höre nur, wie viel Augenzeugen sie auf die solenneste Weise attestieren!

1. Der Patient selbst hat einen Bericht von seiner Genesung, bey einem öffentlichen geschworenen Notarius, in Gegenwart von zwölf Zeugen deponiert.

2. Der Vater des Patienten betheuert in einigen Briefen, er könne die Heilung seines Sohnes für nichts geringeres als ein Mirakel ansehen.

3. Das Geständniß des großen Augenarztes Gendron, welcher NB. in einem eigenhändigen Certifikat bezeuget, daß er das Auge des Kranken für unheilbar gehalten, und die völlige Heilung, zwey Tage hernach, selbst gesehen habe. Welch ein wichtiges Zeugniß! Man weiß aus den Briefen von Montesquieu, der sich auch der Hülfe Gendron's bediente, daß dieser sein Freund und ein sehr philosophischer Mann war.

4. Einer, Namens Linguet, Regent des Navarrischen Collegii. Dieser ließ sich eher absezen, als zum Widerruf seiner Aussage zwingen. 5. Herr Pinault, Hofmeister des Patienten, attestiert diese Kur. 6. Der gelehrte und fromme Rollin, der die römische Geschichte beynahe in ein Erbauungsbuch verwandelt hat, giebt dem Mirakel Zeugniß. 7. Herr de Filtieres, ein vornehmer Mann, wird durch dieses Wunder sogar bekehrt. 8. Zu den Zeugen kommt noch ein mit dem Patienten sehr wohl bekannter Graf d'Orsembrei. 9. Ein Arzt, Namens Linguet. 10. Zwey geschworene Wundärzte des Königs, welche das

Auge

Auge coram notario besichtiget, und dessen Heilung attestiert haben.

Ich könnte noch andere Wunder anführen, welche am Grabe des Paris gewirkt worden sind, und deren Existenz durch zahlreiche Zeugnisse und sogar gerichtliche Certificate bewiesen wird. Einige Zeugen sind Märtyrer ihres Bekenntnisses geworden. Man hat sie ihrer Ehrenstellen und Aemter beraubt, in Gefängnisse gesteckt oder exiliert, und — sie haben ihre Aussage nicht zurückgenommen!

Dazu kommt noch, daß die Jesuiten — erklärte Feinde der jansenistischen Mirakel — nie im Stande gewesen sind, die Fakta selbst zu läugnen. Sie gaben sie vielmehr für Teufelswirkungen aus, wie einige alte Juden in den Tagen unseres Heylandes ebenfalls thaten.

Ein noch lebender berühmter Theolog, bestreitet jene Wunder dadurch, daß er sagt: „alle diese Wunder „haben keinen vernünftigen, wichtigen, Gott anständigen Endzweck gehabt!" —

Ich habe es schon gesagt: Könnten, wie man voraussezt, auch übernatürliche Fakta durch bloß menschliche Zeugnisse hinreichend erwiesen werden, so wären einige Wunder des Paris, bis zur historischen Evidenz erwiesene Thatsachen; und dann könnte ein Jansenist sprechen: „Wie? diese Wunder hätten keinen vernünftigen Endzweck gehabt? Warlich, du sprichst Gotteslästerung! — Hättest du gesagt: sie haben keinen — meiner kurzsichtigen Vernunft einleuchtenden Zweck — — dann, könnte ich es hingehen lassen. Aber ist deine Vernunft, Gottes Vernunft? ist da kein Zweck, wo Du keinen erblinzeln kannst?"

„Diese Wunder — deren Zeugnissen du nichts von Belange entgegensetzen kannst — hätten, wie du sagst, keinen

keinen wichtigen Endzweck? Deine Waage ist die eines spielenden Kindes, und nicht dazu gegeben, die unergründlichen Endzwecke des großen Alten der Tage damit abzuwägen! — Wie? du wolltest nicht vielmehr aus der Begebenheit selbst — für welche so viele wichtige Männer zeugen — schließen, daß sie einen der Gottheit anständigen, obgleich dir unbekannten Endzweck haben müsse? — — Warum schließest du denn in andern Fällen so? warum predigest du so eifrig gegen die, welche Fakta — durch glaubwürdige Zeugnisse bewiesene Fakta — wegvernünfteln, durch Argumente auf Argumenten wegraisonniren wollen? — In der That — würde mein Jansenist fortfahren — du bist gewaltig inconsequent. Wenn es das Interesse deines Systems erfodert, dann sind Zeugnisse dir Alles. Wenn du aber Wunder niederrennen willst, denen du gerade deßwegen nicht günstig bist, weil der Zufall dich nicht von jansenistischen Eltern gebähren, von einer jansenistischen Amme tränken, von einem jansenistischen Schulmeister informieren ließ: so kommst du allen positiven Zeugnissen mit deinen — ich sage, mit deinen — vorgefaßten Begriffen von göttlichen Eigenschaften und Absichten in den Weg — so soll kein noch so stark bezeugtes Faktum eher glaublich seyn, bis du es mit dem Zirkel deiner angwöhnten Grundsätze quadriren kannst! — Wie können wir à priori wissen, was Gott thun und was er nicht thun muß? — Wir können es nur à posteriori, aus den Erfolgen, schließen.

(Der Beschluß nächstens.)

Anonym.

Anzeiger des Teutschen Merkur.

Februar 1788.

I. Neue Bücher.

Beytrag zu den Erfahrungen über den thierischen Magnetismus von *D. A.* Wienholt, Physikus in Bremen. Hamburg bey B. G. Hoffmann, 1787. 12. Bogen in 8.

Lange und sehnlich hat das Publikum, zumal die Leser des T. Merk. die den Magnetismus in Bremen mit dem Herausgeber (S. Jenner und Februar des T. M. vom vorigen Jahre) aus einerley Gesichtspunkte betrachteten, der Erscheinung der gegenwärtigen Schrift entgegen gesehen. Herr D. Bicker hatte in seiner ersten Nachricht (im Hannöverschen Magazine) von diesem Gegenstande, der für das Interesse der Menschheit in so mancher Rücksicht wichtig geworden ist, zu viel und zu wenig gesagt, als daß es dabey sein Bewenden haben konnte; und die Fragen und Zweifeln, die er dadurch bey allen Unpartheyischen veranlaßete, konnten durch nichts als eine getreue und vollständige Vorlegung der vorgenommenen und beobachteten Thatsachen beantwortet werden. Auch hat er in seiner darauffolgenden Erklärung, so wie nachmals H. D. Olbers in der seinigen (im T. Museum) ausdrücklich dazu Hofnung gemacht; und der zuversichtliche Ton, mit welchen beyde Herren von dem Tagbuche ihres Kollegen des H. D. Wienholt

holt sprechen, welches die Faktischen Belege, die man in ihren Erklärungen vermißte, liefern sollte, mußte die allgemeine Erwartung und den Wunsch nach der Bekanntmachung dieses Tagbuchs auf höchste treiben. So lebhaft daher das Vergnügen war, mit welchem wir den vor uns liegenden Beytrag zu den Erfahrungen über den thierischen Magnetismus in die Hand genommen, so groß war unsre Ueberraschung, als wir den Inhalt desselben im Vorberichte von dem Herrn Verf. selbst folgendermaasen charakterisiert fanden. „Ich liefere also statt einer ausführlichen „Erzählung von dem, was ich in Rücksicht des thierischen Ma„gnetismus gesehen und beobachtet habe, nur das Resul„tat davon, gebe dem Leser blos eine allgemeine Uebersicht „der Krankheit und Kur der von mir magnetisierter Perso„nen, beschreibe die Wirkungen des Magnetismus, schilde„re den sonderbaren Zustand des sogenannten magnetischen „Schlafwandelns, und erläutere dieß mit einer umständliche„ren Geschichte der Zweyten der von mir magnetisierten Kran„ken." — Nach wiederholter Durchlesung und kaltblütiger Prüfung dieses Inhalts wurden wir zwar in unsrer vorigen Meynung von der Redlichkeit und der von allem Fanatismus weit entfernten Denkungsart des Herrn Wienholts und seiner Collegen, und in unsrer alten Ueberzeugung, daß ausserordentliche Unternehmungen auch ausserordentliche Folgen haben mußten, bis zum Ueberflusse bestätiget; und fanden (besonders in dem weitläufigen Antwortsschreiben auf den Brief eines Ungenannten in der bekannten Sammlung der Briefe von und an Lavater, über dessen Ruf nach Bremen), die schiefen und übereilten Angriffe einiger namenloser Gegner des Magnetismus eben so gründlich als umständlich abgefertiget. Wir fanden aber auch bey dieser Abfertigung mehr die Schwäche der Gegner in den von ihnen gegebenen Blössen, als diejenige Stärke der an-

ge-

gefochtenen Sache benutzt, die lediglich auf den noch unbekanten Thatsachen beruht, und vermißten mit einem Worte in der ganzen Schrift gerade diejenigen Punkte, um welche uns, und wir glauben jedem unpartheyischen Zuschauer, am meisten zu thun war. Denn fürs erste ist die wichtige Frage: „Worin die magnetische Manipulation, die an den „drey jungen Frauenzimmern vorgenommen wurde, bestanden habe" völlig unbeantwortet geblieben. Alles was uns H. W. hierüber zu sagen für gut gefunden hat, besteht ausser einigen flüchtigen Erwähnungen von Berührungen des Unterleibes, der Knie und der Herzgrube in der allgemeinen Erklärung, er habe seine Kranke magnetisiert, wie es Herr Lavater ihm gezeigt hätte. Da es der bisher bekannt gewordenen Manipulationen so vielerley giebt als der Magnetisierer, mit denen Herr Wienholt gewis nicht ohne Unterschied in Einer Klasse zu stehen wünscht, so ist es ganz unbegreiflich, wie er eine genaue Beschreibung der von ihm gewählten Methode für entbehrlich halten konnte. Uns scheint sie unter andern auch deßwegen um so unentbehrlicher, weil sie ein Mittel betrift, Wirkungen, die man bisher mit Recht unter die Wunder gezählt hat, hervorzubringen, und zwar ein Mittel, das Hr. W. aus den Händen eines Mannes erhalten zu haben gesteht, der so lange her und so allgemein als der eifrigste Verfechter des Wunderglaubens bekannt ist. Sonderbar genug ist es übrigens, daß sich H. W. (S. 6.) auf den moralischen Charakter Lavaters (den unsres Wissens noch niemand in Anspruch genommen hat, und der hier so viel als gar nichts zur Sache thut) beruft, den weltbekannten Psychologischen Charakter dieses ausserordentlichen Mannes hingegen, der jedes wunderbare Faktum, wobey der Name Lavater genannt wird, verdächtig machen muß, so ganz ignoriert. — Fürs zweyte ist das Publikum, da nur eine einzige Krank-

heitsgeschichte geliefert worden, ausser Stand gesetzt, die ihm vorgelegten Resultate zu prüfen, oder sie vielmehr durch die Vergleichung der an mehr als einer Person angestellten Erfahrungen, ohne vorher gegebenen Fingerzeig, selbst zu finden. Dieß war hier um so nothwendiger, da der Hr. Verf. selbst durch Beyspiele erwiesen hat, daß mehrere von den sonderbaren Symptomen, die er an seinen Kranken durch Magnetismus hervorgebracht zu haben glaubt, sich auch ohne Magnetismus an nervensiechen Personen gezeigt haben. Hr. W. hat selbst gefühlt, daß (S. 45.) ein genaueres Detail der (im Vorberichte) blos im allgemeinen hingeworfenen Geschichten der ersten und dritten Kranken nichts weniger als überflüssig gewesen wäre; er würde, sagt er, bey dieser Gelegenheit manches erzählt haben, das für den Psychologen und Arzt höchst merkwürdig gewesen wäre — aber seine Gegner hätten ihn ja durch ihr unedles und niedriges Betragen dahin gebracht, diesen seinen Vorsatz aufzugeben, durch dessen Ausführung er (wie es S. 7. heißt) besorgte, zur Fortsetzung der persönlichen Anfälle, die auf ihn und seine erste Kranke geschehen seyen, selbst die Hand zu bieten. Auch würde er gern, wie er (S. 45.) versichert, die Art und Weise, wie das Magnetisieren von ihm angestellt worden, näher beschrieben haben. Da aber die dabey zu beobachtende Manier sich leichter zeigen als sagen lasse, und jede Beschreibung nur zu falschen Begriffen, Misdeutungen und schiefen Urtheilen Anlaß gebe, wie die Erfahrung dieß leyder nur zu sehr gelehrt habe: so unterlasse er dieß um desto mehr, da er überzeugt sey, daß das, was im folgenden darüber vorkomme, (dieß kann doch nichts anders seyn als der Erfolg des unbekannten Mittels) aus den schon über das hiesige Magnetisieren herausgekommenen Schriften verständlich genug seyn werde. So wenig wir uns nun überzeugen können, daß ei-

ne umständliche und einfältige Mittheilung der unterdrückten Nachrichten nicht zugleich das sicherste Mittel gewesen wäre, allen ungegründeten Verdacht gegen Person und Manipulation auf einmal zu vernichten, und die bösen Widersacher auf immer stumm zu machen: so gerne gestehen wir, daß wir von den besondern Verhältnissen und Umständen, die dabey in Betrachtung kommen müssen, zu wenig unterrichtet sind, als daß wir hierüber ein bestimmtes Urtheil fällen könnten und wollten. Allein wir müssen mit eben dieser Freymüthigkeit bekennen, daß wir durch die von Hrn. W. gelieferten Data in unsrer Meynung über die Realität des thierischen Magnetismus nicht viel weiter als durch die erste Bickersche Nachricht — das heißt nicht über das *Non Liquet* — gekommen sind.

X

II. Ankündigungen.

1) Ankündigung einer neuen Ausgabe von Hrn. v. Alxingers sämtlichen Gedichten, Zwey Theile. Clagenfurt, bey Ignaz Edlen von Kleinmayer.

Ich habe alle meine Gedichte, den Doolin ausgenommen, gesammelt, und mit hartnäckigem Fleiße, wenn nicht gut, doch wenigstens correct zu machen gesucht. Der erste Theil erscheint noch zur Ostermesse, der zweyte bald auf den ersten, und jeder ist über ein Alphabet stark.

Ich kann allen Freunden meiner Muse diese Ausgabe empfehlen, weil ich nicht nur an den schon fertigen Gedichten keine wichtigen Veränderungen mehr vorzunehmen, sondern die einzelnen Gedichte, die ich künftig verfassen dürfte, als einen dritten Theil dieser Sammlung herauszugeben gedenke.

Alxinger.

---

2) Sammlung der Gedichte des Hrn. R. R. von Halem zu Oldenburg.

Von meinen, theils in periodischen Blättern mit und ohne Namen verstreuten, theils noch ungedruckten poetischen und prosaischen Schriften könnte ich eine Sammlung um Michaelis d. J. herausgeben. Ich hoffe, durch die Mischung der Poesie und Prosa am besten für die Unterhaltung der Leser zu sorgen, und man traut mir leicht die Achtung für das Publicum zu, daß ich ohne abermalige sorgfältige Bearbeitung nichts von neuem drucken lassen werde. Ob und wann der ersten Sammlung eine zweyte folgen werde, wird von der Aufnahme der ersten, die Erscheinung dieser ersten aber davon abhängen, ob sich bis zum 1sten May 1788. eine hinlängliche Anzahl Freunde meiner Muse unterzeichnen, deren Namen dann vorgedruckt würden. Der Preis ist bis dahin 1 Rthlr. Nach der Zeit würde das Buch um ein Drittel mehr kosten. Ich bitte meine Freunde hiedurch, sich der Mühe der Sammlung gütigst zu unterziehen, und biete gerne andern, die sich damit befassen wollen, die gewöhnliche Provision an.

v. Halem.

---

3) Anzeige einer neuen historischen und geographischen Monatschrift. Herausgegeben von J. E. Fabri und K. Hammerdörfer.

Inhalt des Ersten Stücks: 1) Freimüthige Bemerkung eines bekannten Staatsmannes über Spanien, über die Königliche Familie, Ministerium, Politik ꝛc. in Madrit selbst abgefaßt, 1782. 2) Ausführliches Projekt des Römischen Hofes, die römischkatholische Religion zu befördern, und die Protestanten auszurotten. 3) Beyträge zur Erdbeschrei-

schreibung und Statistik der Nordamerikanischen Republik. 4) Drey ungedruckte Anekdoten von dem Generallieutenant Grafen von Anhalt in St. Petersburg. 5) Berichtigung einer Anekdote in der zweyten Sammlung der Anekdoten von K. Friedrich Wilhelm (Berlin 1787. 8.) mitgetheilt vom Hrn. D. und Pfalzgraf Oelrichs in Berlin. 6) Friedenstraktat des Staats von Georgien mit den Creek-Indianern. 7) Neue Landtafel in Ofen für Ungarn. 1787. 8) Neue Schwammkultur zu Strausberg im Rudolstädtischen. 9) Zwey Herzoglich Meklenburg-Schwerinsche Verordnungen, a) in Absicht des Imposts auf die Woll-Ausfuhr, und b) des neuen Arbeitshauses. 10) Auszüge aus Briefen eines Reisenden durch Oberteutschland 1787. diesmal von Augsburg. 11) Tabelle über die Chursächsischen Steuerkapitalschulden 1787.

Schon aus dem Titel und noch mehr aus dem Inhalte dieses ersten Stücks wird man ungefähr Plan und Zweck dieser neuen Monatschrift ersehen. Mannigfaltigkeit, Neuheit, strenge Auswahl des Interessantesten, und freymüthiger Vortrag sind Hauptgesetze, die wir stets vor Augen haben werden, und so wie Hr. Prof. Hammerdörfer sich verpflichtet, auf die historischen Artikel seine vorzügliche Aufmerksamkeit zu richten, eben so mache ich mir es zur Pflicht, eine gleiche Sorgfalt insonderheit auf die statistischen Abschnitte zu verwenden. Jährlich erscheinen die nöthigen Register. Von dem Beyfall unsrer Leser wird es übrigens abhängen, wie oft eine Karte oder ein Kupfer beygelegt werden soll.

Monatlich erscheint ein Stück von 6 Bogen, brochiert; welches jedesmal 8 Tage vor dem Schlusse jedes Monats ausgegeben wird.

Das

Das halbe Jahr kostet in Halle, Jena, Leipzig, 1 thlr. 12 gr. oder das Stück 6 gr.

Das Abonnement geschieht bey den Postämtern und bey allen Buchhandlungen. Für erste haben die Hauptkommission übernommen:

1) Das Königl. Gränzpostamt in Halle.

2) Die Königl. Hofpostämter in Berlin und Königsberg.

3) Die Churfürstl. Sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig.

4) Das Kaiserl. Reichspostamt in Gotha und Jena.

5) Das Kaiserl. privil. Addreßcomtoir in Hamburg.

Für die Buchhandlungen aber die Hemmerdesche Buchhandlung zu Halle.

J. E. Fabri.

Der
Teutsche Merkur.

März 1788.

I.

Fortsetzung der Gedanken von der Freyheit über Gegenstände des Glaubens zu philosophieren.

(S. Januar 1788. S. 62 — 77.)

Unsre eigne Zeit ausgenommen, wird man schwerlich in der ganzen Geschichte einen andern Zeitraum finden, wo zugleich, und zum Theil in eben denselben Ländern, neben einem ziemlich hohen Grade von Aufklärung, Cultur und Verfeinerung auf der einen Seite, auf der andern mehr Finsterniß in den Köpfen, mehr Schwäche, Leichtgläubigkeit und Disposition zu allen Arten von Schwärmerey, mehr Hang zu geheimen religiosen Verbindungen, Mysterien und Orden, mehr Glauben an unglaubliche Dinge, mehr Leidenschaft für magische Wissenschaften und Operationen, selbst unter den obersten Classen des Staats statt gefunden, kurz, wo es allen Gattungen von religiosen Betrü-

gern *), Gauklern, Taschenspielern und Wundermännern leichter gemacht worden wäre, mit der Schwäche und Einfalt der Leute ihr Spiel zu treiben, als — das erste und zweyte Jahrhundert der Christlichen Zeitrechnung. Die siegreichen Kämpfe eines Lucians und Celsus **) gegen diesen Schwindelgeist ihrer Zeit waren nicht hinlänglich, einem Uebel Einhalt zu thun, dessen Wachsthum durch so viele, hier nicht zu entwickelnde Umstände, und in der Folge vornehmlich durch die Neuplatonische Philosophie, — die (mit Polonius im Hamlet zu reden) Methode in den Unsinn brachte, auf alle nur ersinnliche Weise befördert wurde.

Auch die Christen wurden von dieser schwärmerischen Philosophie bezaubert, da sie ihnen nicht nur mit ihren eigenen Mysterien sehr gut zusammen zu stimmen, sondern sogar den Schlüssel dazu zu enthalten schien;

*) Ich verstehe unter religiosen Betrügern solche, denen die Religion zum Dekmantel und zum Werkzeug ihres Betrugs dienen muß.

**) Celsus, ein Freund Lucians, schrieb ein großes Werk gegen die Magie, dessen Verlust zu bedauern ist, weil sich aus einer Stelle Lucians schließen läßt, daß vornehmlich auch die Kunststücke, wodurch die angeblichen Adepten der magischen Weisheit die Leichtgläubigen hintergiengen, ausführlich darin beschrieben waren. Es ist leicht zu erachten, daß die Herren sich alle Mühe gaben, ein solches Buch zu unterdrücken.

schien; und als ihre Parthey endlich, nach langen und blutigen Kämpfen mit dem sogenannten Heidenthume, die herrschende im römischen Reiche wurde, und ihre Gegner völlig unterdrückt oder ausgerottet hatte, zeigte sich nur zu bald, daß die Welt wenig dadurch gebessert war. Der Dämonismus des Heidenthums stieg, in einer andern Einkleidung und unter andern Nahmen, wieder aus seiner Asche hervor. Das Licht der Wissenschaften verschwand nach und nach gänzlich. Die Mönche traten an die Stelle der schwärmenden Pythagoräer und Platoniker, und bemächtigten sich, nach ihrem Beyspiele, so gar der magischen und theurgischen Künste, unter dem Vorwande, sie bewirkten durch die Kraft des wahren Gottes und des Nahmens Jesu, was die Zauberer und vorgeblichen Theurgen der Heiden durch den Beystand höllischer Geister gewirkt hätten. Die Chroniken und Legenden der vier ersten Jahrhunderte nach Constantinus M. wimmeln von Teufelaustreibungen, Todtenerweckungen, Erscheinungen von Engeln, Teufeln, und armen Seelen; alles ist voller Wunder, die oft bis zum Lächerlichen unglaublich und ungereimt sind, und von unzähligen heiligen Mönchen und Bischöffen verrichtet worden seyn sollen. Die Natur müßte, wenn nur der zwanzigste Theil dieser vorgeblichen Thatsachen wahr wäre, in diesen Zeiten alle ihre Rechte verlohren haben, und in eine gänzliche Antinomie und Anarchie verfallen gewesen seyn. Nothwendiger Weise versank, un-

ter solchen Umständen das Volk immer tiefer in einen der Menschheit schändenden Aberglauben. Die alt hergebrachten Wahnbegriffe der heidnischen Welt vermischten sich auf eine unnatürliche Art mit den reinen Grundbegriffen des Christenthums, und brachten die monstrosesten Hirngespenster hervor, die ohne Untersuchung angenommen, und von der Klerisey (aus Ursachen, die ihr und uns wohl bekannt sind) auf alle Weise unterhalten, ja zum Theil zu Dogmen und Glaubenspuncten gestempelt, uud mit kräftigen Ernulflusflüchen gegen alle Unternehmungen der Vernunft verzäunt wurden.

Es würde mich zu weit von meinem Wege abführen und ist zu meiner dermaligen Absicht unnöthig, dieses historische Gemählde fortzusetzen, und die Iliade von Uebeln, die sich unter solchen Umständen, theils durch das Bündniß, theils durch den Streit zwischen dem Kayserthum und Priesterthum, über einen großen Theil des Erdbodens ausbreitete, auch nur summarisch anzudeuten. Ungeachtet eine ganz wahre und unpartheyische historische Darstellung dieses merkwürdigen Zeitraums der Geschichte der Menschheit, jezt da ich dieses schreibe, noch unter die frommen Wünsche gehört: so sind doch schon die in jedermanns Händen sich befindende Werke eines Hume, Giannone, Robertson, Moßheim, Walch, Schmidt, u. a. mehr als zureichend, alles bisher gesagte, überflüßig und zum Theil

wohl

wohl über die Intention der Verfasser, zu bestätigen. Wer aber zu einer ganz lebendigen und anschauenden Erkenntniß des Geistes dieser unseligen Zeiten gelangen wollte, müßte sich freylich zu der schrecklichen Aufopferung entschließen, die Quellen selbst zu besuchen, und unter andern sich in der Chronik und den *Libris Miraculorum* des Gregorius von Tours, in der goldnen Legende des Erzbischoffs Jacob de Varagine, in den Actis Sanctorum, und in den Geschichtsbüchern der Mönchsorden umzusehen, — wo er genug sehen würde, um vor Erstaunen über die unbegreifliche Unverschämtheit und Unvernunft der Menschen dieser Zeiten beynahe selbst den Verstand zu verlieren.

Das Einzige was ich, in Beziehung auf den Hauptgegenstand dieses Aufsatzes (wozu mir das bishergesagte nur den Weg bahnen soll) noch bemerken muß, ist folgendes.

Von der Zeit an, da die neue (Christliche) Religion die herrschende im ehemaligen Römischen Reiche wurde, trat sie nicht nur in alle Rechte der Alten ein, und wurde die Religion des Staats, folglich von den Gesetzen geschützt und begünstigt, sondern maßte sich noch neue, bisher unerhörte Rechte an. Die alte Staatsreligion hatte alle andere, selbst die Christliche, geduldet: die leztere, oder vielmehr ihre Klerisey, (die auch hierin, wie in so vielem andern, den Geist des Stifters verläugnete, indem sie sich auf den Buchsta-

ben einiger harten Ausdrücke steifte) behauptete ein ausschließendes Recht, und duldete in kurzem keine andere mehr neben sich. Aber sie gieng noch weiter. Nicht zufrieden jeden andern Glauben, jede andere Religionsmeynungen, Dogmen, Vorstellungs- und Ausdrucks-Arten über unbegreifliche Gegenstände für irrig erklärt zu haben, belegte sie auch den Irrthum mit Strafen. Sie behandelte die Ueberzeugung als eine Sache die von unserm Willen abhängt; wer die Ehrlichkeit hatte, ihren Gründen, die seinen Verstand nicht überzeugten, dasjenige was er für Wahrheit erkannte, entgegenzusetzen, wurde als ein vorsezlich und halsstarrig Irrender zum ewigen, und (was noch weit schlimmer war) sogar zum zeitlichen Feuer verurtheilt. So entstand in der Christlichen Religion eine neue, zuvor nie erhörter Gattung von Verbrechen; der Bosheit und dem Eigennutz wurde ein neuer Zweig von Denunciationen, dem Despotismus der Byzantinischen und Abendländischen Tyrannen eine neue Quelle von Confiscationen, neue Mittel eines jeden, der ihnen verhaßt oder verdächtig war, loß zu werden, und der Klerisey ein neuer Weg eröfnet, sich das furchtbarste Ansehen und einen fast grenzenlosen Einfluß zu verschaffen.

Um jedoch den Schein zu haben, als ob die Dogmen, von deren Glauben nun das zeitliche und ewige Leben der Menschen abhieng, auf unwiderleglichen Gründen beruheten und jede Untersuchung aushielten,

er-

erfand man eine subtile Art von Dialektik und Terminologie, bey der es ausdrücktich darauf angelegt war, den auffallendsten Absurditäten einen Schein von Möglichkeit zu geben, Widersprüche in eine Art von Zusammenhang zu bringen, und dem Menschenverstande den Weg zur Wahrheit so mühselig und unzugangbar zu machen, daß unter zehntausenden — selbst aus jenen Menschenclassen, deren Stand und Bestimmung im gemeinen Wesen einen hohen Grad von Vernunftsfertigkeit erfodert — kaum Einer seyn möchte, der nicht lieber Alles was man wollte blindlings glauben, als sich auf einem so peinvollen Wege überzeugen lassen wollte. Aber im Grunde war es auch mit diesem neugebrochnen Ueberzeugungswege auf bloße Täuschung abgesehen: denn nicht nur war er so beschaffen, daß er bey wirklich denkenden Köpfen statt der Ueberzeugung vielmehr Zweifel über Zweifel erregte, und sie, wider ihren Willen, auf neue, den herrschenden widersprechende, Meynungen führte: sondern es war auch schon vorher ausgemacht, daß jede Untersuchung eines Glaubenspuncts oder Dogma's, die ein anderes Resultat als dieses Dogma geben würde, an sich selbst schon irrig, verwerflich und verdammlich, d. i. des elementarischen und des höllischen Feuers schuldig sey. Wehe dem, der sich, in diesen unseligen Jahrhunderten, seiner Vernunft, zu Prüfung dessen, was man ihm zu glauben auferlegte, bedienen, und die Orakelsprüche einer Priesterschaft, die sich einer willkührli-

chen und unumschränkten Herrschaft über den Verstand, ja sogar über die Sinne der Menschen bemächtiget hatte, den nothwendigen Naturgesetzen des menschlichen Denkens zu unterwerfen sich unterstehen wollte! Alle Untersuchung hört auf, wo jeder Zweifel für eine Eingebung des Teufels erklärt wird, die nur mit Fasten, Beten, Abtödtung des Fleisches, und gänzlicher Unterbrechung alles Denkens bekämpft werden muß; und die Vernunft wird zu einem völlig unbrauchbaren Werkzeuge gemacht, so bald uns ihr freyer Gebrauch in die dumpfen Kerker der Inquisition, und aus diesen auf einen Scheiterhaufen führt.

Ich rufe getrost jedes vernünftige oder vernunftfähige Geschöpf auf dem ganzen Erdboden auf, mir zu läugnen, wenn es kann, daß man auf diese Art, und durch solche Mittel und Anstalten, jede Religion, wie unsinnig, abscheulich und lächerlich sie auch immer seyn möchte, — von dem unmenschlichen Götzendienste des Kananitischen Feuergottes Moloch bis zu dem albernen Dienste der Latonenfrösche zu Abdera, für die einzig wahre und allein seligmachende ausgeben, und als solche der ganzen Welt aufdringen könnte!

Was für einen Nahmen verdienten also wohl diese, die sich anmaßen, oder, wenn ihre Vorfahren sich einer solchen Anmaßung schuldig gemacht hätten, noch immer darauf bestehen wollten, die einfacheste,

vernunftmäßigste, wohlthätigste, menschlichste aller Religionen, auf einem solchen Wege, und durch solche oder ähnliche Verfahrungsarten auszubreiten und zu erhalten?

Ich bitte jeden die Wahrheit aufrichtig liebenden Leser hier einen Augenblick stille zu stehen, und dann die Betrachtungen selbst fortzusetzen, auf die ihn das gesagte natürlicherweise führen muß. Meine Absicht ist nicht zu beleidigen. Es wäre höchst unbillig, den vernünftig denkenden und bessergesinnten Jeztlebenden den Wahnsinn und die Missethaten barbarischer Vorfahren zum Vorwurf machen zu wollen. — Aber die Zeiten der Unwissenheit sind vorbey; wenigstens kann sich niemand, der nicht zur Hefe des Pöbels gehört, mehr mit unüberwindlicher Unwissenheit entschuldigen, wenn ihm die Grundwahrheiten, von deren Erkenntnis und Befolgung das Wohl des menschlichen Geschlechts und der bürgerlichen Gesellschaft schlechterdings abhängt, unbekannt sind; denn sie sind, Gottlob, seit mehr als funfzig Jahren laut genug geprediget worden, und um ein mäßiges Geld in allen Buchläden feil gestanden. Leuchtet uns aber die Fackel der Vernunft, warum wollten wir lieber im Dunkeln als in ihrem Lichte wandeln! Fühlen und erkennen wir die Ehre und Würde, Menschen (in der engern Bedeutung dieses Nahmens *), zu seyn: warum sollten wir nicht

*) Nehmlich in der, worunter die Halbmenschen, Drittels

nicht wenigstens den Willen haben, Alles von uns zu werfen, was uns verhindert, als ächte Menschen zu empfinden, zu denken und zu handeln? — Sind die Grundsätze, die zu Anfang dieser Schrift *) in Erinnerung gebracht worden, unumstößliche Grundwahrheiten, — ist der freye Gebrauch der Vernunft in Beleuchtung und Untersuchung jeder menschlicher Meynung, jedes menschlichen Glaubens, eines von den unverlierbaren Rechten der Menschheit, die uns niemand, ohne das gröste aller Verbrechen, das Verbrechen der beleidigten Majestät der menschlichen Natur **) zu begehen, rauben kann: wer darf sich vermessen, seinen Bruder in dem Besitz und Gebrauch dieses Rechts zu stören? — Ist kein Mensch unfehlbar; ist irren und getäuscht werden etwas von unsrer Natur überhaupt unzertrennliches; giebt es eine unendliche Menge von Gegenständen des Wissens so wohl als des Glaubens, über die es — vermöge der Grenzen, welche die Natur dem menschlichen Geiste gesezt hat — unmöglich ist völlig ins Klare zu kommen: so trage jeder seine

tels und Viertels-Menschen, und andre *Anthropomorpha* nicht begriffen sind.

*) T. M. Januar 1788. S. 78 — 83.

**) Von welcher alle Majestät der Völker und ihrer Könige entspringt, wenn sie nicht Usurpation und Schimäre seyn soll.

seine Meynung oder seinen Widerspruch, mit seinen Gründen, bescheiden und gelassen vor, ohne den zu verunglimpfen oder zu verspotten, der vernünftige Gründe zu haben glaubt, anders zu denken. Ist die Ueberzeugung des Verstandes vom Willen unabhängig, kann Irrthum nie als ein Verbrechen gestraft werden: so erkenne man doch endlich einmal, daß es Unsinn und Ungerechtigkeit zugleich ist, Nahmen, wodurch bloß verschiedene Vorstellungsarten, verschiedene Begriffe, Lehrmeynungen und Ueberzeugungen, von einander unterschieden werden, zu Schimpfnahmen zu machen!

Es ist etwas den gesunden Menschensinn empörendes in der noch immer unter den Gelehrten selbst herrschenden Gewohnheit, das Wort Deist oder Theist, welches einen Menschen bezeichnet, der weder Atheistische noch Dämonistische Grundsätze hat, so zu behandeln, als ob es eine Mackel, die kein Mann von Ehre auf sich sitzen lassen könne, bey sich führe, — da doch das Christenthum offenbar den Deismus zur Grundlage hat, und die Christianer der ersten Jahrhunderte in ihren Apologien stolz darauf waren Deisten zu seyn. Die Einwendung, daß man unter dem Worte Deist, in der gewöhnlichen verhaßten Bedeutung, einen solchen Bekenner der natürlichen Religion verstehe, der nicht an die besondern Dogmen der Christen, so wie sie auf gewissen Concilien und in gewissen Symbolen und Formularien festgesezt worden, glauben

ben kann, — ist ein elender Behelf. Denn, gesezt auch, ein jeder Deist müßte vermöge seiner Grundsätze alle besondern Dogmen der Christen verwerfen: so bleibt es an Diesen doch immer ungerecht, Haß oder Verachtung auf einen jeden zu werfen, der nicht alles glaubt was sie glauben. Aber im Grunde verhält sich die Sache ganz anders. Der wahre Deismus ist dem ächten, von allem Magismus und Dämonismus, und von allen übrigen Schlacken der barbarischen Jahrhunderte gereinigten Christenthum sehr nahe; und wenn ein Deist, unter allen Religions-Partheyen auf dem Erdboden, eine zu der er sich halten sollte zu wählen hätte, so würde er (vorausgesezt, daß er in seinem Bekenntniß aufrichtig, und also ein warmer Freund der Wahrheit und Tugend ist), gewiß unter derjenigen Christlichen Parthey zu leben wünschen, deren Grundsätze, Dogmen und Verfassungen den Grundlehren und Gesinnungen Christi am nächsten kommen, und von den besagten falschen Zusätzen und Schlacken am reinsten sind. Was könnten nun diese Christen für einen billigen Grund haben, ihn von ihrer äusserlichen Gemeinschaft auszuschließen? Ist es nicht, wenn sie glauben, daß der Glaube, der ihm noch fehlt, zu seinem ewigen Wohl nöthig sey, eine Pflicht, daß sie ihm die Gelegenheit dazu nicht versagen? Kann er nicht vielleicht durch Zeit, liebreiche Belehrung, und gutes Beyspiel bey ihnen das erhalten, was ihm noch abgeht um in allen Stücken wie Sie zu glauben? — wenn

es

es ihnen doch ja so wichtig scheint, daß jedermann in allen Stücken glaube wie Sie. Wenn aber nun vollends der Deist mitten unter ihnen gebohren wurde; wenn er in dem Staate, worin dermalen ihr Glaubens-Symbol das herrschende ist, zu bürgerlichen Rechten und Vortheilen gebohren wurde: mit welcher Billigkeit kann er bloß deswegen seiner Geburtsrechte verlustig erklärt werden, weil es seiner Vernunft eben so physisch unmöglich ist, gewisse Sätze, die ihr falsch scheinen, für wahr zu halten, als es ihm unmöglich ist in der Luft zu gehen, oder im Feuer zu leben? — oder ist es nicht schändlich, wenn sie ihn um einer solchen Ursache willen, in die Alternative setzen, entweder ein Lügner und Heuchler zu seyn, oder sich aus seinem Vaterlande zu verbannen?

Ich kann nicht umhin, da die Folge meiner Gedanken mich auf diesen Punct gebracht hat, meinen herzlichen Eckel vor dem Mißbrauch, der in unsern Tagen mit dem Worte Toleranz, und was noch ärger ist, mit der Sache selbst getrieben wird, Luft zu machen. Was nennet man dulden? Menschen werden doch wohl, so lange kein anderes Verhältniß und kein anderer Name sie von den Pflichten der Menschlichkeit loßzählen kann, einander auf dem Erdboden dulden wollen? Wer darf sich unterstehen, das Gegentheil zu lehren, wenn gleich in der Ausübung das Gegentheil leider! alle Tage zum Vorschein kommt? Ist es aber nicht häßlich,

das

das was alle Menschen einander als Menschen schlechterdings schuldig sind — nehmlich, einander so zu behandeln wie jeder von den andern behandelt zu werden wünschet — mit einem so elenden Wort als dulden zu verkleinern und beynahe auf Nichts zu reduzieren? — Welche mehr als kindische Inconsequenz! Wir sehen es für eine hohe Pflicht an, in tausend unbedeutenden Dingen gefällig und zuvorkommend gegen einander zu seyn: und in Angelegenheiten, wo es auf Ueberzeugung, Gewissen, Gemüthsruhe und Rechtschaffenheit ankommt, maßen wir uns ein Recht an, über andere zu tyrannisieren? Ich kann von einem jeden fodern, daß er mich auf der Straße ungestört meines Weges gehen lasse: und ich soll es für eine Gnade halten, wenn ihr duldet, daß ich von überirrdischen Dingen anders denke, wähne oder träume als ihr, ungeachtet ihr selbst um nichts dadurch gebessert seyd, ob ich so oder anders über diese Dinge denke?

Narren und böse Leute sind von Natur intolerant; jene können nicht leiden daß man anders denke als sie, diese möchten, wo möglich, die ganze Welt nöthigen zu thun und zu leiden was sie wollen. Hätten diese zwey Gattungen von Menschen immer den Meister auf dem Erdboden gespielt, so würde er schon lange eine ungeheure Wildniß und Wüste seyn. Zum Glücke wird die Welt im Ganzen (wie wenig es auch im Besondern das Ansehen hat) von den Klügern und Bessern regiert, und der Weise duldet die Thoren, weil

er

er weise, die Schwachen weil er stark, die Bösen weil er gut ist. Und so kommen wir, wenn die Rede von den großen Uebeln ist, die das Menschengeschlecht drücken, immer wieder auf die Wahrheit aller Wahrheiten zurük: den Menschen kann nicht geholfen werden, wenn sie nicht bessere Menschen werden; sie können nie besser werden, wenn sie nicht weiser werden; aber sie können nie weiser werden, wenn sie nicht über alles, wovon ihr Wohl oder Weh abhängt, richtig denken; und sie werden nie richtig denken lernen, so lange sie nicht frey denken dürfen, oder, welches einerley ist, so lange die Vernunft nicht in alle ihre Rechte eingesezt ist, und alles, was in ihrem Lichte nicht bestehen kann, verschwinden muß.

Tausende, die im Leben gegen diese Grundsätze handeln, werden, wenn sie dieses lesen, sich selbst die Wahrheit derselben eingestehen. Unglücklicher Weise hängt es nicht immer von ihrem guten Willen ab, auch nach ihnen zu handeln. Die Anwendung der klarsten Resultate der einfachsten unläugbarsten Wahrheiten, wird, unter gegebenen Umständen und durch den Einfluß einer Menge entgegenwirkender Kräfte, oft zu einer unendlich verwickelten und vielleicht unauflöslichen Aufgabe. —— Der prachtvolle Kerker, worin die Vernunft von der größern Hälfte Europens noch immer gefangen gehalten wird, ist das Werk einer großen Kunst und vieler Jahrhunderte; Tausend nicht gemei-

ne Köpfe und Millionen rüstiger Hände haben daran gebaut, und er ist auf den Felsen des Ansehens und Vortheils der Priesterschaft so fest gegründet, und durch so viele Flügel und Nebengebäude mit einem andern Zauberthurme, worin die Freyheit in Fesseln schmachtet, so künstlich verbunden worden: daß es beynahe ungereimt wäre, die Erlösung dieser gefangenen Prinzessinnen für möglich zu halten, geschweige unternehmen zu wollen. Das Schicksal kann freylich mit der Zeit große Revolutionen herbeyführen, wodurch der gegenwärtige Zustand der Welt eine gewaltige Veränderung erleiden würde: aber wenn die Weltverbesserung, auf die ein menschenfreundlicher Träumer unsre Nachkommen ins Jahr 2440. vertröstet, bloß durch Aufklärung bewirkt werden sollte, so ist sehr zu besorgen, daß er ihre Epoke noch um einige Jahrhunderte zu früh gestellt hat. Möchte ich doch mit dieser übel augurierenden Ahnung schon vor meinen Enkeln zu Schanden werden! Aber das treuherzige Geständniß der Ovidianischen Medea,

— *video* meliora *proboque*
Deteriora *sequor* —

wird so lange wahr seyn als Menschen — Menschen bleiben; und so lange die *DETERIORA* mit großen, glänzenden, und auf der Wage des Eigennutzes unendlich überziehenden Vortheilen verbunden sind, wird er auch der rechte Schlüssel zu tausend Ereignissen und Handlungen seyn, die den Verstand des einsamen, aus

der

der wirklichen Welt in sein idealisches Dschinnistan zurückgezogenen Philosophen überraschen, und seine übel berechneten Erwartungen täuschen werden.

Wie gerne ich also, in diesem traulichen Monolog über Gegenstände, woran viel gelegen ist, mit dem ganzen edlern und bessern Theile unsrer großen Nation bloß als Mensch zu Menschen, Weltbürger zu Weltbürgern, und Teutscher Mann zu Teutschen Männern, ohne einige Rücksicht auf Verschiedenheit der Religionspartheyen hätte sprechen mögen — und dies um so mehr, da mein Widerwille gegen allen Sectengeist, meine Neigung und Fähigkeit, als einer der ohne Vorurtheile und Interesse in allem diesem ist, gegen jede Parthey gerecht zu seyn, und meine Wohlgesinntheit für das gemeine Beste meiner Nation und der Menschheit überhaupt, vielen unter ihnen längst bekannt und ohne Zweifel die Ursache ist, warum man mein wohlmeynendes Radotage über die pia desideria aller gutdenkenden Menschen mit so vieler Nachsicht anzuhören gewohnt ist: so sehe ich mich doch genöthigt, auf die Hofnung, mit dem was ich theils schon gesagt, theils noch zu sagen habe, bey beyden Hauptpartheyen Eingang zu finden, gänzlich Verzicht zu thun, und mir vorzustellen, als ob ich nur diejenige, zu der ich, mehr aus freyer Wahl als durch nöthigende Verhältnisse, selbst gehöre, zu Vertrauten meiner Gedanken gemacht hätte. Nur dies ein=

einzige — weil doch diese gute Gelegenheit dazu da ist und sobald nicht wiederkommen möchte, — sey mir erlaubt, in Rücksicht auf eine von allen aufgeklärten Patrioten und Christen allgemein für nöthig erkannte Verbesserung laut heraus zu denken. —

Ich wünsche allen Menschen, und also auch Sr. Päbstlichen Heiligkeit, Pius VI. und allen seinen rechtmäßigen Nachfolgern auf dem heil. Stuhl zu Rom (den ich, wenn er auch nicht der Stuhl des heil. Peters seyn sollte, für einen sehr respectabeln Stuhl halte) Gnade von Gott und alles Gute in dieser und jener Welt — und hoffe also, es werde mir nicht für einen heimlichen Groll gegen die Päbstliche Heiligkeit, oder für bösen Willen gegen die Gebeine der H. H. Apostel Peter und Paul ausgedeutet werden, wenn ich als eine physische Möglichkeit annehme, daß über lang oder kurz die ganze Stadt Rom, mit der Basilica zu Sct. Johann im Lateran, der Peterskirche, dem großen Obelisk, dem Vatican, dem Campidoglio, der Engelsburg, der Maria rotonda, und allen ihren übrigen unzähligen Herrlichkeiten, bey einem schrecklichen Erdbeben von der Erde dergestalt verschlungen werden könnte, daß ihre Stätte nicht mehr gefunden würde.

Wie sehr mir auch das Heil der Welt am Herzen liegt, so gestehe ich doch aufrichtig, daß es mich unendlich schwer ankommen würde, für den Untergang

der

der Stadt Rom zu beten, und wenn er gleich die einzige Bedingung desselben wäre. Ferne sey es also von mir, auch nur den leisesten Schatten und Traum eines solchen Wunsches jemals in meiner Seele aufkommen zu lassen! — Aber gesetzt nur (welches der Himmel und alle Schuzgeister der Künste und Alterthümer verhüten wollen!) gesezt, weil es doch physisch möglich ist, der schreckliche Fall hätte sich nun ereignet, — Rom wäre von der Erde verschlungen, oder (ohne Vergleichung) wie Sodom und Gomorra in eine Art von todtem Meer verwandelt worden — was für Maasregeln könnte und würde die Katholische Kirche wahrscheinlicher Weise dann wohl zu ergreiffen haben?

Mit der Stadt Rom wären alsdann auch, wie gesagt, die Kathedra Petri, und der magische Fischerring, (der mit dem weltbekannten Siegelring Salomons um den Vorzug streitet) die berühmten Donationen Constantins, Pipins und Carls des Grosen, die Decretalen Isidorus des Sünders, die dreyfache Krone der überirdischen, irdischen und unterirdischen Gewalt, die vier heiligen Jubelpforten, die Dataria und Rota, und die Wollenweberey und Agnus-Dei-Fabrik der Nonnen von Sct. Agnes, aus der Welt verschwunden. Sollte darüber wohl ein großes Wehklagen unter den Völkern der Erde entstehen? Hätten die übrigen Bischöffe und Prälaten der Kathol. Christenheit wohl große Ursache, ihre Kleider zu zerreissen und Asche auf ihre

Häupter zu streuen? Sollten und müßten sie nun wohl nichts angelegners haben, als mit vereinigten Kräften sobald als möglich ein neues Rom und einen neuen Successor des heil. Peters, auf dem Stuhle, worauf dieser nie gesessen, zu erwählen? Würden sie nicht vielmehr — ich rede menschlich, aber hoffentlich nicht thöricht — große Ursache haben, sich dieser Fügung des Himmels in Geduld zu unterwerfen, und, alles wohl überlegt, sich am Ende dankbarlich gefallen lassen, durch diesen unverhoften Zufall alles fernern Kampfes für ihre Rechte überhoben, und in diejenige Freyheit und respective Unabhänglichkeit gesetzt zu seyn, die ihnen vermöge der ältesten Kirchenverfassung zukommt? — Aber, (höre ich sagen) was würde da aus dem für so nothwendig geachteten Centro Unitatis werden? — Und haftet denn dieser Vereinigungspunct nothwendig an einer einzelnen Person, oder an einem gewissen Stuhle? oder gerade an diesem? Ist der Christliche Nahme und das Apostolische Symbolum nicht Vereinigungspunct genug? Und wenn kein Rom mehr ist, dessen despotischer Geist bey der möglichsten Einförmigkeit seiner Unterthanen einzig interessiert ist: wem ist dann an einer der ganzen Natur unbekannten und nur durch unnatürliche Gewalt zu erzwingenden Einförmigkeit länger gelegen? Kann Eintracht, und Ordnung nicht sehr wohl mit Mannichfaltigkeit bestehen? Entspringt Harmonie nicht aus Mannichfaltigkeit mit Ordnung? und ist Harmonie

nicht schöner als Monotonie? — Doch, sehen wir, — ohne uns länger bey einem Einwurf, der doch am Ende von selbst wegfallen wird, aufzuhalten, — was die Folgen dieses großen Falles seyn würden.

Wenn kein Pabst mehr ist, so hört natürlicher Weise das päbstliche System mit allen seinen Accessoriis und Auswüchsen von selbst auf. Die Schafe Christi befinden sich nun wieder unter der Aufsicht ihrer Hirten und Oberhirten in der nehmlichen Verfassung, worin sie im vierten und fünften Jahrhundert waren; und es wird dann bloß an den besagten Hirten liegen, sie (mit dem Psalmisten zu reden) auf grünen Auen zu weiden, zu frischen Wasserbächen zu führen, und an keinem Guten Mangel leiden zu lassen. Sie haben kein ungewisses Ansehen, keine schimärischen Rechte, keine Ansprüche, die von jeder Untersuchung erschüttert werden, und bloß auf Unwissenheit, Aberglauben und Furcht vor Ernulfusflüchen und Scheiterhaufen gegründet sind. Was könnte sie also bewegen das Licht zu hassen, welches sie nicht zu scheuen haben? die Vernunft in Fesseln zu halten, die auf ihrer Seite ist? der Aufklärung zu widerstehen, die eben dadurch, daß sie „die Haupt-Feste der „Christlichen Religion, mit Aufopferung der unhaltbaren „Aussenwerke, gegen alle Angriffe der Vernunft „sichert," ihrem Ansehen und ihren Rechten unerschütterliche Festigkeit giebt? Sie haben nichts durch den Aberglauben, nichts durch die Vermischung

 des

des reinen Christenthums mit magischem und Fämonistischem Unrath, nichts durch wunderthätige Bilder, Teufelsbannerey, fromme Geistermährchen, und dergleichen Albernheiten zu gewinnen: und sie denken zu edel und gut, um sich jemals zu Erben der römischen Ablaßkrämerey, Jubeljahre, Apotheosen aberwiziger Mönche und mondsüchtiger Nonnen, Talismanischer Amulete, Loretten-Bilderchen-Kerzchen und Glöckchen, und anderer solcher verächtlicher Finanzzweige machen zu wollen. Kurz, es wäre, in dem vorausgesezten Falle, kein Grund zu erdenken, warum sie nicht zu Abstellung jedes erweislichen Mißbrauchs, und zu Beförderung jeder erweislichen Verbesserung mit Freuden die Hände bieten, und die Ersten seyn sollten, den obenbemeldten Kerker zu öfnen, um die gefangene Vernunft, — Sie, die uns allein einer wahren Religion fähig macht — auf ewig in Freyheit zu setzen, und dadurch, neben tausend andern wohlthätigen Folgen, auch der einzig möglichen, einzig zu wünschenden Art von Vereinigung aller christlichen Gemeinen den Weg zu bahnen.

Ich bitte nur noch um eine kleine Geduld, und ich habe — ausgeträumt.

Es giebt Dinge, die, ihrer Natur nach, dergestalt von unserer Willkühr abhangen, daß sie sind oder nicht sind, sobald es uns beliebt, daß sie seyn oder nicht seyn sollen.

Man

Man erlaube mir, dieses durch ein bekanntes Beyspiel zu erläutern. Als Sanct Paul nach Ephesus kam *), befand sich unter andern daselbst ein Tempel, der unter die Wunder der Welt gerechnet wurde, und in diesem Tempel, ein kleines wohlberäuchertes Bildchen von Eben- oder Rebenholz **), das man die große Diane der Ephesier nannte, und weit und breit in ganz Asien als ein wunderthätiges Bild göttlich verehrte. Sanct Paul — der sich, bekannter maßen, seiner Vernunft gegen den Aberglauben der Heiden mit großer Freyheit zu bedienen pflegte, ohne sich darum zu bekümmern, daß die armen Leute ihren Wahnglauben für den wahren Glauben hielten, — Sct. Paul also nahm sich die Freyheit, einigen Ephesiern zu sagen: Bilder, die von Händen gemacht wären, könnten nicht Götter seyn; und es fehlte nicht an Leuten, denen dieses Räsonement sehr einleuchtend vorkam. Nun befand sich aber ein gewisser Demetrius in dieser Stadt, dem sehr viel daran gelegen war, daß die große Diane der Ephesier noch fernerhin eine Göttin bliebe: denn er hatte eine Fabrik von kleinen silbernen Dianentempelchen, die von den Fremden gekauft zu werden pflegten, wo-

 von

*) Gesch. der Apostel Cap. 19.

**) So sagt Plinius, L. VXI. c. 40. und die Einwendung die der Graf Caylus, in seiner Abh. vom Tempel zu Ephesus dagegen macht, ist (im Vorbeygehen zu sagen) von keiner Erheblichkeit.

von es in dieser Hauptstadt Asiens beständig wimmelte; und diese Fabrik gieng so stark, daß das ganze Goldschmidt-Handwerk zu Ephesus in Arbeit und Verdienst dadurch gesezt wurde. Demetrius versammelte also alle seine Arbeiter, und stellte ihnen die Gefahr vor, worein ihre Fabrik durch Sct. Pauls Vernunftschlüsse gerathen wäre. „Es will, sagte er, nicht allein unserm Handel dahin gerathen, daß er nichts „gelte, sondern auch der Tempel der großen Göttin „Diana wird für nichts geachtet, *) und wird dazu „ihre Majestät untergehen, welcher doch ganz Asia „und der Weltkreis Gottesdienst erzeigt.„ **) — Man begreift, warum die Majestät der großen Göttin Diana dem frommen Manne so sehr am Herzen lag. Kurz, das Ende von dieser Goldschmidts-Synode war, natürlicher Weise, daß sie alle voll Zorns wurden, und aufschrien: Groß ist die Diana der Ephesier! In kurz m brachten

*) Dies war, mit Erlaubniß, eine große Lüge von dem Goldschmidt Demetrius! Der Tempel der Diana blieb immer ein herrliches Meisterstück der Baukunst, und wurde von Sct. Paul und aller Welt dafür geachtet, Diana mochte eine Göttin seyn oder nicht.

**) Non solum autem haec periclitabitur nobis pars in redargutionem venire, sed et magnae Dianae templum in nihilum reputabitur, sed et destrui incipiet majestas ejus, quam tota Asia et orbis colit. *Acta Apostolor.* c. XIX. v. 27.

brachten sie die ganze Stadt in Aufruhr. Das Volk stürmte dem Amphiteater zu, das Getümmel nahm überhand, und als die Leute endlich hörten warum es zu thun sey, schrie der Pöbel zwey Stunden lang an einem fort, groß ist die Diana der Ephesier: bis endlich der Kanzler, durch eine sehr verständige und eines Groß-Kanzlers von England würdige Rede, das Volk wieder beruhigte, und nach Hause schickte.

Ich kenne kein besseres Beyspiel, meinen obigen Satz ins Licht zu setzen, als dieses. Die hölzerne Diana der Ephesier war eine Göttin, oder war keine Göttin, je nachdem die Ephesier wollten. Und warum dies? Weil sie wirklich, Scherz bey Seite, nur ein hölzernes Bild von einer kleinen häßlichen vielgebrüsteten Zigäunerin, und also keine Göttin war. Indessen so lange sie dafür gehalten wurde, war es in gewissen Stüken eben so, als ob sie es wirklich gewesen wäre. Wir wollen billig seyn — Die Asiarchen, die Häupter der Stadt Ephesus, der Kanzler, und ihres gleichen, wußten ohne Zweifel, so gut als wir, was an der Sache war: indessen hatten sich die Ephesier von alten Zeiten her eine Ehre daraus gemacht, die Neokoren*)

 der

*) Das Wort Neokoros bedeutete bey den Griechen ursprünglich einen Tempelkehrer, oder was wir einen Küster nennen. In der Folge machten sich ansehnliche Städte eine Ehre daraus, die Neokoren oder Küster ihrer Schutzgötter, denen

der großen Diana zu heissen, und ihr prächtiger Tempel verschafte der Stadt Ansehen und einen einträglichen Zulauf von vielen Fremden; sie hatten also politische und cameralistische Gründe, als etwas unwidersprechliches (wie sich der Herr Kanzler von Ephesus *) ausdrückt) anzunehmen, nicht daß ihre Diana wirklich eine Göttin sey, aber „daß die Stadt Ephesus die Plegerin der großen Diana und des vom Himmel gefallnen Bildes **) sey." — Bey dem gemeinen Volke war

denen sie einen Tempel unter sich erbauet hatten, zu heissen, und unter den römischen Cäsarn bewarb man sich in die Wette um die Ehre des **Neokorats** der Kayser, denen in den Provinzen schon bey ihrem Leben eine Art von göttlicher Ehre erwiesen wurde. **Luther** übersezt dies Wort in der angezogenen Stelle ganz schicklich durch **Pflegerin**; denn in dem Sinne, worin es von ganzen Städten gebraucht wurde, führte es die Begriffe von Patron und Schirmherr bey sich. Die Ephesier nannten sich auf allen ihren Münzen die **Neokoren der Artemis**, und waren um so stolzer auf diesen Titel, weil ihr damaliger Dianentempel gewisser maßen ein gemeinschaftlicher Tempel des ganzen Asiens war, das zu seiner Erbauung beygetragen hatte.

*) Apostelgesch. XIX. v. 35. 36.

**) Aus dieser Stelle, die durch ein von Jos. Scaliger in seinem Commentar über Eusebii Chronikon angeführtes griech. Epigramm bestätiget wird, erhellet, daß es ein gemeiner Glaube war, das Bild der Ephesischen Diana sey vom Himmel gefallen.

war die Gottheit ihrer Diana, an deren Verehrung sie von Kindesbeinen an gewöhnt worden waren, eine ausgemachte Sache, und es fiel ihnen so wenig ein, sich Einwürfe gegen diesen Glauben zu machen, als dem Pöbel zu Loretto, zu zweifeln daß ihre Santa Casa durch eine Gruppe von Engeln von Nazareth nach Loretto getragen worden sey. Aber die Goldschmidte hatten ein ganz anderes Interesse Bekenner und Verfechter der Gottheit der Diana zu seyn; und sie hätten im Herzen nicht mehr daran glauben können als Cicero an sein Augurat, ohne daß sie, so lange ihre Tempelchen gekauft und gut bezahlt wurden, weniger laut zusammengeschrien hätten: groß ist die Diana der Ephesier!

Setzen wir nun aber den Fall, die Regenten der Stadt Ephesus hätten einen sehr großen und dringenden Bewegurund (den sie freylich nicht hatten) gehabt, daß ihre Diana keine Göttin mehr seyn sollte: was würden sie wohl gethan haben? — Die Unternehmung wäre allerdings großen Schwierigkeiten unterworfen gewesen: aber mit Zeit und Geduld sind schon schwerere Dinge zu Stande gekommen. Vermuthlich hätten sie vor allen Dingen den Goldschmidten eine andere einträgliche Arbeit gegeben. — Sct. Paul und seine Gehülfen auf der einen, die Philosophen, die Luciane und ihres gleichen auf der andern Seite, hätten alsdann freye Erlaubnis erhalten, über die Sache zu raisonnieren, und am Ende auch (nur mit Witz und Urbanität) zu scherzen soviel ihnen beliebt hätte; und

das

das Volk, das mit allen seinen Fehlern und Unarten doch mehr Menschenverstand hat als man ihm zutraut, würde unvermerkt so umgestimmt worden seyn, daß es ganz gelassen eine Anstalt nach der andern hätte machen sehen, um die Weissagung des ehrlichen Demetrius in Erfüllung zu bringen.

Ich hoffe, man wird es mir nicht als einen Mangel an Ehrerbietung gegen gekrönte Häupter ausdeuten, wenn ich sage, daß gewisse Meynungen, die seit den Zeiten P. Gregors VII. nach und nach von Mönchen, Jesuiten, und andern Clienten des Römischen Hofes ausgebrütet worden sind, und durch die erstaunlichen Prätensionen des besagten Hofes eine Art von Scheinbarkeit erhalten haben, — z. B. daß ein jeweiliger Pabst Gott auf Erden oder wenigstens ein Mittelwesen zwischen Gott und Mensch sey, daß er alle Gewalt im Himmel und auf Erden *) habe, daß er Unrecht zu Recht machen könne, daß er über alle Gesetze sey, daß er Könige ab- und einsetzen könne, und was dergleichen propositiones male sonantes mehr sind **) — daß,

*) Die im Himmel wollten wir Ihm gerne unbestritten lassen, wenn er nur auf seine Allgewalt über das kleine Erdkügelchen worauf wir wohnen Verzicht thun wollte; ein Opfer, das in Vergleichung mit der Gewalt im Himmel, die ihm bliebe, so unbedeutend ist, daß man sich beynahe schämen muß, davon zu reden.

**) S. das Glaubensbekenntniß des P. Giannone im October 1784. des T. Merkur.

daß, sage ich, diese und ähnliche Meynungen eben so, wie die Gottheit der Diana, von unserm Belieben sie zu glauben oder nicht zu glauben abhangen. Sanct Paul würde unfehlbar, aus dem ganz simpeln Grunde — „ein Mensch, wie wir andern, könne, so wenig als ein hölzernes Bild, ein Gott oder Halbgott seyn" — sich für das Nichtglauben entschieden haben. Wir stoßen also, wenn ich so sagen darf, gleichsam mit der Nase auf die Solution des großen Problems, das von Vielen für so schwer als die Verfertigung des Steins der Weisen gehalten wird; und ich laufe Gefahr, eines ungebührlichen Mistrauens in die Sagacität meiner Leser beschuldiget zu werden, wenn ich noch hinzusetze: der römische Bischoff würde weder mehr noch weniger als der erste unter den abendländischen Bischöffen, seinen Brüdern, seyn, sobald man für gut befände, sich über diesen Punct lediglich an erwiesene Thatsachen, alte Urkunden, gesunde Vernunft und Natur der Sache zu halten.

Und damit wäre vielleicht viel gewonnen! Denn so könnte alles Gute, was (wie wir gesehen haben) eine ziemlich natürliche Folge eines plözlichen Unterganges der Stadt Rom wäre, erzielet werden, ohne daß man es eben mit dem Umsturz der herrlichen Peterskirche, des Musei Clementini, der Villa Borghese u. s. w. so übermäßig theuer erkaufen müßte. Man dürfte sich nur entschließen, in allem gerade so zu verfahren als ob das Unglück geschehen wäre: so würde,

sehr

sehr wahrscheinlicher Weise, auch alles so erfolgen, und beynahe eben so leicht, wenn auch etwas langsamer, in seine alte und natürliche Ordnung kommen. Ein Erdbeben würde freylich schneller wirken und eine Menge Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten auf einmal applanieren; so wie ehmals die Gothen, da sie unter dem heillosen Kayser Gallienus den Tempel der Diana von Ephesus verbrannten und zerstörten, ihrer Gottheit auf einmal ein Ende machten: aber ich gestehe, daß ich diese heroischen Mittel nicht liebe; und ich möchte, der Vernunft zu Ehren, wünschen, daß eine so glückliche Veränderung vielmehr ihr Werk als die blinde Wirkung empörter Elemente seyn möchte. Im Grunde würde es auch, in mehr als Einer Rüksicht, besser seyn. Man erinnert sich vermuthlich, was für ein höchst ehrwürdiger und liebenswürdiger Mann der Pabst Pius XXVI. (oder wie er heißt) im Jahre 2440. seyn wird, — wie so ganz und gar er der Gegenfüßler eines Gregor VII. eines Johann XII. und XXII. eines Clemens V. Alexander VI. Julius II. Leo X. — kurz der grösten Zahl seiner Vorfahrerer ist, und wie vollkommen dieser vortrefliche Pontifex Maximus durch seine Aufklärung, Weisheit, Güte, Bescheidenheit und Uneigennützigkeit der hohen Würde eines ersten Priesters und allgemeinen Vaters der Christenheit Ehre macht. — Dazu könnte es nun, mittelst meines demüthigen Vorschlägs, noch vor dem Jahre 2440 kommen; und wie ersprieslich für die

Kirche

Kirche und die Welt eine solche Verwandlung wäre, bedarf wohl keines Beweises. Ihre heilsame Folgen sind so wichtig und ausgebreitet, daß ein Freund der Menschheit sich kaum erwehren kann, ungeduldig darüber zu werden, wenn die Maulwurfshügel, die der Realisierung derselben im Wege stehen, noch immer für unersteigliche Berge angesehen werden wollen.

In der That sehe ich nur Einen erheblichen Einwurf, der gegen das obige Mittel diese wünschenswürdige Revolution zu beschleunigen, gemacht werden könnte — nehmlich, „daß dadurch die mannigfaltigen „Besteurungen und Tribute wegfallen dürften, welche „die Nachfolger Hildebrands (denn Sct. Peter hatte „und begehrte weder Silber noch Gold) von dem blinden Glauben, dem blinden Gehorsam und allen übrigen Sünden der Ultramontaner bisher gezogen haben. Allein, da es bey mehrbesagtem Vorschlage nicht darauf abgesehen ist, die Fürsten der Kirche ihrer rechtmäßigen und wohlerworbenen Temporalien berauben zu wollen: so blieben dem Administrator des Kirchenstaates, bey einer besser eingerichteten Wirthschaft, auch ohne jene fremden Zuflüsse, noch immer Einkünfte genug übrig, seine erhabene Würde mit Anstand zu behaupten, und die Peterskirche, nebst den übrigen sechs Basiliken zu Rom in baulichen Ehren zu erhalten.

Falls

Falls nicht etwa die heimlichen und öffentlichen Verschwörungen, die unter allerley Nahmen, Anstalten und Vorspiegelungen gegen die gesunde Vernunft gemacht werden, uns unversehens wieder in die Barbarey und Finsterniß der Hildebrandischen Zeiten zurückwerfen sollten, — so ist zu hoffen, daß mit zunehmendem Tage die Augen, und so Gott will! auch die Hände und Füße sich immer mehr stärken werden: und so könnte denn wohl am Schlusse des 19ten Jahrhunderts manches zur Wirklichkeit gediehen seyn, was man am Schlusse des 18ten mit dem gelindesten Nahmen Träume eines radottierenden Weltbürgers nennen wird.

Ich sage von Herzen Amen hiezu! und gedenke mich nun, nach dieser kleinen kosmopolitischen Digression, für den Rest gegenwärtiger Betrachtungen an denjenigen Theil meiner Brüder zu wenden, der seine Befreyung von dem Joche, das unsre Väter drückte, ihrem muthigen Gebrauch der Rechte der Vernunft hauptsächlich zu danken hat, und nicht zu entschuldigen wäre, wenn er durch den Nichtgebrauch derselben die unschätzbaren Vortheile wieder verlöre, welche sie, sogar mit Darsetzung ihres Lebens, ihren Nachkommen nicht zu theuer erkauft zu haben glaubten.

W.

(Die Fortsetzung nächstens.)

II.

An die Weisheit.

So weil'st du denn in jenen Tempeln nicht?
So sind denn jene halb in Schutt versunkne Hallen
Nicht deine Wohnung? bist du nicht das Bild
Im schwarzen Harnisch', mit dem ehrnen Speer,
Was dort im tiefsten nächtlichsten Gewölbe
Aus bleichem Lampenschimmer um sich starrt?

So find' ich dich, — o du, von tausend Sterblichen
Umsonst gesuchte, du, von allen Götterkindern
Holdseligstes! — in frohen Thälern nur;
Hier, wo vom hellen Bach' umspült, von Linden
umschattet,
Ein gnügsam Dörfchen, eine trauliche
Gesellschaft gleichgesinnter Hütten wohnt?
So liebst du auch Gesang und Tanz? So schlägt
In deiner Brust ein Herz, das Freud und Leid
Empfinden kann, wie wir? — So bist du denn
Das ewigholde Mädchen, welches einst

Die schönste Schäferin der goldnen Zeit
Dem ewigjungen Jünglinge gebahr,
Als er den stolzen Gott gern bey den frohen Menschen
Vergaß? — —

Ich war ein Knab', und wußte nicht,
Und sorgte nicht wodurch ich glücklich würde;
Denn was ich hatte war mein kühnster Wunsch.
Ich ward ein Jüngling, und erröthete
Vor meinen Knabenspiel, warf Ball und Kranz
Schon meines Mitgespielen Kindern hin,
Und stand allein, und sah mich an, und fragte mich:
„Wornach verlangt des Menschen Herz? was ist
Des Menschen Glück? — War ich beglückt, war je
Der ganze Wunsch des Herzens mir gewährt? —
Bin ich es noch? — Ach, könnt es der wohl seyn,
Den diese Frage quält! —"

Da winkte mir
Der bleiche Priester, der in jenem todten
Zerfallnen Tempel wohnt; und leitete
In's Dunkel, vor das Bild mit Helm und Speer
mich hin,
Und sprach: die bete an, daß du erkennen lernest,

Was

Was ist und scheint: so wirst du weise seyn
Und glücklich, wie ein Gott!" —

Wie lange lag ich nicht
Auf meinen Knieen, bat, und seufzte laut
Und weinete! — Umsonst, das todte Bild
Blieb todt! Kein Herzschlag unterm ehrnen Panzer
Antwortet' meinem Herzen, und kein Blick
Der starren Augen meinem Aug'! — Ermattet
Sank ich dahin! mein Blut floß kalt, mein Herz
Ward stumm, und mit der Hofnung leztem Strahl
Erlosch auch jeder Wunsch. Ich wußte nicht,
Was ich zu wünschen hätte? fühlete
Nicht Schmerz, nicht Freude! war nicht glüklich, nicht
Unglüklich. — O, und dieses todte Seyn
Ist's, was der Weise hohe Tugend, Weisheit
Der Götter und glückselig Leben preiset!

Doch plözlich fühlt ich meine kalte Hand
Aufs neu erwärmt, mein Freund, mein * stand neben mir,
Und sah mit mitleidsvollem Blik mich an.
„Was suchst du hier, in dieser Todtengruft?
Das Erz, vor dem du betest, ist die Weisheit nicht,

Die Menschen glücklich macht: es ist das Bild
Der Allerkenntniß, die nur bey den Göttern
Des Himmels wohnt, und Götter nur beglückt.
In bittern Zorn' besucht sie oft den Traum
Des stolzen Menschen; dann mit Helm und Schild
Und blutigem Speer bewafnet, wie dies Erz.
O Freund, die Weisheit, die uns Sterblichen
Die Götter sandten, muß in keinen Tempel
Gekerkert seyn! wir dürfen ihres Raths
Und ihrer freundlichen Gesellschaft in der Welt,
Auf unsern Aeckern und bey unserm Heerd'.
Ihr Tempel ist die ofne Blumenflur,
Der liedervolle Hain ihr Heiligthum;
Sie lehrt die Menschen — Menschen seyn, nicht Götter,
Sie will geliebt, nicht angebetet seyn!" —

Er sprach's, und hob mich auf, und führte mich
Hinaus in's junge Frühlingsthal; — — und, siehe,
Da saßest Du in Blumen an der Quelle,
Und um dich her ein ganzes Völkchen Kinder.
Du scherztest mit den Kindern, lehrtest sie
Noch unversuchte Spiele, lehrtest sie
Nach deiner Laute Weissens Lieder singen,

Und tanztest mit in ihren Reihn und lachtest
Wie sie, und warst ein frohes Kind, wie sie!

Ja, ich erkenne dich! aus meinen Knabenzeiten
Kenn' ich dich noch, du ewigjunges Mädchen!
Dies Auge hat auch meinem Spiel gelächelt;
Die Hand auch mich zu bunten Zirkeltänzen
Auf Blumenfluren hingeführt; dein Herz
Auch mich, auch mich geliebt! — O, warum schämt'
Ich meines Glückes mich? — Nein, ich bin wieder Kind,
Und alle meine stolzen Jünglingswünsche
Sind ausgeträumt! — O, nimm aufs neue mich
In deiner Kinder fröhliche Reihen auf,
Und laß mich noch, wie einst, von dir geliebet seyn!

Ach, ich begehre nicht, so lang ich unter Menschen
Noch walle, mehr zu seyn als Mensch; begehre,
So lang ich unter Täuschungen und Wahn
Noch irren muß, nicht eines Gottes Auge,
Vor dem die schönste Morgenröthe — Dunst,
Des Regenbogens sanfte Farbenspiele
Nur Wassertropfen sind! Mein Herz verlangt
Nach Täuschungen! ich will im Irrthum glüklich seyn,

Wenn mich die Wahrheit nicht beglücken kann!
Ich will der Rose Duft nicht sehn, ich will ihn
athmen!

O, nimm mich auf in deine jungen Reihen,
Du ewigholdes Mädchen, nimm mich auf,
Und unterrichte mich im Liede deiner Laute
Und singe frohe Lehren mir ins Herz!

O lehre mich, daß kummerlose Freude,
Mehr als Gebet und reicher Opfer Dampf
Der guten Götter weise Schickung ehre!
Daß es nicht Weisheit und nicht Tugend sey,
Den vollen Becher süßer Erdenwonne
Nicht trinken, weil er im Genuß sich leert,
Und weil die Götter mit unsterblichem
Getränk' nur sich die goldne Schaale füllen.

O, lehre mich, daß nicht im leicht verwelckten
Kranze,
Der unsre Stirne schmückt, — nein, daß die Fröh-
lichkeit
Allein im Herzen des Bekränzten wohnt,
Und daß dem frohen Auge, wo es hinblickt,

Auch eine frohe Welt entgegen lacht!
Und, o, dann gieb mir stille Gnügsamkeit
Und Mäßigung im Genuss': damit ich nicht
Den ganzen Frühling meines Blumenbeetes
In Einen Kranz, und meinen besten Wein,
Der nur dem seltnen Festtag' heilig ist,
Nicht an ein jedes Abendmahl verschwende!
Damit ich selbst dem Sturm des finstern Herbstes
danke,
Daß er nicht ewig Lenz, und Sommer grünen läßt.

Mnioch.

*) Fragment eines Briefes an * * * bey Uebersendung dieses Gedichts, als eine sehr nöthige Anmerkung zu demselben.

Dieses Gedicht enthält eine kleine Geschichte meiner selbst. — Sie werden mir den Gefallen thun, und das was darin von einer gewissen schädlichen Weisheit gesagt wird, nicht etwa, — wie es mir schon gegangen ist — auf die wahre speculative Philosophie deuten, welche der Mensch in der That, als seine erste oder vollkommenste Wissenschaft zu verehren hat. — Nur die Schwärmerey einer von der Theologie angesteckten Metaphysik, (die aber die Theologie dafür auch wieder ansteckte) einer über alle Erfahrung, und über die unsrer

unsrer Vernunft von der Natur vorgeschriebene Grenze hinaustaumelnden Speculation, die für Wahrheit und Zufriedenheit, für Kopf und Herz — dem, der beydes hat — gleich schädlich ist, und von der es mit recht heißt, sie bringe

„Nur Zweifel in den Kopf, und Messer in die Brust; „

diese Afterweisheit, die eben deswegen gar nichts weiß weil sie alles wissen will; die aber dennoch (troß alles dessen, was Kant schon gethan hat!) auch in unsern Tagen ihre alten Tempel behält, in die leider auch ich einst, als in das Heiligthum der wahren Philosophie, hinein verleitet wurde — diese nur ist es, vor der meine Jamben mancherley böses erzählen, und der ich jene gute, bescheidene menschliche Weisheit entgegensetze, welche die Dinge um sich her nur nach dem Bezuge nimmt, oder, wenn es noth thut, zu erforschen sucht, den sie auf uns Menschen, auf unser Vergnügen und Misvergnügen, auf unsre Glückseligkeit haben, (ohne sich nehmlich die Zeit des Genusses mit jener vergeblichen Untersuchung zu verderben: was für Bezug eben diese Dinge auf die höheren Wesen, oder auf die Bewohner andrer vielleicht uns künftiger Welten haben könnten?) — und welche daher mit leichtem zufriedenen, fröhlichen Herzen die ganze Erde genießt, wenig hoffet, und wenig fürchtet.

Daß ich die Attribute, die der Minerva nur als der Göttin des Krieges zukommen, ihr auch, als der Göttin der Weisheit beygelegt habe, ist, wenn es ein Fehler bleibt, wenigstens kein unwissentliches Versehen. Ich fand, daß wenn ich in dieser Göttin die Allerkenntniß personificirte, sie, in Bezug

zug auf den Menschen, der sich ewig umsonst bemühen wird, ihr wahres Angesicht, sie selbst wie sie ist, zu sehen, würklich eine schreckliche Gottheit sey, und daß sie mit Speer und Aegis wider den allzukühnen Menschengeist eben so, wie einst gegen die Himmelstürmenden Titanen, kämpfe. Ich hielt es daher nicht für unrecht, wenn ich ihr das, was sie wohl nur als Kriegsgöttin erhielt, mit ähnlicher Bedeutung auch als Göttin der höchsten Weisheit liesse. Hieraus erklären Sie sich besonders die Stelle:

In bitterm Zorn' besucht sie oft den Traum
Des stolzen Menschen; dann mit Helm und Schild,
Und blutigem Speer bewafnet, wie dies Erz.

Dieser Traum nun, dieses Bild, das man fälschlich für das wahre Abbild der Göttin ansieht, (denn bey den Göttern selbst erscheint sie anders, da nur erscheint sie in ihrer wahren und gewiß für die Götter schönen Gestalt) wird in todten, finstern, schon halb zerstörten Tempeln angebetet. — Sollten Sie hierunter nicht leicht jene finstre, mystische, ausschließlich nur dem Eingeweyhten verständliche, und wenn auch das, was gelehrt wird, feste und nützliche Wahrheit wäre, — dennoch für die Anwendung aufs Leben höchstunbrauchbare Behandlungs- und Lehr-Art jener Philosophie, und an die alten Systeme, in welchen man noch immer wohnet und hauset, so sehr sie auch schon in Trümmern zerfallen sind — — sollten Sie unter jenem Bilde nicht leicht alles dieses verstehen können? Freylich ist mein Gedicht eine sehr zusammengesetzte Allegorie, welche nicht nur in Gemälde und Gegengemälde, sondern in jedem von diesen wieder in zwey kleinere Bilder (das Bild vom Behandelten und das von

der Behandlung) zerfällt; und eine kleine Unverständlichkeit möchte ihm also schon von Natur eigen seyn.

Die Allegorie, als Allegorie; (d. h. in so fern ich ihre Personen oder Wesen nicht etwa an und für sich, als wirklich anschauliche Dinge, oder empfindende Wesen, sondern als Zeichen von Abstractionen oder Verhältnißen betrachte, und ihnen nur in dieser Rücksicht alle ihre Prädikate zugestehe) wenn sie dazu noch sehr ausführlich und zusammengesetzt ist, möchte vielleicht nicht die glücklichste Erfindung seyn.

Die allegorischen Wesen sollen die Lebhaftigkeit erhöhen, und also selbst lebhaft seyn: aber sie verlangen als Zeichen von etwas anderm auch einen solchen Grad von Deutlichkeit, vermöge dessen ich sie leicht durchschauen kann. Dies ist nehmlich eine ganz andre Deutlichkeit, als die, welche jedes schöne Kunstwerk und jeder lebhafte Gegenstand, wenn er angenehm bleiben will, nothwendig haben muß, und welche in dem bekannten Prinzip des Schönen, Mannigfaltigkeit in Einheit, das auch Deutlichkeit in Einheit heissen könnte, schon mit eingeschlossen ist. Die letzte will den Gegenstand kennen lernen, in sofern er nichts weiter als sich selbst bedeutet; die erste, in sofern er von etwas anderm ein Zeichen ist, und also mehr das, was er anzeigen soll, als ihn selbst. Fehlt nun dem allegorischen Wesen diese Deutlichkeit (wenn auch zum Vortheile der Lebhaftigkeit und Schönheit) so nimmt es der Anschauer entweder gar nicht mehr als ein Zeichen, sondern nur als ein Bild das sich selbst vorstellt, und so hört es auf Allegorie zu seyn: oder er nimmt es noch als Zeichen, zerstört aber durch

langse

langes Zergliedern und Vergleichen die ganze Mühe des Dichters und die ganze ästhetische Würkung.

Ueberhaupt scheint die Allegorie mehr für die kalte Betrachtung als für Gefühl gemacht zu seyn. — —

Nehmen sie dieses alles wenigstens für die Entschuldigung aller Dunkelheiten, die Ihnen etwa in meinen Jamben aufstoßen sollten.

III.

Probe einer Uebersetzung von Spensers Feenkönigin.

Aus dem IXten Gesang des ersten Buchs.

So wanderten sie: und siehe, nun sahen sie einen bewafneten Ritter schnell gegen sie heranspornen, der vor einem verfolgenden Feinde oder irgend einer gräßlichen Schreckgestalt zu fliehen schien: immer war im Fliehn sein Auge rückwärts gedreht, als wenn seine Furcht ihm hinter der Ferse nacheilte. Das Pferd unter ihm flog mit verhängtem Zügel, und wogete mit beschwingten Füßen auf dem Winde hin, als wäre es ein Abkömmling von dem göttlichen Pegasus-Geschlechte.

Er kam näher, und sie sahen sein Haupt unbewafnet, und sein Haar stand ungelockt, ungekämmt, steif empor, verwüstet von dem entstellenden Schreck: kein Tropfen Blut im ganzen Gesicht, kein Leben in einem Glied: zu größerm Schrecken trug er (erniedrigende Schande für den schönen Orden der Ritterschaft!) einen hanfenen Strick um den Nacken, der die glänzenden Waffen übel schmückte: aber er dachte jezt nicht an den Strick, nicht an Waffen.

Der Ritter vom rothen Kreuz ritt schnell auf ihn zu, um zu erfahren, von welchem Volke, von welchem Geschlecht ein so entehrter Ritter seyn könnte; er fand ihn ganz sinnlos und verplüfft, daß er sich vor sich selbst zu entsetzen schien. Kaum vermochte er ihn von der Flucht zurückzuhalten, und ihm diese Worte zu sagen: Herr Ritter, sagt, wer hat euch so entstellt? Vor wem fliehet ihr? Denn nie sahe ich einen Ritter in so entehrender Gestalt.

Kein Wort — seine Bestürzung mehrte sich nur mit neuer Furcht: mit steinernen Augen stand er staunend da, eine herzlose hohle Todesgestalt, und starrte ins Weite hin, wie einer, der die Furien der Hölle mit losgebundenen Ketten erblickt. Einmal und noch einmal redete ihn der freundliche Ritter an: umsonst, er antwortete ihm nichts: jedes Glied an ihm bebte zitternd auf, doch schien endlich die stammelnde Zunge diese Worte hervorzustoßen: Um Gottes theurer Liebe

willen,

willen, Herr Ritter, haltet euch nicht auf! denn seht, er kommt, er kommt dicht hinter mir. So sprach er, und blickte seitwärts und rückwärts, — und wäre gern entkommen. Der Ritter zwang ihn zu stehen, und die geheime Ursache seines Schreckens zu erzählen; aber alle seine herzlichen Reden konnten sein furchterstarrtes Herz nicht zum fernsten Zutrauen erwärmen: sie mehrten nur die Scheu. Doch endlich brach er schrecklich also aus dem tiefen Stillschweigen hervor.

„Und bin ich nun sicher vor ihm, der mich zu sterben zwingen wollte, und ist der Dolch des Todes von mir gekehrt, daß ich euch die unglückliche Geschichte erzählen mag?" — Fürchte nichts, erwiederte ihm der Ritter vom rothen Kreuz, denn hier ist keine Gefahr. „So will ich ihn euch erzählen, den jammervollen Unfall, den ich mit diesen unseligen Augen sahe, und, hätte eine größere Gnade mich nicht bewahrt, ich verweßte auch schon an dem höllischen Orte.

Jüngst geschah's (o wär es nie geschehn!) daß ich mit einem schönen Ritter Gesellschaft machte, Terwin ist sein Name, geschickt in jeder Art von Künsten, und kühn und edel, aber nicht so glücklich als er's verdiente: er liebte, so wollte es sein Unstern, ein liebenswürdiges Mädchen: sie aber liebte ihn nicht wieder. Denn sie war stolz, und nährte so hohe Hofnungen, daß sie ihren ritterlichen Liebhaber schmachten und jammern ließ.

Als

Als wir traurig und trostlos von ihr zurücke kehrten, begegnete uns unterwegs der Bösewicht (bewahr uns Gott vor ihm!) der verruchte Bösewicht, dem ich so eben entflohen bin, der Mann der Hölle, der sich selbst Verzweiflung nennt. Erst grüßt er uns, und nach mancher schönen Erzählung von ausländischen Neuigkeiten und seltenen Abentheuern, (so wuste er sich, einer Schlange gleich, die unter dem Grase lauscht, einzuschleichen) nahm er Kundschaft von unserer Lage und unsern ritterlichen Thaten.

Als er alles wuste, und unsere schwachen Herzen vor Gram und tiefnagendem Kummer durchbittert sahe, — Herzen durchbohrt von der Liebe tödlichen Pfeilen — da suchte er durch verwundende Reden, voll erniedrigender Vorwürfe, uns aller Hofnung künftiger Rettung zu rauben, die noch bisher uns einzig in dem zögernden Leben zurückhielt. So hofnungslos, herzlos — überredete uns dann der listige Verräther, (um allem Kampf ein Ende zu machen) — zu sterben: mir reichte er diesen Strick, dem andern ein rostiges Messer.

Mit diesem traurigen Werkzeug eines jähen Todes rizte sich der jammervolle Liebhaber, lange schon überdrüßig des Erde-Lebens, eine weite Wunde, und hauchte durch sie den lebendigem Athem aus. Aber ich, ein furchtsamer oder vielmehr glücklicherer Unglücklicher, betäubt von dem gräßlichen, entsetzlichen Anblick, floh davon — halb todt vor entseelender Furcht:

und

und noch bin ich meines Lebens nicht sicher bey euch Herr Ritter, dessen gleiche Schwachheit vielleicht gleichem Schicksal ausgesezt ist: aber Gott lasse euch nie seine zauberische Rede hören!

Wie mag ein Mensch, erwiederte er, durch leere Reden sich gewinnen lassen, das Schloß seiner Gesundheit zu zerstören? Ich weiß es, fuhr der Unglükliche fort, (die Erfahrung lehrte mich's) die Worte seiner listigen Zunge schmelzen wie träufelnder Honig ins Herz, und durchdringen jede Ader. Ehe ihr's gewehrt, ist euch durch heimlichen Diebstahl alle Kraft geraubt, und nichts als Schwäche bleibt zurück. O wünschet niemals, Ritter, mit seinen trugvollen Reden versucht zu werden.

Warlich, sagte der Ritter vom rothen Kreuz, ich will nicht rasten, bis ich die verrätherische Kunst gehört und erprüft habe, und euch Herr Ritter, bitte ich, führt mich hin zu seiner Höhle. Ich, der ich Trevisan heiße, antwortete der Ritter, will, so ungern ich's thue, weil ihr es wünschet, zurückreiten: aber nicht für Geld, nicht für allen Reichthum der Welt, blieb' ich bey euch, wenn ihr nun an der höllischen Stelle seyd: lieber mög ich sterben, als diese Schreckengestalt wieder sehen!

Lange wanderten sie: dann kamen sie endlich an den Ort wo der Höllische seine Wohnung hat, — eine hohe weitgewölbte Höhle, tief unter einer schie-

sen

sen Fels=Klippe, schwarz, traurig, grauenvoll wie ein lebenfräßiges Grab, das mit immer offnem Schlunde nach Leichnamen gähnt: oben auf der Spitze wohnt die scheusliche Eule und schreit ihren Grabesruf, der auf immer jedes melodische Vogelgeschlecht von diesem Lauerwinkel wegscheucht; ringsumher klagen und heulen wandernde Geister.

In umfaßender Weite hängen auf den zerißenen steinigten Abhängen alte Stümpfe und Baumstämme, auf welchen nie weder Frucht noch Blatt gesehen ward: mancher Unselige hing sich dran auf, dessen Gerippe auf dem Grase verstreut liegt, oder von dem Winde verweht um die Klippen herum flattert. Hier kamen sie an, und der unglückliche Ritter wollte vor Furcht und Bestürzung davon fliehen, und wagte sich nicht näher heran: aber der andere zwang ihn zu stehen, und stärkte ihm den Muth.

Nun traten sie in die finstre Höle hinein. Da fanden sie den Verfluchten auf dem Boden sitzen, mit niederhangendem Gesicht vor sich hinstarrend, in trübe traurige Gedanken vertieft: seine gräßlichen, langgewachsnen, ungebundenen Locken flogen ihm unordentlich um die Schultern und ums Gesicht herum: durch sie hin blickten die hohlen todesstarren Augen staunende Blicke. Die rauhknochigten Wangen waren durch langen Mangel und Quaal in die Kinnladen hineingeschrumpft, als hätte er nie gegessen.

Sein

Sein Kleid war nichts als ein zerrissener Lumpen mit Dornen zusammen gesteckt und an einander geflickt: Diesen hatte er um die nackten Seiten herumgeschlagen: dicht an ihm lag auf dem Grase, ein gräslicher Leichnam, der eben das Leben aushauchte; er wälzte sich noch im warmen Blute, das noch frisch aus der Wunde quoll, in welcher ein rostiges Messer tief eingeheftet steckte, das der strömenden Fluth einen weitern Durchgang öffnete.

Der entsetzliche Anblick bestätigte zusehr die jammervolle Erzählung Trevisans: Es sahe ihn der Ritter vom rothen Creuz, und entbrannte mit feurigem Eifer zu kühnem Rächersinn: er wollte ihn rächen, noch ehe sein Blut erkaltete; Verräther sprach er zu dem Bösewicht, Thäter dieser grausen That, welche Gerechtigkeit kann anders, als dich verdammen, mit deinem eigenen Blute dies Blut zu versöhnen, das hier vor unsern Augen fließt?

„Welcher rasende Wahnsinn, erwiederte ihm der „Höllische, hat dich thörichten Mann der Sinne beraubt, „daß du hier so rasch entscheidend Urtheil sprichst? Wel- „che Gerechtigkeit sprach je anders Gericht, als daß der „sterben sollte, der nicht verdient zu leben? Keiner trieb „diesen verzweifelnden Erdensohn zum Tode, Keiner, „als seine eigene, todeswürdige Seele Ists denn un- „gerecht, einem ieden sein Gebühr zu geben? Laß ihn „sterben, der des Lebens überdrüssig ist. Laß ihn mit

„Freuden sterben, der mit Jammer lebt. Wer einen
„langen zögernden Weg wandern muß, um nach seiner
„gewünschten Heimath zu kommen, und unterwegs auf
„einen Fluß trifft, der ihn diesseits zurück hemmt; ists
„nicht Wohlthat ihm hinüber zu helfen, oder seine Füße
„zu befreyen, die tief im Sumpfe stecken? Neidi-
„scher Mensch, der sich bey dem Glück des Nachbarn
„härmt, warum willst du den nicht hinüberlassen, der
„lange schon am Ufer gestanden? Du selbst willst ja
„doch nicht hinüber.

„Er hier — genießet nun der ewigen Ruhe und der
„seligen Zufriedenheit, die du entbehrst, und doch nach
„ihr so seufzest, und täglich weiter von ihr abirrst.
„Wie wenn der Uebergang nur einen kleinen Schmerz
„hat, der das gebrechliche Fleisch die bittre Woge fürch-
„ten macht? Bezahlt sich nicht die Mühe gut, die lan-
„ge Ruhe bringt, und die Seele in das stille Grab zum
„sanften Schlummer legt? Schlaf nach der Arbeit, Ha-
„fen nach der stürmischen See, Friede nach dem Kriege,
„Tod nach Leben — wen reitzt es nicht?

Der Ritter wunderte sich hoch des erfinderischen Wi-
„tzes, und sagte: das Leben hat seine bestimmte Gren-
„ze, ein Mensch mag es verlängern, ein andrer verkür-
„zen. Der Soldat kann nicht den Posten verlassen,
„nicht von der Wache gehen, biß sein Gebieter es ihn
„heißt. Er, der mit unwiderruflichem Schlusse das Leben
„begränzte, (erwiederte der Verführer) weiß am besten

„wo

„wo es enden soll: und wer der Schildwache ihren
„Posten anwieß, heißt sie auch bey dem Hahnenschrey
„des Morgens abtreten.

„Thut er nicht, was immer geschieht, im Himmel
„und auf Erden? schuf er nicht alles, um wieder zu
„sterben? Alles endet was anfing. Seine Zeit ist im
„ewigen Buch des Schicksals unwiederruflich angeschrie-
„ben, und hat ihren bestimmten Punkt. Wer mag
„denn streiten mit der starken Nothwendigkeit, die die
„Welt in ihren ewigen Wechsel unwandelbar erhält?
„Aber wer mag dem Tode entgehen, den uns das
„Schicksal beschlossen? Wenn die Stunde des Todes
„da ist, so laßt uns nicht fragen, wie, oder woher?

„Je länger das Leben, je größer die Sünde; je
„größer die Sünde, je größer die Strafe. Alle diese
„großen Kämpfe, in denen du durch Schweiß und Ra-
„che und Blutvergießen Sieger zu werden stolz hoffest,
„laß sie jetzt noch so gerühmt seyn, einst wird dich ih-
„rer ernstlich gereuen: denn Leben muß mit Leben, und
„Blut mit Blute gebüßt werden. Ists nicht Uebel gnug
„für dich, ein verschwendetes Leben? Wer einmal
„den rechten Weg verfehlt, verirrt nur soviel mehr
„je weiter er geht.

„Gehe dann nicht weiter, verirre dich nicht weiter!
„Hier lege dich nieder, hier begieb dich zur Ruhe, und
„komme den Uebeln zuvor, die dein Leben noch verbit-

 „tern

„tern könnten. Denn was hat das Leben, das es lie-
„ben machte, und nicht vielmehr Ursache gäbe, es zu
„verlassen? Furcht, Krankheit, Alter, Verlust, Ar-
„beit, Kummer, Kampf, Qual, Hunger, Kälte:
„und in ewigen Wechsel tobt das wankende Glück.
„Alles dies und tausend Dinge mehr, machen sie nicht
„das Leben lästig?

„Geplagter Mensch, du hast des Todes wohl von
„Nöthen? Warum wünschest du denn, o Mann der
„Sünde, das Leben bis zu seinem letzten Grade aus-
„zudulden? Ist nicht das Maas deines Sündenlohns
„gnug angehäuft mit hoher Ungerechtigkeit, dich zu la-
„sten auf den Tag des Gerichts? Ists nicht genug,
„daß du dieser himmlischen Dame *) meineidig, treulos
„geworden, und dich der verworfenen Duessa verkauft,
„und dich mit ihr in jeder Schandthat gewälzt hast.
„Ist er nicht gerecht, der alles dies vom hohen Him-
„mel herab ansieht, und ein unpartheisches Auge hat?
„Ists nicht sein Gesetz: es sterbe der Sünder! Ster-
„ben soll alles Fleisch. Was ist denn noch zu thun?
„Ists nicht besser freywillig zu sterben, als zu zögern,
„bis das Glas ganz ausgelaufen ist? Tod ist das Ende
„des Jammers; stirb früh o Sohn!"

Tief gerührt ward durch diese Rede der Ritter, wie
ein Schwerd durchbohrte sie sein Herz, und machte eine
tiefe

*) Der Ritter war der schönen **Una**, (der Wahrheit) untreu gewor-
den, und hatte sich der **Duessa**, (oder Falschheit) ergeben.

tiefe Wunde in seiner Seele! Nur gar zu wahr, wuste er, sey es was er da gehört hatte, und in gleichem Augenblick traten ihm in abscheulichen Gestalten alle seine gräulichen Missethaten in das aufgefrischte Gedächtniß: vor ihnen schwand jeder männliche Keim von Kraft aus der Seele hin, als wäre er mit magischen Sprüchen bezaubert: bald bebte er auf, bald sank er in Ohnmacht hin.

Als ihn in diesem Zustande des schauernden Schrekkens der Nichtswürdige schwach und gebrechlich wanken sahe, und zitternde Schauer sein Gewissen erschütterten, und Höllenangst auf die Seele losstürmten: da zeigte er ihm, um ihn zur Verzweiflung zu bringen und zu Tode zu ängstigen, auf einer Tafel gemahlt, die verdammten Geister, die in ewigen Qualen jammern, und tausend höllische Feinde, die ihnen mit Feuer und Schwefel endlose Pein anthun, Pein, die nimmer aufhören soll.

Dieser Anblick erschütterte ihn so ganz, daß er nichts als Tod vor Augen sahe, und ewig brennenden Zorn, durch die gerechte Sentenz der Gesetze des Allmächtigen ihm zugesprochen. Aber nun begann der Bösewicht ihn ganz zu übertäuben, und brachte ihm Schwerter, Stricke, Gift und Feuer, und was nur Tod bereiten kann, und hieß ihn wählen, welchen Tod er wollte. Denn Tod gebühre ihm, der Gottes Zorn gereizt.

Und als er ihn nichts davon wählen sahe, da gab er ihm einen scharfen und spitzigen Dolch in die Hand: die Hand bebte, und zitterte, wie ein Espenlaub, und über das blaße Gesicht sahe man das empörte Blut kommen und gehen mit Nachrichten von dem Herzen, wie ein laufender Bote. Zuletzt erhob er, entschlossen den letzten Streich zu thun, die Hand: sie aber sanck ihm zurück.

Und sah es: und durch jede Ader rann, wie in einer Ohnmacht, ein schauerndes Kühl bis zum Quell des Lebens; aber bald erhohlte sie sich, und riß das hölli- sche Werckzeug ihm aus der Hand, warf es wuthvoll auf den Boden, und sagte „Pfuy! Pfuy! schwachherziger „Ritter! wozu dieser strafbare Kampf? Ist dies der „Streit, den du einst zu streiten dich rühmtest mit „dem feuer-strömenden, schrecklichen Drachen?"

„Weg von hier, weg, gebrechlicher, fleischlicher „Erdensohn! laß nicht leere Worte dein männliches „Herz bezaubern, noch teuflische Gedanken deinen stand- „haften Geist entehren. Hast du nicht Theil an der „Gnade des Himmels? Warum sollst du denn ver- „zweifeln, der du erwählt bist? Wo Gerechtigkeit „blüht, blüht noch größere Gnade, die den Brand des „höllischen Schwefels auslöscht, und die Handschrift „der Verdammung tilgt. Erhebe dich, o Ritter, er- „hebe dich, und laß den verwünschten Ort!"

Er

Er gehorchte, und stand auf. Als es der Bösewicht merckte, und den Gast so unbefangen seinen listigen Schlingen entgehen sahe: da nahm er von seinen Mordgeräthen ein Halfter, und hing sich daran auf, ohne Gebet, ohne Segen. Aber er vermochte sich damit nicht zu tödten: denn Tausendmal hatte er's schon versucht, aber nie gewährte es ihm den Tod, bis er einst auf einmal, das ewig sterben wird.

Br**g. D. J.

* * *

*) Ich glaube nicht irgend einem Leser in seinem Urtheil über diese Probe vorzugreiffen, wenn ich sage, daß Spensers *Fairy-Queen*, in solche steiffe Prosa übersezt, weder des Autors noch Verlegers Glück machen würde. Aber auch in schönen gereimten Stanzen könnte ein so weitläufiges Gothisches Feenwerk, (ein allegorisches Gedicht, das in 6 Büchern, jedes von 12 Gesängen, noch nicht zu Ende ist) in unsern Zeiten schwerlich anders als in einer sehr freyen Uebersetzung — oder vielmehr in einer gänzlichen Umarbeitung nach einem neuen und sinnreichen Plan, worin die Allegorie nicht so nackend dargestellt wäre, und die Fabel, die ihr zum Schleyer dienen soll, mehr Consistenz, Interesse und Täuschung hätte — auf den Beyfall der lesenden Welt Rechnung machen.

W.

IV.

Die Götter Griechenlandes.

Da ihr noch die schöne Welt regiertet,
an der Freude leichtem Gängelband
glücklichere Menschenalter führtet,
schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach! da euer Wonnedienst noch glänzte,
wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Da der Dichtkunst mahlerische Hülle
sich noch lieblich um die Wahrheit wand! —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
und, was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
gab man höhern Adel der Natur.
Alles wies den eingeweyhten Blicken
alles eines Gottes Spur.

Wo jezt nur, wie unsre Weisen sagen,
seelenlos ein Feuerball sich dreht,
lenkte damals seinen goldnen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
eine Dryas starb mit jenem Baum,
aus den Urnen lieblicher Najaden
sprang der Ströme Silberschaum.

Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe (1)
Tantals Tochter (2) schweigt in diesem Stein,
Syrinx Klage tönt' aus jenem Schilfe,
Philomelens Schmerz in diesem Hayn.
Jener Bach empfieng Demeters Zähre,
die sie um Persephonen geweint,
und von diesem Hügel rief Cythere
ach vergebens! ihrem schönen Freund.

Zu Deukalions Geschlechte stiegen
damals noch die Himmlischen herab,
Pyrrha's schöne Töchter zu besiegen,
nahm Hyperion den Hirtenstab.

(1) Daphne vom Apollo verfolgt. (2) Niobe.

Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
knüpfte Amor einen schönen Bund.
Sterbliche mit Göttern und Heroen
huldigten in Amathunt.

Betend an der Grazien Altären
kniete da die holde Priesterinn,
sandte stille Wünsche an Cytheren
und Gelübde an die Charitinn.
Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
lehrte sie den göttergleichen Rang,
und des Reizes heilgen Gürtel hüten,
der den Donn'rer selbst bezwang.

Himmlisch und unsterblich war das Feuer,
das in Pindars stolzen Hymnen floß,
niederströmte in Arions Leier,
in den Stein des Phidias sich goß.
Beßre Wesen, edlere Gestalten
kündigten die hohe Abkunft an.
Götter, die vom Himmel niederwallten,
sahen hier ihn wieder aufgethan.

Werther

Werther war von eines Gottes Güte
theurer jede Gabe der Natur.
Unter Iris schönem Bogen blühte
reizender die perlenvolle Flur.
Prangender erschien die Morgenröthe
in Himerens rosigtem Gewand,
schmelzender erklang die Flöte
in des Hirtengottes Hand.

Liebenswerther mahlte sich die Jugend,
blühender in Ganymeda's (*) Bild,
heldenkühner göttlicher die Tugend
mit Tritoniens Medusenschild.
Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
heiliger der Herzen ew'ges Band.
Selbst des Lebens zarter Faden schlüpfte
weicher durch der Parzen Hand.

Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger,
und der Panther prächtiges Gespann
meldeten den großen Freudebringer.
Faun und Satyr taumeln ihm voran,

um

(*) Hebe. Ihr älterer Nahme war Ganymeda sagt Pausanias Corinth. c. 13.

um ihn springen rasende Mänaden,
ihre Tänze loben seinen Wein,
und die Wangen des Bewirthers laden
lustig zu dem Becher ein.

Höher war der Gabe Werth gestiegen,
die der Geber freundlich mit genoß,
näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
das im Busen des Geschöpfes floß.
Nennt der Meinige sich dem Verstande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühsam späh' ich im Ideenlande,
fruchtlos in der Sinnenwelt.

Eure Tempel lachten gleich Pallästen,
euch verherrlichte das Heldenspiel
an des Isthmus kronenreichen Festen,
und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlungne seelenvolle Tänze
kreisten um den prangenden Altar,
eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Seiner Güter schenkte man das Beste,
seiner Lämmer liebstes gab der Hirt,
und der Freudetaumel seiner Gäste
lohnte dem erhabnen Wirth.
Wohin tret ich? Diese traurge Stille
kündigt sie mir meinen Schöpfer an?
Finster, wie er selbst, ist seine Hülle,
mein Entsagen — was ihn feiern kann.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
nahm das lezte Leben von der Lippe,
still und traurig senkt' ein Genius
seine Fackel. Schöne lichte Bilder
scherzten auch um die Nothwendigkeit,
und das ernste Schicksal blickte milder
durch den Schleyer sanfter Menschlichkeit.

Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
richtete kein heiliger Barbar,
dessen Auge Thränen nie benetzen,
zarte Wesen, die ein Weib gebahr.

Selbst

Selbst des Orkus strenge Richterwaage
hielt der Enkel einer Sterblichen,
und des Thrakers seelenvolle Klage
rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
in Elysiens Haynen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten
und der Wagenlenker seine Bahn;
Orpheus Spiel tönt die gewohnten Lieder,
in Alcestens Arme sinkt Admet,
seinen Freund erkennt Orestes wieder,
seine Waffen Philoktet.

Aber ohne Wiederkehr verloren
bleibt, was ich auf dieser Welt verließ,
jede Wonne hab ich abgeschworen,
alle Bande die ich selig prieß.
Fremde, nie verstandene Entzücken
schaudern mich aus jenen Welten an,
und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
tausch' ich neue, die ich missen kann.

Höh're Preise stärkten da den Ringer
auf der Tugend arbeitvoller Bahn:
Großer Thaten herrliche Vollbringer
klimmten zu den Seligen hinan;
Vor dem Wiederforderer der Todten *)
neigte sich der Götter stille Schaar.
Durch die Fluthen leuchtet dem Piloten
vom Olymp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo bist du? — Kehre wieder,
holdes Blüthenalter der Natur!
Ach! nur in dem Feenland der Lieder
lebt noch deine goldne Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
keine Gottheit zeigt sich meinem Blik,
Ach! von jenem lebenwarmen Bilde
blieb nur das Gerippe mir zurück.

Alle jene Blüthen sind gefallen
von des Nordes winterlichem Wehn.
Einen zu bereichern, unter allen,
mußte diese Götterwelt vergehn.

Trau-

*) Hercules.

Traurig such ich an dem Sternenbogen,
dich, Selene, find ich dort nicht mehr;
Durch die Wälder ruf ich, durch die Wogen,
ach! sie wiederhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
nie entzückt von ihrer Treflichkeit,
nie gewahr des Armes, der sie lenket,
reicher nie durch meine Dankbarkeit,
fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere
die entgötterte Natur!

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
und an ewig gleicher Spindel winden
sich von selbst die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande
heim die Götter, unnütz einer Welt
die, entwachsen ihrem Gängelbande,
sich durch eignes Schweben hält.

Freund:

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
keiner Göttinn, keiner Ird'schen Sohn,
Herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen
auf Saturnus umgestürztem Thron.
Selig, eh sich Wesen um ihn freuten,
selig im entvölkerten Gefild,
sieht er in dem langen Strom der Zeiten
ewig nur — sein eignes Bild.

Bürger des Olymps konnt' ich erreichen,
jenem Gotte, den sein Marmor preißt,
konnte einst der hohe Bildner gleichen;
Was ist neben Dir der höchste Geist
derer, welche Sterbliche gebohren?
Nur der Würmer Erster, Edelster.
Da die Götter menschlicher noch waren,
waren Menschen göttlicher.

Dessen Stralen mich darnieder schlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes! dir
nach zu ringen, gib mir Flügel, Waagen
dich zu wägen — oder nimm von mir

nimm die ernste strenge Göttin wieder,
die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre sanft're Schwester sende nieder,
spare jene für die andre Welt.

Schiller.

V.

Ob die Testamente juris naturalis sind?

1) Man hat darüber gestritten, ob das Recht zu testiren, d. h. dergestalt über sein durch Naturgesetzmäßige Mittel erworbenes Vermögen zu disponiren, daß man durch eine Verordnung den nach unserm Tode eintretenden Eigenthümer desselben bestimmt, und also alle andere Personen von dem Gebrauche oder Genusse dieser Güter ausschließt — ob, sage ich, dieses Recht, unabhängig von willkührlichen Verträgen und positiven Gesetzen, ein Recht der Natur sey, und aus dem Begriffe des — einmal erlangten — Eigenthums (dominii) fliesse?

Einige Doktoren haben die Frage bejaht, andere, sie verneint. Die bejahenden sagen unter andern:

Das Eigenthumsrecht involvirt die Befugniß, über meine Sachen nach Willkühr zu dispomieren. Ich kann

kann sie veräußern, auf welche Art ich will — verschenken, verkaufen, vertauschen. Dadurch höre ich auf, ihr Eigenthümer zu seyn, und übertrage mein Recht an diesen Sachen auf einen andern. Sollte ein Sterbender, indem er aufhört Eigenthümer zu seyn, sein Eigenthumsrecht nicht nach Willkühr auf einen andern transferieren können? — Er disponiert ja noch bey seinen Lebzeiten über sein Eigenthum; also zu einer Zeit, da er noch das natürliche und sittliche Vermögen, zu disponieren, zu veräussern, u. s. f. hat. —

Diesem scheinbaren Argumente stehen erhebliche Gründe entgegen. Ich stelle mir vor, man könne jenen Philosophen replizieren:

Es ist wahr, der Testirer disponiert über sein Vermögen nicht nach seinem Tode, d. h. nicht zu einer Zeit, da er das physische Vermögen, und also auch das sittliche Vermögen oder die Befugniß zu disponiren, nicht mehr hat. Allein er verordnet in Ansehung seines Vermögens — welches er nur während der Dauer seines menschlichen Lebens zu besitzen und nach Gefallen zu behandeln fähig und befugt ist — etwas, welches ausser der Grenze seines auf die Lebenszeit nothwendig eingeschränkten Rechtes, fällt.

Durch den Tod höre ich auf, Eigenthümer meiner Sachen zu seyn. Ich war bisher ihr alleiniger Eigenthümer. Im Moment meines Todes werden sie also herrenlos (res nullius). Sollten sie nun nicht das

Eigenthum dessen werden, der sich ihrer zuerst bemächtigt *)?

Mein Recht, mit meinen Gütern nach Willkühr zu schalten, und über sie etwas zu verfügen, hat mit meinem Leben, d. h. mit meinem physischen Vermögen, Eigenthum in dieser Welt zu besitzen und zu genießen, einerley Grenze. Wie sollten sich die Wirkungen dieses Rechts noch über die Grenzen des Lebens hinaus erstrecken können?

Ich besitze — im Naturstande, und die Erwerbungsarten des bürgerlichen Rechts abgerechnet, womit wir hier nichts zu thun haben — meine Güter durch die Erste Bemächtigung (occupatio prima). Eben dieses Recht, welches ich durch diese erlangte, wird nach meinem Tode ein anderer erlangen, der sich meiner herrnlos gewordenen Sachen zuerst bemächtiget.

Kann doch der Regent nicht über die Grenzen seines Lebens hinaus, herrschen! Kann, der nach ihm kömmt, doch die Gesetze des Vorgängers annulliren! — Die Gesetze eines Souverains gelten nur, haben nur gesezliche Kraft und Autorität, so lange ihr Geber

*) Es verstehet sich, daß der Staat, bestimmt den Mängeln des Naturstandes abzuhelfen, ein Interesse hat, den Unordnungen vorzubeugen, welche entstehen würden, wenn Güter völlig herrnlos würden. Er thut freylich besser, wenn er seinen Bürgern — jedoch unter gewissen Restrictionen — das Recht zu testieren accordiert.

Geber lebt *). Und die willkührliche Verordnung eines Menschen im Naturstande sollte noch über die Grenze seines Lebens hinaus gültig bleiben?

Warum kann aber jemand bey seinen Lebzeiten Dinge gültig veräußern, die zu seiner Vermögensmasse gehörten?

Die Fälle sind, dünkt mich, sehr verschieden. Der eine überträgt auf einen andern sein Eigenthumsrecht an einer Sache, zu einer Zeit, da er — der Uebertragende — selbst, die zu veräussernde Sache noch besitzen, oder seinen auf legale Art erlangten Besiz und Gebrauch derselben fortsetzen konnte. Er überträgt nicht mehr Recht auf den andern, als ihm selbst zustand.

Der andere aber — der Testierer — überträgt auf einen andern gewisse Rechte, die derselbe erst zu einer Zeit wird ausüben können, wenn jener kein Recht mehr hat die Sache ferner zu besitzen, und also auch kein physisches Vermögen und keine Befugniß mehr haben kann, dieselben Rechte selbst auszuüben.

In dem leztern Falle erfolgt der eigentliche Uebergang des Eigenthumsrechts eher nicht, als nach dem

 Tode

*) Wenn sie länger respektiert werden, so geschiehet es auch durch den Consens der Nation, sie beyzubehalten, oder durch den Willen des neuen Regenten, der sie — wenigstens stillschweigend — confirmiert, so daß sie, **als von neuem gegeben**, angesehen werden können.

Tode des Eigenthümers — zu einer Zeit, da dieser nicht mehr Eigenthum selbst besitzen, und folglich was er selbst nicht mehr hat, auch nicht auf einen andern übertragen konnte.

Nur das positive Recht, dessen Endzweck das Beste der Sozietät ist, macht das Eigenthumsrecht (dominium), wenn man es in seinen Uebergängen von einer Person auf die andere betrachtet, zu einem successiven Continuum, worinn es keine Lücken, keine Unterbrechung giebt, welche der Interimszustand der durch den Tod des Eigenthümers herrnlos gewordenen Sache bildet. Denn es bestimmt die Personen, deren Eigenthum die Sachen eines Verstorbenen sogleich werden, und ernennet endlich den Fiscus zum allgemeinen Erben solcher Personen, welche weder testiert, noch Anverwandte oder Blutsfreunde zurückgelassen haben.

Wenn man aber von denen auf das gemeine Beste, oder den größern Vortheil der Societät abzweckenden Vorschriften und Bestimmungen des bürgerlichen Recht abstrahiert, um unsern Gegenstand bloß nach Grundsäzen der Theorie des Naturrechts zu betrachten: so scheint es mir, daß die Sachen eines jeden durch den Tod des alleinigen Eigenthümers herrnlos (res nullius) werden, und daß folglich die Erste Bemächtigung (prima occupatio) für denjenigen der sie unternimmt, abermals dieselbe rechtliche

Wir-

Wirkung haben müsse, welche sie für den vorigen Eigenthümer gehabt hat. Dieses Recht des neuen Occupanten kann nicht durch eine willkührliche Disposition des vorigen Eigenthümers aufgehoben werden, welche erst zu einer Zeit gültig werden könnte, da der Testirer — quia *non-entis* nullae sunt affectiones — weder Fähigkeit noch Recht mehr hat, selbst zu besitzen, oder über etwas zu disponiren.

Leibniz leitet zwar aus dem erhabenen Lehrsatze von der Unsterblichkeit der Seele ein Argument für die Gültigkeit der Testamente her. Er sezt den hienieden declarierten Willen der Seele des Testierers, daß diese oder jene bestimmte Person dereinst der Eigenthümer ihrer Güter werden sollte, als in dieser Seele fortdauernd und von seinen rechtlichen Wirkungen begleitet, voraus. Wenn wir aber erwägen, daß die Güter des Testierers nicht sowohl das Eigenthum eines metaphysischen Wesens — der Seele — als eines physischen Wesens — des Menschen — waren, der durch seinen Tod alles Eigenthum in dieser Welt, alle Fähigkeit, hier etwas zu besitzen und seinen Willen zu erkennen zu geben, verlohren hat: so werden wir sehr geneigt seyn, die Gültigkeit der Testamente nur von der, auf das Beste der lebenden Societät abzweckenden, Vorschrift der bürgerlichen Gesetze, und nicht von dem vermutheten Willen eines Wesens abhängen zu lassen, welches — in eine andere Ordnung der

Dinge versezt — sich um die Tändeleyen und Spielwerke seiner Kindheit, wohl nicht mehr bekümmern wird.

v. B.

VI.

Auszüge aus Briefen von Rom.

Rom den 30. Aug. 1787.

Unser Freund Heinrich Wilhelm Tischbein, der bisher die Unterstüzung des Herzogs von Gotha genossen, ist nun der Kayserin von Rußland auf die rühmlichste Art bekannt worden. Diese große Beschüzerin der Wissenschaften und Künste, die, gleich seinem ersten Wohlthäter, jedes Verdienst aufzuspähen und zu belohnen bereit ist, hat unserm Künstler auf Jahre hin so viele Bestellung auf ihre Rechnung gegeben, daß er mit der anständigsten Muße ganz dem Genius der Kunst opfern, und nicht dem Eigensinn des reichen Liebhabers oder gar der Casse des Brocanteurs zinßbar leben darf. Bisher hat er sich eine Zeitlang im Hause des Chevalier Hamilton zu Neapel aufgehalten, und und für Ihn große historische Compositionen nach eigner Erfindung ausgeführt. Ein Englisches Frauenzimmer, die im Hause des Chev. lebt, und die Tischbein selbst für die Erste lebende Schönheit erklärt, hat das

das Model zu der Hauptfigur in seinen Gemälden dargeboten. So erscheint sie als Iphigenia in der Anerkennung des Orest. Wahrscheinlich wird eben diese Schönheit in gleicher Würde in den künftigen Werken unsers Freundes erscheinen, und dadurch den Weg zur Unsterblichkeit finden.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie warm mirs um Herz wurde, als ich hörte, daß die Kayserin bey Erblickung des ersten Kopfs, den sie von der Hand unsers Freundes sah, und der, glaube ich, aus der Skizze von dem Urtheil des Paris genommen war, dem Partikulier, der ihn besaß, sogleich 1000 Rubeln bot, und ihm auszahlen ließ. Ich fürchte, das ganze Werk, woraus der einzelne Kopf genommen war, würde selbst aus den Händen eines Brocanteurs, bey einem unserer gewöhnlichen teutschen Fürsten ausgeboten, für diesen Preiß als unmäßig theuer angesehen und so abgewiesen worden seyn. Dieß ist aber der gewöhnliche Fall bey so vielen Menschen, die gleich fürchten zu verarmen, wenn sie etwas kaufen sollen, das Geld kostet, ohne zu erwägen, ob sie wahren Werth dafür empfangen oder nicht. Hingegen macht man sich kein Bedenken, eine doppelte Summe für Kleinigkeiten zu verspielen, wenn man sich nur das Zeugniß geben kann, sie nicht auf Einmal ausgegeben zu haben.

Jezt hat unser Künstler ein kleines Gemälde gefertigt, das wegen seiner sonderbaren Erfindung und

glücklichen Ausführung verdient, daß ich Ihnen eine kurze Beschreibung davon mache. Er hatte den Endzweck, das Reich des Menschen über die Thiere der Erde vorzustellen. Seine Phantasie versezte sich in jene Zeiten der Menschheit, worin sie, ihrer Kindheit noch nahe, weder Künste noch Wissenschaften kannte, sondern allein bemüht war die ersten sinnlichen Bedürfnisse zu befriedigen, und sich gegen andere Thiere sicher zu stellen. Einen Theil derselben fesselt der Mensch durch Wohlthun an sich, wie den Hund und das Pferd, deren er sich nachher als Werkzeuge bedient, andere, die sich nicht an seine Gesellschaft gewöhnen wollen, zu unterjochen und sie als Beute zu betrachten. In diesem ursprünglichen Zustande ist der Mensch bloß Jäger und Fischer; das Fleisch der Thiere, in der Luft, auf der Erde und im Wasser, ist seine Nahrung, das Fell der Löwen und des Tigers seine Bedeckung und sein Lager.

Die Vorstellung selbst ist folgende. Man sieht zwey solcher Natur-Menschen, deren charakteristische Gestalt aus den Zeiten der ältern Heroen genommen ist, die, wie Herkules und Theseus, die Welt von Ungeheuern befreyten. Sie sind ganz nakt, auf zwey stolzen Pferden reitend, wovon das Eine ein Schweißfuchs mit weissen Mähnen und Schweif, das andere ein Schimmel mit schwarzgesprenkten Flecken ist. Sie kehrten eben von der Jagd mit ihrer erlegten Beute zurück, und scheinen, in ruhigen Schritte sich gegen einan-

der wendend, freundlich zusammen zu sprechen. Der Eine mit der Lanze in der Hand, schleppt einen Löwen an dem Pferde befestigt hinter sich. Der Andere mit dem Bogen, hat einen Adler auf den Rücken gebunden, dessen weite Flügel sich auf beyden Seiten verbreiten. Hinter ihnen folgt eine braun und graugestreifte Dogge, der getreue Gefährte der Menschen, so wie das Pferd. Der Grund des Gemähldes ist von Einer Seite ein ungeheurer Felß, in dessen Höhle der Löwe seine Wohnung hatte, so wie der Adler die seinige auf dessen unersteigbaren Gipfeln: von der andern Seite eine anmuthige Ferne mit Wasser, wo man noch zwey andere Männer entdekt, die einen ungeheuern Fisch aus dessen Tiefe gezogen haben.

Die Art womit das Ganze gruppiert ist und so viele Gegenstände in einem so engen Raum ohne Verwirrung beysammen sind, läßt sich durch keine Beschreibung anschaulich machen. Das Gemälde ist ein Cabinetsstück. Die Figuren sind nicht viel über einen Palm hoch. Die richtige Zeichnung und das Ausführliche darin erinnert beym ersten Anblick an die Gemälde eines Benvenuto Garofalo. Das besonders hervorstechende in dem Bilde ist der Rücken des Einen Reuters, von der schönsten Form, Zeichnung und Farbe. Die Pferde, der Löwe und der Adler sind nach der Natur studiert. Im Colorit suchte der Künstler das Transparente und Harmonische der Niederländer nachzuahmen.

Ein

Ein anderes Stück in dessen Vollendung Tischbein begriffen ist, und das in seiner Art nicht minder interessiert, ist das Bildniß des Herrn von Göthe. Dieser Lieblings-Schriftsteller unserer Nation, der sich seit einem halben Jahre in Rom aufhält, theilt Tisch und Wohnung mit unserm Künstler. Tischbein hatte also alle Muße, die Züge und den Charakter seines Gastfreundes zu studieren, um ein würdiges Bildniß dieses großen Mannes zu entwerfen. Man sieht den Dichter eingehüllt in einen weissen Mantel, den Huth auf dem Kopf, in der Stellung zwischen Sitzen und Liegen, mit dem tiefdenkenden Blick über die Vergänglichkeit der Dinge, auf einem umgestürzten und in Trümmer übergegangenen Obeliske ruhen. Die darauf eingegrabenen Hieroglyphen zeugen, daß er aus dem höchsten Alterthum der Egyptischen Kunst ist. Daneben liegt ein verstümmeltes Basrelief, woraus man aber noch die beste Zeit der griechischen Kunst wahrnimmt, und das die Erkennung des Orests von seiner Schwester Iphigenia vorstellt; ein Gegenstand, den unser Dichter seit mehrern Jahren für die Bühne bearbeitet hat, und dem Er in dem Museo des Künstlers seine lezte Politur gab. Eine gebrochene Säule, deren Capital von der Jonischen und Corinthischen Ordnung zusammengesezt ist, erinnert uns, daß sie ein Werk der Römer unter den Kaysern ist. In der Ferne sieht man die Campagna di Roma mit den vielen an der Appischen Straße zerstreuten Grabmälern, die aber vor-

gebliche

gebliche Denkmäler wären, die Namen derejenigen, deren Asche darin ruhte, auf die Nachwelt zu bringen. Die Menge und die feste Bauart der Aquedukte zeugt von der ehemaligen unglaublichen Bevölkerung dieser Gegend. Weiter hin sieht man das durch den beredtesten Römer und durch den reichen Epikuräer Lucullus berühmte Tusculum; über diesem erhebt sich der durch einen Vulkan gebildete Berg Albano, an dessen Fuß die beyden Seen Albano und Nemi liegen, die gleichen Ursprung haben. Ueber diese Veränderung der Natur und der menschlichen Dinge staunt das Auge des philosophischen Dichters hin, und der schauervolle Gedanke der Vergänglichkeit scheint auf seinem Gesichte zu schweben. Der Künstler hat sich bemüht, die Aehnlichkeit und die charakteristische Züge seines Urbildes so viel wie möglich zu treffen. Seine Absicht war, nicht sowohl das Mahlerische und das Colorit eines Titians und Van Dyck, als vielmehr die Bestimmtheit, und die feinen und eignen Linamente in Ausdruck, wie wir sie bey Raphael und Holbein bewundern, nachzuahmen. Die lezte Handanlegung wird zeigen, in wie ferne der Künstler dem sich vorgesezten Ideal nahe gekommen sey.

* * *

Rom den 30sten Decemb. 1787.

Unter den vielen jungen Reisenden zeichnet sich besonders der Sohn des berühmten Campers aus. Eine schreck-

schreckliche Krankheit nöthigte ihn Paris zu verlassen, wo er bey dem Grafen von Büffon als ein Hausgenosse angesehen war, mit den berühmtesten Männern in Freundschaft lebte, und sich mit dem grösten Erfolg auf höhere Mathematik, Chymie und Physik legte. Anfangs war er nur Willens, die bessere Luft von Montpellier und Hieres zu athmen: als er sich aber Marseille näherte, schiffte er sich nach Livorno an. Dieser junge Mann vereinigt sehr seltene Eigenschaften. Gleich seinem Vater hat er die Gabe beynahe aller lebenden Sprachen, wenigstens der berühmtesten, die er mit gleicher Freitigkeit spricht. Er ist ein vortreflicher Zeichner, und auch als Mahler darf er nicht erröthen. Ich fand ihn, so wie jezt hier in Rom, vor einigen Jahren in der Gallerie zu Düsseldorf, wo er den Muth hatte, sich mit Glück an die berühmtesten Gemählde von Rubens und Vandyk zu wagen. Dabey ist er ein guter Mineraloge, und ein sehr geschickter Zergliederer. Von dem berühmten Fontana wurde er aufs beste empfangen, und bey dem Chev. Hamilton genoß er eben das Glück, das er in den Hause des Grafen von Büffon gefunden hatte.

Ich bin ihm die besondere Verbindlichkeit schuldig, daß er mich mit Herrn Hirt, einem teutschen sehr geschickten Antiquar, bekannt gemacht hat, den ich allen Fremden, besonders denen von unserer Nation, mit Nachdruck em-

empfehlen kann. Es hat sich seiner Führung anfangs auch der berühmte Verfasser des Göz von Berlichingen überlassen.

VII.

Gedanken bey Gelegenheit eines Ausfalles eines lutherischen Theologen gegen die Mirakel der römischen Kirche.

(Zum Beschluß der zeitherigen Thaumatomachie des Anonymus)

Sonderbar genug, daß die Päbstchen den Pabst, und die eifrigen Anhänger der alten Mirakel die neuern Mirakel so gerne zum Besten haben! — Es ist ein Beitrag zu den ohnehin zahllosen Beweisen unserer Inkonsequenz.

Wie weit differiert der Glaube an ein untrügliches Buch, an untrügliche Geschichtschreiber, von dem so verschiedenen Glauben an eine untrügliche Kirche oder einen untrüglichen Pabst? — —

> Der Aberglauben schlimmster ist, den seinen für den erträglichern zu halten — —
>
> Nathan der Weise.

Der

Der ehrliche Mann, welcher das Erbauungsbuch, womit ich mich jezt beschäftige, geschrieben hat, findet nichts unnüzer und lächerlicher, als die in der römischen Kirche gewirkten Wunder. Unnüzer? — Warum unnüz? Kein Jahrhundert bedarf der Ueberführung durch sichtbare, handgreifliche Wunder so sehr als unser skeptisches Zeitalter.

Wenn es wahr ist, was der Verfasser sagt, daß Wunder durch menschliches Zeugniß zureichend bewiesen werden können — wenn ferner nicht geläugnet werden kann, daß die angeblichen Augenzeugen vieler christkatholischen Wunder gesunde Sinne gehabt haben, und zwar einfältige, aber doch ehrliche Leute gewesen sind: so müßte man — einer gewißen Thorie zufolge — die von diesen frommen Leuten — deren Augen, Nasen und Ohren kein vitium visibile hatten — bezeugten Wunder ohne Anstoß glauben. Denn daß sie unnüz waren, woher kann ich das wissen? — Woher kommt mir — der ich den göttlichen Plan nicht übersehen, nicht à priori beurtheilen kann! — die Kenntniß, daß Wunder nur vor zwey oder dreytausend Jahren, nöthig gewesen sind? Wo hat Gott gesagt: daß er fortan keine mehr thun wolle?

Wo ich — der ich halb blind bin! — keinen Zwek sehe, da ist kein Zweck. — Schöner Schluß! Und zu diesem, ärmlichen Schluß will man uns nöthigen, indeß man einige ältere Wunder zugiebt, deren

deren Nothwendigkeit man auch nicht à priori, aus den Zwecken Gottes, sondern deren Wirklichkeit man uns aus Zeugnissen der Zuschauer darthun kann!

In Ansehung dieser ältern Wunder schließt man aus ihrer — um des Zeugnisses willen angenommenen — Existenz, auf ihre, gewiß nicht à priori erkennbare Nüzlichkeit und Nothwendigkeit, oder, daß Gott bey diesen Wundern einen Ihm anständigen Zweck gehabt habe, weil Er sie gethan hat, und weil Er nie was vergebliches thut. In Ansehung der Mirakel einiger Heiligen*) und des Abts Paris aber, welche zum Theil so zahlreiche und wichtige Zeugnisse für sich haben, soll ich — wie einige berühmte Theologen, die ich allerdings nennen könnte, verlangen — allen diesen Zeugnissen zum Troze, und gleichsam, als ob sich hier die Natur der historischen Gewisheit auf einmal geändert hätte, aus der Zwecklosigkeit dieser Wunder**) auf ihre Nichtexistenz schliessen!

Wie würde man gewisse sonst für die Religion gutgesinnte Gegner der Thaumaturgien, in den öffentlichen

*) Worunter es, wie Hr. Zimmermann, in seinem herrlichen Buche von der Einsamkeit, sehr wahr sagt, auch Menschen von der ersten Größe gab.

**) Und womit könnten wir diese absolute Zwecklosigkeit beweisen? woher käme uns, so auf einmal, diese Kenntniß der Folgen und des Zusammenhangs aller Dinge?

lichen Blättern der Recensenten und Kritikakler anfahren, wenn sie diesen Schluß auf gewisse Wunder der alten Welt anwenden, und Fakta wegvernünfteln wollten!

Einige Mirakel des Abts Paris haben nicht nur eben so starke, sondern unläugbar weit stärkere Zeugnisse für sich, als irgend ein Mirakel der alten Welt. Können also Zeugnisse fehlbarer Menschen Wunder beweisen, so muß ich aus diesen Zeugnissen auf die Existenz der parisischen Wunder, und eben aus der Existenz dieser Wunder, auf ihre Zweckmäsigkeit schliessen, weil es ohnehin tausend Dinge in der Natur giebt, deren Daseyn wir eben so wenig läugnen können, als wir ihren Zweck bestimmt anzugeben im Stande seyn.

Und woher weiß ich, könnte ein Jansenist sagen, daß die Wunder auf dem Grabe meines Meisters unnüz waren? Ich habe von den Werken des Allmächtigen anders Denken gelernt. Sie hatten wenigstens den Nuzen, daß sie — die vor unsern Augen gewirkt wurden — in etwas die Unglaublichkeit der ältern Wunder vermindern, an deren Behauptung uns so viel gelegen ist. Ich bin desto eher geneigt, ein unwahrscheinliches Faktum, welches ich nicht selbst gesehen habe, zugegeben, wenn ich ein ähnliches Faktum selbst erlebt habe. Und welches Zeitalter bedarf der Ueberführung durch Wunder mehr, als unser skeptisches? —

Wollt

Wollt ihr aber aus dem wenigen Erfolge, aus der geringen Wirkung dieser neuern Wunder, auf ihre Falschheit schließen, so bitte ich euch, zu bedenken, wie klein die Zahl derer war, die in ältern Zeiten durch den Anblick der Wunder bekehrt worden sind! Wie klein, in Vergleichung mit der weit größern Zahl der gleichzeitigen Personen, auf welche alle diese Mirakel und die Erzählungen davon keinen Eindruck gemacht zu haben scheinen. Selbstbetrug und Inconsequenz sind der Menschen Loos. Die einfachen, erhabenen und heilsamen Wahrheiten der Religion bedürfen der gebrauchten Krücken nicht, womit man sie versehen zu müßen geglaubt hat. Sie beruhen auf innern und sehr festen Gründen. Wunder gehören nicht zu diesen Gründen.

Ich gestehe es, die neuern Wunder und Geistererscheinungen kann man — mit Erlaubniß der unbekannten Obern und der unsichtbaren Jesuiten! — nicht glauben. Aber wo ist im unendlichen Laufe der Zeiten die schmale Grenze, jenseits welcher Orakelstimmen tönten, Geister erschienen, Todte wiederauflebten? und disseits welcher die Natur ihre Geseze reklamirt, und ihren großen einförmigen Gang, von Mirakeln ungestört, fortgehet?

Anonym.

VIII.

Prüfung
des Auffsatzes des Herrn Prediger Weland über Wunder.
(siehe T. Merkur Jänner 1788.)

Herr Prediger Weland hat den Anonymus, der in dieser Zeitschrift die Wunder, vornehmlich nach Rousseau, bestritten hatte und den er zu widerlegen unternahm, mit so viel Gelassenheit, Güte des Herzens und überhaupt auf eine so gute Art behandelt: daß er einem andern Anonymus, der beyde Aufsätze gelesen und den Scharfsinn in jedem bewundert hat, dadurch Muth machte, die Feder zu ergreifen, um auch seine Gedanken über die Meynung des Herrn Predigers zwar bescheiden, aber frey zu äußern. Personen, denen es bey solchen Anläßen um Nichts als um Suchen und Erforschen der Wahrheit zu thun ist, und die durch die Art, mit der sie ihre Zweifel vortragen, diese Hauptabsicht verrathen, dürfen gewiß auf Billigkeit und Nachsicht auch solcher Männer Anspruch machen, deren Meynungen zu widersprechen sie sich genöthigt sehen. Ich hoffe daß die Einkleidung meiner Gedanken sich diese Behandlung verdienen soll.

Oft schon und lange hat man für und wider den Glauben an Wunder geschrieben, und es war natür-

lich

lich daß Leuten, die gern Alles dem Probiersteine der Vernunft vorhalten, auch dieser Gegenstand unter die Hände fallen, es war eben so natürlich daß er auch Vertheidiger finden mußte. Allein was hat wohl diese gegenseitige Erörterung hervorgebracht? — Die Befestigung jenes Glaubens? — wahrhaftig nicht. Immer hatten die Zweifler mehrere und bessere Waffen als die Anhänger an denselben; immer schien die Vernunft in ihrer vollen Kraft den Ausschlag gegen diese zu geben. Auch selbst in dem Aufsatze, der mich zu dem gegenwärtigen veranlaßt, in dem der Herr Prediger Weland mit einer lobenswürdigen Unpartheilichkeit ganze lange Stellen aus der Schrift seiner Gegners in die seinige aufnahm, stehen diese Sätze die er bestreitet, meines Erachtens noch siegreich neben seinen, die jene bestreiten sollen. Die Weisesten unter den Vertheidigern der Wunder — und es liegt am Tage daß der Herr Prediger zu diesen gerechnet werden muß — suchten ihre Gegner dadurch mit sich zu vereinigen, daß sie sich bemühten, die Wunder auf eine natürliche Art zu erklären. Aber nicht zu rechnen, daß man solchen Erklärungen gemeiniglich das Gezwungene ansieht, so frag' ich auch noch: ob nicht der Vorsatz an sich schon einen Widerspruch enthält? — Was mich betrift, so gesteh' ich gern daß ich mit dem Anonymus, den Herr Weland sich zum Gegner gewählt hat, in Nichts so übereinstimmend denke als darin, „daß die Religion ganz andre Grundpfeiler habe als die

Autorität, die ihr Wunder verschaffen sollen„ — und ich glaube daß man in einiger Zeit eben so wenig drauf dringen wird die Wunder zu den Glaubensartikeln zu rechnen, als man schon jetzt bey manchen andern nicht mehr drauf dringt, um derer Willen ein Zweifler vor hundert Jahren noch wäre verbrannt worden.

Herr Weland hat seinen Aufsatz in zwey Theile getheilt; er zeigt in dem ersten die Möglichkeit eines Wunders, in dem zweyten, die Möglichkeit eines glaubwürdigen Zeugenbeweises. Ich nehme mir vor blos bey dem ersten stehen zu bleiben.

Nachdem Herr Weland zugegeben hat, daß „un„mittelbare Wirkungen der göttlichen Allmacht für „uns, oder Mitwirkung unsichtbarer, höherer aber „endlicher Wesen, sich nicht beweisen laßen; daß fer„ner Wunder, als Erfolge, die durch eine wirkende „Ursache existiren, deren natürliche Kräfte sie überstei„gen, physisch unmöglich seyen und bleiben" — sagt er: „Wunder kann ich mir nicht anders als Wirkun„gen denken, die nach aller bekannter Erfahrung von „Menschen nicht mit Gewißheit vorhergesehen und vor„hergesagt werden können„ und nun fährt er fort: „Wunderthäter haben folglich, wenn es ehmals der„gleichen gegeben hat, die ihnen zugeschriebnen außer„ordentlichen Wirkungen nicht hervorgebracht, sondern „zuverläßig vorhergewußt und vorhergesagt, was „nach aller vorhandenen Geschichte Menschen sonst nie

„so

„so vorherwissen und vorhersagen können, daß sich,
„mehrentheils in dem Augenblicke, eine Begebenheit
„zutragen werde, die dem bekannten Laufe der Natur
„nicht gemäß, aber doch zu diesem von uns nicht ganz
„zu übersehenden Laufe der Natur gehörte und nach
„natürlichen, nur Menschen nicht bekannten Gesetzen
„erfolgte.„ Um sich darüber nun noch mehr zu erklä-
ren, sagt er weiter unten — denn ich muß schon die
ganze Stelle abschreiben — „Wir wissen nicht welches
„Grades der Erhöhung unser Vorhersehungsvermögen
„fähig ist und man kann also nicht ohne Grund mensch-
„lichen Seelen eine Spannungsfähigkeit ihrer Vorher-
„sehungskraft als natürlich beylegen, deren wirkliche
„Aeußerung mit aller bekannten Erfahrung nicht über-
„einstimmt."

„Und solche Aeußerungen eines durch nicht überna-
„türliche, obgleich uns völlig unbekannte Ursachen er-
„höhten Vorhersehungsvermögens einzelner Menschen,
„die diese Kraft bey allen übrigen zu allen Zeiten bis
„jetzt überstiegen haben, und so lange sie dieselbe über-
„steigen, nenne ich wahre Wunder."

„Nach dieser Erklärung liegt der Grund der phy-
„sischen Möglichkeit von der Existenz der Wunder in
„dem von uns nicht ganz zu übersehendenden Laufe
„der Natur, und der Grund der physischen Möglichkeit
„einer, aller bekannten Erfahrung nicht gemäßen
„Kenntniß jenes Laufs der Natur, in der Spannungs-

„fähigkeit des Vorhersehungsvermögens dieses und „jenes Menschen."

Ich halte mich nicht dabey auf, zu zeigen daß mir dieser Begrif nicht absondernd genug angegeben zu seyn scheint; denn wenn er festgesetzt werden soll, so glaub' ich den auch einen Wunderthäter nennen zu können, der vor Feuerländern Versuche mit dem Zauberbrunnen machen, oder Weingeist, den er für Wasser ausgäbe, vor ihren Augen anzünden wollte; weil er da ebenfalls Wirkungen hervorbringen würde, die er ganz genau für den Augenblick bestimmen könnte, und die dem den Wilden bekannten Laufe der Natur nicht gemäß wären, die aber doch nach natürlichen, nur ihnen unbekannten Gesetzen erfolgten.

Ich will mich vielmehr bemühen, ohne solche Mittel zu gebrauchen, die mir für Schicane ausgelegt werden könnten, (von der ich himmelweit entfernt bin) darzuthun, daß des Herrn Predigers Erklärung auf keinen Fall Statt finden kann, und ich hoffe dieses auf folgendem Wege zu bewerkstelligen.

Besteht das Wunder in dem Vorhersagen zu der Zeit und auf die Zeit, wann die Begebenheit erfolgen soll, und wird der Wunderthäter durch seine äußere ordentliche Spannung des Vorhersehungsvermögens dazu geschickt: so fragt sichs, ob er dieser Spannung nur gerade zu der Zeit, und sonst nie, fähig sey? Und wird diese Frage bejaht, so liegt das Wunder nicht in

der

der Vorhersagung, sondern in der unmittelbaren Einwirkung auf sein Vorhersehungsvermögen — Wie aber nun diese wieder erklären? Hier haben wir also den Zirkel.

Oder ordnete Gott gleich bey Erschaffung der Welt etwa Alles so an, daß gerade die Menschen, die zu Wunderthätern bestimmt waren, mit einem so außerordentlichen, solcher seltsamen Spannungen fähigem Vorhersehungsvermögen geboren werden musten? Fast sollte man dieses für die eigentliche Meynung des Hrn. Predigers halten, weil er einmal sagt: „Alles was ge„schieht, muß dem allwissenden Weltregenden von Ewig„keit her nicht nur gegenwärtig gewesen, sondern auch „in seinen Plan aufgenommen und vorbereitet worden „seyn." Nun, dann sage ich, hört alles Wunder auf, denn dann erfolgt ja Alles nach festen, eingerichteten Naturgesetzen.

Um seiner Erklärung noch mehr Eingang zu verschaffen, führt Herr Weland denkbare Beyspiele eines möglichen Vorhersehungsvermögens, das zwar nicht gemein doch aber auch nicht übernatürlich ist, an. So ließe sich denn nicht widersprechen, daß nicht jemand fähig seyn sollte, von einem Paroxismus in einer Krankheit zu wissen, daß dieser der letzte seyn würde, oder an einem andern Kranken, der schon für todt gehalten würde, zu erkennen, daß er nur in einem Todähnlichen Schlafe liege. Hier würde freylich die Genesung dem einmal eingerichteten Laufe der Natur ge

mäß erfolgen. Was wird denn aber aus dem Wunder, durch welches Lazarus auferweckt wurde, dessen Körper schon in Fäulniß übergegangen war? — Doch der Herr Prediger hat sich für die übernatürlichen Begebenheiten, die Jesus selbst bewirkte, eine Schanze vorbehalten.

Es geschahen aber auch Wunder — und nicht etwa nur von Jesus allein — bey denen jeder Gedanke an einen noch natürlichen, obschon höhern Grad von Vorhersehungsvermögen verschwinden muste. Denn wenn es nicht nur möglich, sondern auch begreiflich ist, daß ein mit der Leibesbeschaffenheit und allen Umständen eines Kranken genau bekannter Arzt von dem wahrscheinlichen Ausgange der Krankheit urtheilen, und in manchen Fällen sogar mit Gewißheit urtheilen könne: so bleibt es doch gewiß ein Räthsel, wie jemand (auch mit einem Vorhersehungsvermögen, das der höchsten, doch aber noch natürlichen Spannung fähig ist) ein solches Urtheil ohne alle Anzeigen fällen wollte. Und hatten die Apostel wohl solche Anzeigen, wenn sie plötzlich zu einem Verstorbenen gerufen wurden um ihn wieder aufzuwecken? oder auf ihrem Wege Elende antrafen, die nur ihre kranken Gliedmaßen zeigen durften um eine augenblickliche Hülfe durch Wunder aufzufordern? Wahrhaftig wenn bey solchen Gelegenheiten die Wunderkraft in der gewissen Voraussicht bestand, daß die Krankheit gerade jetzt ihre Endschaft erreichen würde, so war das schon übernatürlich, und das Hände Auflegen ganz überflüssig.

Das

Das größte Wunder muß, wenn die gegebne Erklärung Statt finden soll, meines Erachtens in der völligen Ueberzeugung der Wunderthäter von ihrem hohen Divinationsvermögen bestanden haben: eine Ueberzeugung, zu der es diejenigen, die noch in unsern Tagen an die Möglichkeit noch jetzt geschehender Wunder glauben — eine Klasse von Leuten über die der Herr Prediger sehr feine Winke giebt — nach ihrem eignen Geständnisse, noch immer nicht bringen können, so sehr viele Mühe sie sich auch darum geben.

Aber wenn wir auch alles bisher gesagte für nicht widerlegend halten wollen, so werden uns doch vielleicht noch ein Paar nothwendige Folgen dieser angenommenen Erklärung zu schaffen machen, die ich sogleich angeben will, und an die Herr Weland nicht gedacht zu haben scheint.

Zuförderst fallen nach ihr alle Wunder des alten Testaments, die Gott unmittelbar verrichtete, ganz weg. Es war also kein Wunder, wenn Gott den Israeliten, bey ihrem Zuge aus Aegypten durch die Feuersäule des Nachts leuchtete, und die Schaaren ihrer Feinde allein mit Dunkel umhüllte? kein Wunder, wenn er zu Bestätigung des Gesetzes, gerade zu der Zeit als es aufgenommen werden sollte, den Sinai rauchen ließ und die Kinder Israels durch Donner schreckte? kein Wunder, wenn das von Gideon ausgebreitete Fell in der ersten Nacht allen Thau auf sich zog und

die

die Erde in einer großen Strecke um dasselbe herum trocken ließ, und in der zweyten Nacht allein trocken blieb, da doch die ganze Erde die es umgab vom Thau befeuchtet wurde? — Denn alle diese Begebenheiten und noch viele ähnliche erfolgten nach einmal festbestimmten Naturgesetzen, und Vorherverkündigung hatte bey ihnen nicht Statt.

Eine zweyte Folge ist diese: daß die Wunderthäter ihr Publikum getäuscht haben müssen, sie mochten nun entweder selbst an das Uebernatürliche der Sache glauben, oder sich blos einer bessern, genauern Kenntniß der Naturgesetze bewußt seyn. Denn in dem ersten Falle wusten sie doch wenigstens, daß sie die Begebenheit nicht selbst zu bewirken, sondern nur sie vorherzusagen im Stande waren; und gleichwohl gaben sie sich das Ansehen als ob sie die Wunder thäten, nicht als ob sie solche blos vorherwüßten. Den zweyten Fall aber angenommen — war es da nicht Trug, wenn sie Erfolge, die der ganzen, von Gott der Natur gegebenen Einrichtung gemäß waren, für übernatürlich ausgaben und zu Bestättigung von Lehrsätzen gebrauchten, ohne deren Erfindung jene Begebenheiten doch erfolgt seyn würden? Die für todt Gehaltenen, aber nicht wirklich Todten, würden immer wieder erwacht, alle Arten von Kranken, deren Gebrechen ihrer Heilung nun nahe waren, immer wieder genesen seyn; die Blinden würden ohnedies doch gesehen haben,

ben, die Lahmen doch gegangen, die Aussätzigen doch rein geworden seyn.

Ob es aber dem höchsten Wesen anständig sey, seine Absichten durch Täuschung zu erreichen, ob ihm keine beßern Mittel zu Gebote stehen sollten? — das zu beurtheilen überlasse ich meinen Lesern.

Ein zweyter Anonymus.

IX.

Einladung
an die Freunde der Geßnerschen Muße.

Wenn irgend ein Schriftsteller unsers Jahrhunderts die Achtung und den Dank seiner Zeitgenossen verdient hat, so war es Salomon Geßner; und wenn irgend ein Zeitalter grossen Talenten die verdiente Achtung dankbar gezollt hat, so hat es das unsrige an Ihn gethan. In so weit sind beyde einander würdig, und Geßners Zeitgenossen haben sich in Absicht auf ihn vor sich selbst vollkommen gerechtfertigt. Es kömmt darauf an, ob sie es auch bey der Nachwelt thun — in einem bleibenden Denkmale thun wollen, welches sie weniger Geßnern, der es nicht bedarf, als in ihm dem guten Geschmacke, und der Gerechtigkeit seines Zeitalters errichten. Diese Betrachtung ist es, welche

einige

einige Mitbürger des großen und in seiner Art einzigen Dichters bewogen hat, allen Freunden der Geßnerschen Muse in dieser Absicht ihre Dienste anzubieten. Weit entfernt, die ihnen heilige Asche des Mannes, dessen Gefühl so fein, als seine Bescheidenheit selten war, durch die mindeste Zudringlichkeit zu entweihen, thun sie hiermit die einfache Erklärung, daß sie jeden freywilligen grössern oder geringern Beytrag annehmen, und aufs gewissenhafteste zu einem Denkmale verwenden werden, welches Geßnern auf einer von ihm oft besuchten öffentlichen Promenade in Zürich errichtet werden soll. Von diesem Denkmale wird zu seiner Zeit an alle Beförderer desselben, ein von einem berühmten Künstler verfertigter Kupferstich, nebst dem Verzeichniß aller Theilhaber, und einigen auf Geßnern sich beziehenden Blättern abgeliefert werden. Die Beyträge werden bis zur Michaelismesse dieses Jahres, von der Orellischen Buchhandlung in Zürich und in Leipzig abgenommen, und dagegen ein Empfangschein ausgestellt.

Zürich, den 11ten März 1788.

Inn=

Innhalt des Ersten Vierteljahres.

Januarius.

Februarius.

IV.

März.

Anzeiger des Teutschen Merkur.

März 1788.

I. Neue Bücher.

1) Todtenfeyer Zollikofers. Leipzig 1788. 40 S. gr. 4. mit Vignetten von Oeser und Geyser.

Denkmal auf Maximilian Stoll seinen Freunden gewidmet. Verfaßt von Pezzel, herausgegeben von Blumauer. Wien bey Rudolph Gräffer und Compagnie. 1788. 34 S. gr. 8.

Zwey Denkmäler, die uns der Aufmerksamkeit und des Dankes von jedem Verehrer der beyden Verewigten, denen sie geweiht sind, vor andern nicht unwürdig scheinen. Jedes derselben besteht aus einem Gedichte und aus einer kurzen Biographie, beydes von verschiedenen Verfassern und nicht gemeinem ob zwar ungleichem Wehrte. In der Todtenfeyer Zollikofers scheint uns der Biograph (Herr Kindervater) dem Dichter (Herrn Heydenreich) hingegen in dem Denkmal auf Stoll, der Dichter dem Biographen den Rang abgelaufen zu haben. Auch als bloße Skitze betrachtet läßt der Aufsatz des Herrn Pezzel manchen Lebensumstand des Verstorbenen vermissen, der für Leser außer Wien keineswegs übergangen werden durfte da man hingegen der Arbeit des Herrn Kindervaters da; Verdienst einer zweckmäßigen, mit Kürze verbundenen Voll-

ständigkeit ohne Bedenken einräumen muß. Auch scheint uns der leztere den der Würde seines Gegenstandes angemessenen Ton weit glücklicher erreichet zu haben, ohne sich von der Simplicität zu entfernen, die der erstere, wie er sich selbst zu erklären für nöthig fand, vorzüglich vor Augen hatte, die ihn aber unsres Bedenkens ein wenig zu einsylbig und trocken werden ließ. In der Trauerode auf Zollikofer, der wir übrigens ihr Verdienst nicht absprechen wollen, würden manche mühsam gesuchte Ausdrücke, wie z. B. Friedensdüfte, das frohe Zittern der trauten Schatten aus der Vorzeit, welche das Kommen des Seeligen ahnden, das Strömen der Harfe mit Meereskraft u. s. w. den Leser hindern dem Schwunge des Dichters zu folgen, wenn auch dieser Schwung an sich selbst weniger sichtbar als Wirkung einer gewaltsamen Anstrengung in die Augen fiele. Wie sehr wünschten wir in diesem ganzen phantasiereichen Gedichte eine Stelle zu finden, die wir, um dem vortreflichen Zollikofer auch in diesen Blättern ein kleines Andenken zu stiften, den folgenden Zeilen von Blumauer, mit dem das Denkmal auf Stoll schließt, an die Seite setzen könnten:

Viel ist es wenn die schwere Kunst zu heilen
ein Arzt mit eignem Forschergeist studiert,
und frühe schon in allen ihren Theilen
zum anerkannten Meister wird:
Noch mehr ists, wenn beym Anblik steter Schmerzen
sein Herz noch warm und fühlend bleibt,
und er zugleich mit Kopf und Herzen
die menschlichste der Menschenkünste treibt.
Doch wenn das schwere Heilgeschäfte
der Mann mit so viel Liebe führt,
daß er mit Aufwand seiner besten Kräfte
das Opfer seiner Kunst und seines Eifers wird:

Dann ist das Maaß des Edelmuthes voll,
und dieses Maas erfüllte — Stoll.
Er ließ, da er uns Sterblichen hinieden
so früh verschwand, die Frage unentschieden,
ob mehr in ihm der Arzt des Menschen Wehrt,
ob mehr der Mensch den Arzt in ihm geehrt.
Darum ihr Edlen all, die ihr, vereinet,
den Arzt und Menschenfreund in ihm beweinet,
wünscht Aerzten seine Kunst, und, was noch mehr den Schmerz
des Kranken lindert — auch sein Herz!

X.

---

2) Virgils Aeneis, travestiert von Blumauer, dritter Band. Wien bey Rudolph Gräffer und Compagnie. 1788. 180 S. kl. 8.

Wir erwähnen hier dieses so eben herausgekommenen dritten Bandes, mehr um unsre Freude über die langerwartete Erscheinung desselben mit unsren Lesern zu theilen, als um ihnen das Daseyn eines Buches anzukündigen, das sich wohl früher, oder doch wenigstens eben so bald als unsre gegenwärtige Anzeige, in den Händen der Meisten befinden dürfte. Daß dieser Band den vorigen in keinem der bekannten Vorzüge, denen sie ihre so allgemeine günstige Aufnahme zu danken hatten, nachgebe, möchte vielleicht das Geringste scheinen, was man von dem ungewöhnlichen Talente des Dichters, und zumal von der unerschöpflichen Ader des Witzes und der komischen Laune, die ihm auch der strengste Kunstrichter nicht absprechen wird, erwarten konnte. Allein es ist unsrer Meynung nach auch das Höchste, was man, wo nicht bey jedem poetischen Werke von lan-

 gem

gem Athem überhaupt, doch wenigstens bey jedem von der Art des Gegenwärtigen zu fordern berechtiget ist, wo der Wiz nicht nur die vornehmste Rolle, sondern noch dazu die einzige Rolle des Lächerlichen zu spielen hat, und folglich die Schwierigkeiten der Ausführung mit jedem neuem Fortschritte derselben sich im eigentlichsten Verstande verdoppeln müssen. Das zunehmende Interesse des Ganzen wird von denjenigen Lesern am wenigsten verkannt werden, die beym Lesen der ersten Bände über der Erschütterung ihres Zwerchfelles den ernsthaften Zweck des Verfassers nicht aus den Augen verlohren haben. Dieser Zweck erscheint nun hier in seinem vollsten Lichte, und mit ihm zugleich der gewiß jedem Menschenfreunde ehrwürdige Grund, womit Herr Blumauer seine von Pedanten und Frömlingen verschriene Unternehmung gegen seinen Freund Virgil rechtfertigt, warum er

so — wie Rom sich metamorphosirte
das Bild von dessen Hand
das längst kein Mensch mehr ähnlich fand
nun in ein anderes travestierte.

Recensent behält es sich vor, seine Gedanken so wohl über die Vollgültigkeit und Wichtigkeit dieses Grundes, als auch über die Zulässigkeit und Tüchtigkeit des Mittels, das der Dichter zu seinem Zwecke gewählt hat, in einem der nächsten Stücke des T. M. umständlicher zu sagen, welches ihm um so weniger überflüssig scheint, seitdem eine gewisse neue Modephilosophie unter den Protestanten nicht nur den übervernünftigen Glauben, sondern auch die auf demselben gegründete Hierarchie so laut und so ungestüm in Schutz nimmt.

R.

II. Ankündigungen.

1) Carl Joseph Bouginé Hochfürstl. Badischen Kirchenraths und Professors der Gelehrtengeschichte auf der Fürstenschule zu Karlsruhe, Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte nach Heumanns Grundriß.

Bey allen gelehrten Bemühungen unserer Literatoren fehlt uns noch ein vollständiges, richtiges, allgemeines und so viel möglich von Fehlern gereinigtes Handbuch der Gelehrtengeschichte, aus welchem jeder Freund der Litteratur sich belehren, und den Gang der Gelehrsamkeit sowohl, als die gelehrten Arbeiten der Schriftsteller bis auf unsere Zeiten kennen lernen kann.

Wir kündigen dem gelehrten Publikum ein Werk an, das nach dem Urtheile mehrerer Gelehrten dieser Absicht vollkommen entsprechen wird; ein Werk, an welchem der Verfasser seit vielen Jahren mit möglichstem Fleisse gearbeitet, und alles dahin Gehörige gesammelt, und geordnet hat. Heumanns Conspektus ist zwar zum Grunde gelegt, aber überall vermehrt unb verbessert. Zu Hambergers zuverlässigen Nachrichten, zu Cave u. a. welche literarische Werke geliefert haben, werden die beträchtlichsten Supplementen geliefert. Jöcher und Ladvokat werden mit ihren unbestimmten Nachrichten entbehrlich. Mit einem Wort, es ist eine Revision der Schriftsteller aller Zeiten bis jetzt, mit Auswahl und bescheidener Beurtheilung; eine zuverläßige Nachricht der merkwürdigsten Begebenheiten in der gelehrten Republik; ein allgemein brauchbares historisches Handbuch für jede Classe der Gelehrten. Wir legen hier die Uebersicht vom Ganzen vor, mit der redlichen Versicherung, daß alles im ganzen Werk gewissenhaft, mit möglichster Kürze ausführlich, deutlich und in einem gefälligen reinen

Styl bearbeitet sey. Das ganze Werk enthält folgende Abtheilungen.

1) Abtheilung. Von den wesentlichen Theilen der Gelehrtengeschichte, von ihrem Umfang, Nutzen, Fehlern, Abwegen, ꝛc.

2) Abth. Von den Schriftstellern der Gelehrtengeschichte, scientifisch und chronologisch, bis auf unsere Zeiten.

3) Abth. Von der Schreibkunst, wie sie nach und nach entstanden. — Von Erfindung der Buchstaben — Von den verschiedenen Schriftarten, Schreibarten, Schreibmassen, Schreibinstrumenten. — Von den ältesten Büchern und Büchersammlungen. — Von der Buchdruckerkunst, Wann? Wo? von Wem? sie erfunden worden sey; von den berühmtesten Buchdruckern ꝛc. kurz und vollständig, alles mit den nöthigen Beweisen aus den Quellen belegt, und mit Citaten versehen.

4) Abth. Vom Anfang und Fortgang der Gelehrsamkeit; Gelehrtengeschichte der Israeliten; von den kanonischen und apokryphischen Schriften, Commentaren darüber, Uebersetzungen, Ausgaben ꝛc. 70 Dollmetschern ꝛc. — Was zu den Künsten und Wissenschaften Anlaß gegeben? — Von den Aegyptern, ihren Gelehrten und gelehrten Anstalten ꝛc. — Von den Chaldäern, Persern, Phöniciern, Scythen und Geten ꝛc. — Von den Griechen, ihrer Philosophie, ihren classischen Schriftstellern, biographisch und kritisch, mit Citaten; von den berühmtesten Schulen und Bibliotheken der Griechen; — Eben so von den Römern, ihren Claßikern, Bibliotheken, gelehrten Anstalten ꝛc. — Epoche der christlichen Religion; von ihrem göttlichen Stifter in Bezug auf Gelehrsamkeit: von den Verfassern der im Kanon des N. B. enthaltenen Schriften, deren Hauptausgaben, Uebersetzungen,

gen, Commentaren ꝛc. — Von den Kirchenvätern und ihren Werken ꝛc. vollständiger als Cave ꝛc. — Vom Corpus juris, dessen Verfassern und Hauptausgaben ꝛc. — Von Muhammed und seinem Koran, dessen Ausgaben, Uebersezungen ꝛc. — Von den vornehmsten Schriftstellern durch alle Jahrhunderte bis auf die neuesten Zeiten in jedem Fach biographisch; von ihren gelehrten Arbeiten, deren Ausgaben kritisch, mit den nöthigen Citaten, mit beygesezten Preisen bey den Büchern, Nebenbestimmungen ꝛc. — Von jedem Jahrhundert kurze Uebersicht nach allen Theilen der Gelehrsamkeit; — Geschichte der Mäcene, Akademien, Schulen, Bibliotheken ꝛc. — Ueberall Auswahl mit gehörigen Supplementen.

5) Abth. Von den Schicksalen der Gelehrsamkeit, oder Geschichte der zum gelehrten Fach gehörigen einzelnen Wissenschaften.

6) Abth. Von der Bücherkunde.

7) Abth. Von den Gelehrten.

Das ganze Werk möchte etwa 4 Bände in gr. 8. jeden zu zwey Alphabeten betragen, und wird mit dem vollständigsten Realindex beschlossen.

Die Besorgniß eines Nachdruckes, und dann, um zu wissen: ob wir zu einer solchen Unternehmung die erfoderliche Anzahl Käufer finden werden, nöthigt uns den Weg der Subscription einzuschlagen. Die Unterzeichnung also ist mit diesem Plane geöfnet, und findet bis zum ersten Heumonat dieses Jahres statt.

Da wir anfänglich keinen Vorschuß, sondern nur Verbindlichkeit zum Kaufe dieses Werkes fodern: so bitten wir die Hrn. Buchhändler oder andere Beförderer, die sich mit der Collecte abgeben wollen, uns die Nameu ihrer

Subscribenten, spätest im Laufe des Heumonats dieses Jahres, entweder gerade nach Zürich, oder unter unsrer Addresse nach Leipzig zu senden, damit wir nach deren Zusammenberechnung unsern Entschluß nehmen, und ohne weitern Verzug mit dem Drucke anfangen können.

Wer sich mit Collekten von Subscribenten bemühet, erhält das Sechste Exemplar frey, im Papier, nicht aber durch Abzug des Geldes.

Noch vor Ende dieses Jahres würde der erste Band von zwey Alphabethen erscheinen. Das Format würde gr. 8. mit Garmond und kleinern Noten-Schrift, auf schönes weißes Papier gedruckt.

So bald nun dieser Band die Presse verläßt, benachrichtigen wir sogleich die Herren Collekteurs, und senden auf Dero Kosten von Zürich, Frankfurt, oder Leipzig aus die subscribirten und Gratis-Exemplare.

Gleich auf die von uns erhaltene Nachricht, daß ein Band die Presse verlassen, werden die Herren Collekteurs für diesen Bogen von den Subscribenten fl. 4., oder 2 Rthlr. 12 gr. in Louisdor à 5 Rthlr. einziehen, und eben so viel, als Vorschuß für den zweyten Band (der ohne Fehl auf Ostern 89 erscheinen wird.)

Dieses subscribirte und für die Folge vorgeschossene Geld fl. 8. oder 5 Rthlr. senden dann die Herren Collekteurs, von dem in unserm Absendungsaviso ausgestelltem Tag an zu Zeit 4. Wochen in acceptablen Wechseln ober Baarschaft an unser hiesiges Haus, oder an dasjenige in Leipzig. Wer aber nach dieser Vorschrift nicht in ordentlichen Terminen bezahlt hat, dem liefert der Collektor den Band nicht ab, oder die Verleger dem Collektor nicht die Fortsetzung.

Den

Den 3ten Band gedächten wir auf Michaelis 89. und den 4ten am Ende Decembers gleichen Jahres zu liefern. Auch auf diese zwey Bände geschieht Vorschuß; nämlich bey Empfang des zweyten Bandes auf den dritten fl. 4. oder 2 Rthlr. 12 gr. und bey Empfang des dritten Bandes auf den vierten fl. 4. oder 2 Rthlr. 12 gr. Bey Auslieferung des vierten Bandes werden wir die mehrere oder mindere Bogenanzahl des ganzen Werkes berechnen, und nach dem im gegenwärtigen Plane angenommenen Verhältnisse die Subscriptionsgebühr entweder vermehren oder vermindern, also, daß das vollständige Werk ungefähr auf fl. 16. oder 10 Rthlr. zu stehen kömmt.

Diejenigen aber, die uns nicht durch Subscription und nachherigen Vorschuß begünstigen, bezahlen am Ende für das ganze Werk den vierten Theil mehr.

In allen Buchhandlungen Teutschlands kann unterzeichnet werden.

Zürich, im Hornung 1788.

Orell, Geßner, Füßli und Comp.

---

2) In der nächsten Ostermesse kommt zu Leipzig in Jacobäers Verlag in zween kleinen Bänden, jeder Ein Alphabet, heraus: Manch Hermäon im eigentlichen Sinn des Worts, vom Verfasser von Sophiens Reise.

Die Griechen nannten (laut näherer Nachweisung in meiner Vorrede) jeden gemachten Fund: Hermäon; und das deswegen, weil sie ihn dem Hermes zuschrieben. Manchen Fund dieser Art enthält dem zufolge mein Buch: das heißt: Benutzung (oft weitläuftige Ausführung) dessen was

im Lesen der Alten und Neuen mir auffiel, und was dann Darstellungen veranlaßte, welche Eines Theils für die Fortsetzung von Sophiens Reise bestimmt waren. So z. E. andrer Erzählungen jener Art hier nicht zu erwähnen, kommt im zweyten Bande eine ganze Reihe von Briefen vor, welche Herr Puf, die Geschichte seiner Tochter betreffend, an mich geschrieben hat. Soviel zur Erklärung des Titels, welchen ich (s. S. 3.) absichtlich deswegen gewählt habe, weil er – dunkel ist.

Bey diesem Anlas bekenne ich mich zugleich zu einer in jenem Verlage unlängst erschienenen und in allen Buchläden schon vorfindlichen Schrift:

Für Töchter edler Herkunft, eine Geschichte.

mit dem (ich hoffe, sehr wahren) Motto: Nemo apud nos qui idem tentauerit; nemo apud Graecos, qui vnus, omnia ea tractauerit; denn mein Schweigen hilft mir nichts, seitdem einige Recensenten, der lezten Zeile meiner Vorrede zum Troz, mich, frisch von der Faust weg, genannt haben. Sie erwogen nicht, daß eine so sehr günstige Aufnahme dieser Geschichte mirs über lang oder kurz zur Pflicht machen würde, dankbar dem Publico und vorzüglich den Müttern, mich zu nennen. B. den 9ten Jan. 1788.

Der Verfasser.

---

3) Archiv für die Geschichte der Arzneykunst.

Kein Theil der Arzneykunde liegt so unbearbeitet und vernachlässigt, als ihre Geschichte. Noch besitzt keine Nation ein vollständiges und zweckmäßiges Werk über dieselbige, und selbst die vorhandenen Bearbeitungen der ältern Geschichte sind nicht mit dem Geiste eines Hänslers und

Möh-

Möhsens abgefaßt. Nicht einmal ein brauchbares, unsern Zeiten angemeßnes Handbuch ist vorhanden, welches nur das bisher bekannte richtig umfaßte. Aber weder zu diesem noch jenem ist Hofnung, so lange nicht im einzelnen vorgearbeitet, Materialien durch einzelne Erörterungen gesammelt werden. In dieser Hinsicht, und um manchen vielleicht schlummernden Freund der Geschichte zu wecken, habe ich mich entschlossen, ein eignes Archiv für die Geschichte der Arzneykunde, in ihrem ganzen Umfang, anzulegen. In einer ausführlichen Ankündigung, welche in den nächsten Wochen abgedruckt seyn wird, lege ich meinen Plan und meine Ideen näher dem Publikum vor, und zur Ostermesse 1788. wird das erste Stück des Archivs, im Grattenauerischen Verlag allhier, selbst erscheinen.

Nürnberg, am 24. Decemb. 1787.

Dr. Philipp Ludwig Wittwer.

---

4) Ankündigung eines Erbauungsbuch für Familien.

Herr Hundeiker in Großen-Lasser gab vor zwey Jahren ein Erbauungsbuch unter dem Titel:

Häusliche Gottesverehrungen für christliche Familien

heraus, welches so allgemeinen Beyfall fand, daß schon seit länger als einem Jahre keine Exemplare mehr zu haben sind, ohngeachtet es außer der Gegend des Herrn Verfassers nur wenig bekannt wurde. Diese gute Aufnahme, der Beyfall, mit dem dieser erste Versuch in mehreren gelehrten Journalen, namentlich der allgem. teutschen Bibliothek, der Jenaer allgem. Litt. Göttinger und Hallischen gelehrten Zeitung

an-

angezeigt und empfohlen wurde, und vorzüglich das Verlangen mehrerer hat den Herrn Verfasser veranlaßt, eine neue durchaus verbesserte und mit funfzig neuen Andachten vermehrte Ausgabe dieser häuslichen Gottes-Verehrungen zu besorgen. Diese erscheint künftige Ostermesse 1788 in meinem Verlage, und ich will jetzt denen, welchen die erste Ausgabe nicht bekannt worden, etwas von der Absicht des Herrn Verfassers bey diesem Familien-Erbauungsbuche sagen.

Er hat sich bemüht, für jede Lage und jedes Verhältniß der Familien mehrere Betrachtungen niederzuschreiben, welche die Andacht der Theilnehmenden daurend erhalten, edlere Gefühle der Seele aufregen, oder darin befestigen, das Herz christlicher Empfindungen fähig machen und mit heilsamen Entschlüssen für Rechtschaffenheit und Tugend beleben könnten. Ganz vorzüglich bestrebte er sich, alle zweckwidrige, unschickliche und der Würde der Religion nicht angemessene Ausdrücke zu vermeiden, dagegen aber das Herz der Betenden zu erwärmen, und sich bey jeder Andacht die Frage gegenwärtig zu erhalten: wird diese, häusliche Glückseligkeit und Zufriedenheit, herzliches beruhigendes Vertrauen zu Gott und fromme Gesinnungen erwecken und befördern? — Daß der Herr Verfasser diese seine Absicht erreicht, dafür bürgt, dünkt mich, der ausserordentliche Beyfall, der schon seinen ersten Versuch begleitete, und diesem zweyten um so gewisser folgen wird, da er durchgehends so sehr verbessert ist und außer den funfzig neuen Andachten verschiedene Aufsätze enthält, welche sonst in dergleichen Andachtsbüchern nicht vorkommen.

Zu Anfang und zu Ende einer jeden Andacht befinden sich auch einige Verse aus den besten Liedern, die gemeinschaftlich von der Familie gesungen, ihren Endzweck, die

An-

Andacht zu erheben und stärkere Empfindungen zu erwecken, gewiß nicht verfehlen werden.

Dies Erbauungsbuch wird 2 Bände, und beyde ohngefähr 46 — 48 Bogen in gr. 8. betragen; auf gutes weißes Druckpapier und mit solchen Lettern, die jeder mit bloßen Augen gut erkennen kann, gedruckt werden. Um es dem Publiko auch zugleich wohlfeil liefern zu können, ersuche ich alle Freunde einer vernünftigen häuslichen Erbauung, diese Nachricht bestens bekannt zu machen und 1 Rthlr. 4 gr. auf jedes Exemplar bis zur nächsten Leipziger Oster-Messe, in der es gewiß erscheinen wird, voraus zu zahlen. Nach diesem Termin kostet es 1 Rthlr. 16 gl. Wer die Bemühung, Pränumeranten zu sammlen, über sich nehmen will, dem liefere ich für 6 Exemplare, die er bezahlt, das 7te Exemplar gratis.

Man kann in allen Buchhandlungen, und da, wo diese nicht sind, auf allen löblichen Postämtern pränumeriren, welche letztere sich dann an das hiesige Königl. Hof-Postamt zu addressieren belieben. Berlin, im Januar 1788.

Friedrich Vieweg, der ältere.

---

5) Nachricht die Zweybrückische Ausgabe der Naturgeschichte des Hrn. v. Buffon betreffend.

Von der hiesigen neuen Ausgabe der histoire naturelle de Mr. le Comte de Buffon, in 43 Bänden, ist neulich die 8te Lieferung erfolgt, und mit derselben wären nun überhaupt 24 Bände, wovon 3 vierfüßige Thiere enthalten, wirklich im Publikum erschienen. Der Subscriptionspreis, in dem die Liebhaber auch dermalen noch die Exemplare erhalten können, und der nur bezahlt wird, wie man die Lieferungen erhält, ist folgender:

Ein

Ein Exemplar	1ster Klasse ohne Kupfer			43 Livres.
—	—	2ter	— mit schwarzen Kupfern	86 —
—	—	3ter	— mit ausgemahlten Vögeln	154-16 ſ.
—	—	4ter	— mit ausgemahlten Vögeln und 4füßigen Thieren.	226 - 16 ſ.

Wer alles will broschirt geliefert haben, zahlt 3 Sols für den Band mehr. Liebhaber, welche dieses Werk auf feinem Papier zu erhalten wünschen, zahlen 24 Livres überhaupt weiter; und für 12 Livres wird das Exemplar lissirt (geglättet) geliefert, es sey feines, oder gewöhnliches Papier.

Von den Vorzügen dieser Ausgabe brauche ich hier wohl nichts zu erwähnen, da die Probe davon vor Augen liegt. Beynahe die Hälfte der Figuren ist — neu nach der Natur gezeichnet, nnd von — einem Manne, den man als einen Künstler von großen Talenten kennt.

Die Liebhaber, welche auf dieses schöne Werk noch subscribiren, oder Subscribenten sammlen wollen, belieben sich an unterschriebenen Generalkorrespondenten der typographischen Gesellschaft zu wenden, der ihre Bestellungen prompt besorgen, auch alle sonstige Nachrichten ihnen förderlichst ertheilen wird. Zweybrücken, den 24 Hornung 1788.

Ludwig Philipp Hahn,
Herzogl. Cammer-Sekretair.

---

6) Von einem neulich im Iournal de Paris angekündigten nachgelaßnen Werke des berühmten Savary, nehmlich seinem Tagebuch einer Reise durch die Levante und die Inseln des Griechischen Archipelagus, für dessen Werth die reizenden und so allgemein beliebten Briefe eben dieses Verfassers über Egypten Bürge sind, wird im Verlage des Hrn. Buch-

Buchhändlers Göschen in Leipzig eine Uebersetzung von guter Hand erscheinen.

---

7) In bevorstehender Leipziger Ostermesse erscheinen im Verlag der Weidmannischen Buchhandlung die zwey ersten Theile von Wielands neuer Uebersetzung der sämtliche Werke Lucians, mit Anmerkungen und Erläuterungen. Der dritte Theil ist unter der Presse, und wird wenige Wochen nach der Messe ebenfalls fertig seyn

---

8) Von der Sammlung der vorzüglichsten Englischen Geschichtschreiber, Weltweisen und Dichter, welche wir im October vorigen Jahres angekündiget haben, sind nunmehr die drey ersten Theile von des berühmten *Gibbons* History of the Decline and Fall of the Roman Empire zu Basel bey J. J. Turneisen in Median-Octav gedruckt erschienen. Papier und Druck sind ungemein schön, und der Preiß von 21 gr. für einen Band ist in dieser Rücksicht und in Vergleichung mit dem hohen Preise der englischen Ausgaben sehr gering. Da die Ausführung dieser alle mögliche Aufmunterung verdienenden Unternehmung von einer hinlänglichen Anzahl Subscribenten abhängt, so läßt uns die immer zunehmende Liebe der Englischen Sprache und Litteratur hoffen, daß es daran nicht fehlen werde, da die Bedingungen auf Seiten der Unternehmer so äusserst billig und dem Publico vortheilhaft sind. Was zunächst auf Gibbons Geschichte folgen soll, werden des Grafen von Schaftesbury Charakteristiks seyn, ein Werk, von welchem ich meine Meynung nicht kürzer sagen kann, als daß, wenn mir aus allen Büchern in der Welt nur drey zu besitzen erlaubt und die Wahl mir überlassen wäre, es nach Homer und Shakespear das Dritte seyn würde. — Wegen der Subscription kann

man

man sich auf der Leipziger Ostermesse an Hrn. Ettinger von Gotha wenden; übrigens wird sie in allen Buchhandlungen, und also auch in der Hoffmannischen hier in Weimar angenommen.

W.

---

9) Die Pränumeranten auf Göthe's Schriften werden in der bevorstehenden Leipziger Ostermesse den 5ten Band erhalten. Er enthält den vollendeten Egmont und die beyden Singspiele: Claudine von Villa Bella und Erwin und Elmire ganz neu bearbeitet. Von den Skizzen dieser beyden Stücke in der vorhergehenden Ausgabe sind nur die Nahmen und einige Liedgen übrig geblieben. Die Sorgfalt und Mühe des Herrn Verfassers bey der Vollendung und Umarbeitung dieser sämtlichen Schriften wird das Publikum für die spätere Erscheinung schadlos halten. Diesen Band hat Madame Angelika Kaufmann mit einer Zeichnung, welche Herr Lips in Rom gestochen hat, geziert. Um allen ungerechten Urtheilen über die äussere Gestalt dieser Ausgabe zuvor zu kommen, muß ich hier öffentlich anzeigen, daß dieselbe blos als eine bequeme Hand- oder Taschen-Ausgabe anzusehen ist. Wer dieselbe auf starkes holländisches Papier verlangt, beliebe sich bey mir zu melden, und wer solche auf diesem Papier siehet, wird mich hoffentlich von der Beschuldigung frey sprechen, daß das äusere dieser Werke vernachläßiget sey. Eine prächtige Ausgabe werde ich alsdann liefern, wenn ich mit mehrerer Sicherheit den Enthusiasmus meiner Nation für ihre guten Schriftsteller berechnen kann.

Leipzig den 4ten März 1788.

Georg Joachim Göschen.

Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht, vorzüglich für den aufgeklärtern Theil desselben. 2 Bände in groß 8vo. Leipzig bey G. J. Göschen.

Daß es bey der ächten Gottesverehrung und bey der wahren Tugend hauptsächlich auf die Güte und Zweckmäßigkeit der Andachtsübungen, als der eigentlichen Hülfsmittel dazu ankomme, daran wird wohl niemand zweifeln. Für den Menschen und Christen überhaupt, ist nun auch in diesem Stücke vortreflich gesorgt; aber noch immer hat das weibliche Geschlecht kein eignes Erbauungsbuch, in welchem auf die besondern Verhältnisse, Verbindungen und Anlagen desselben, auf das gegenwärtige Zeitalter, auf den herrschenden Ton, auf Lieblingsmeinungen und Vorurtheile, auf den Geist der Mode u. s. w. Rücksicht genommen wäre. Diesem Bedürfnisse soll, wie ich hoffe, durch ein Buch abgeholfen werden, welches künftige Ostermesse in meinem Verlage unter dem Titel: **Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht, vorzüglich für den aufgeklärtern Theil desselben** in 2 Bänden in gr. 8vo erscheinen wird. Herr Marezoll, der die ganz vorzügliche Freundschaft des seligen Zollikofers genoß, (siehe die Vorrede zu den Predigten von J. G. Mare-

zoll 1787. Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich) hat das gegenwärtige Andachtsbuch nach einem von diesem durchaus gebilligten Plane bearbeitet, welcher folgender ist:

Plan des ersten Theils.

Einleitende Betrachtung über die Bestimmung und Ausbildung der weiblichen Anlagen zur Vollkommenheit, — und die Grundzüge des Gemäldes eines so ausgebildeten und vollkommnen weiblichen Charakters.

Erster Abschnitt.

Uebungen im Nachdenken über die Bestimmung des weiblichen Geschlechts im Ganzen.

Erste Uebung: Die Nothwendigkeit und Vortheile dieses Nachdenkens.

Zweyte Uebung: Nachdenken über die Bestimmung des weiblichen Geschlechts zur häuslichen und ehelichen Verbindung.

Dritte Uebung: Nachdenken über die Bestimmung des weiblichen Geschlechts zur Pflege und zur ersten Bildung der Kinder.

Vierte Uebung: Nachdenken über die Bestimmung des weiblichen Geschlechts in Absicht auf Geselligkeit und die Pflichten im Umgange.

Fünfte

Zweyter Abschnitt.

Ermunterung zu den vornehmsten Tugenden und Warnung für den herrschendsten Fehlern des weiblichen Geschlechts in Morgen- und Abendandachten.

Dritter Abschnitt.

Betrachtungen über einige vorzügliche Hindernisse und Beförderungsmittel der weiblichen Tugend.

Inhalt des zweyten Theils.

Erster Abschnitt.

Zweyter

Zweyter Abschnitt.

Die Jungfrau.

Dritter Abschnitt.

Die Gattin und Hausfrau.

Vierter Abschnitt.

Die Mutter.

Fünfter Abschnitt.

Die Wittwe und Matrone.

Ich lasse dieses Buch in 2 Bänden auf sehr weißes Papier mit ganz neuen Schriften drucken. Vor den Titel kommt ein Kupfer: Die Religion, wie sie zwischen Gott und Menschen Friede macht, und auch auf das Grab getrost hinblicken lehrt, der sich ein junges Mädchen in die Arme wirft.

Das Zeugniß einsichtsvoller Männer giebt mir die Ueberzeugung: daß in diesem Erbauungsbuche keine gewagten Meinungen und schädliche Lehrsätze vorkommen, daß es mit Behutsamkeit, mit Kenntniß des Menschen und der Welt, mit Geschmack und Stärke, in dem Geist des wahren Christenthums geschrieben ist, und vielen Nutzen stiften wird. Ich verlange weder Subscription noch Pränumeration, sondern wünsche nur Aufmerksamkeit auf ein

Buch

Buch zu erregen, welches nicht verdient, unter der Menge neuer Erscheinungen übersehen zu werden. Daher bitte ich alle meine Freunde, denen diese Ankündigung zu Gesichte kommt: dieselbe zu verbreiten, und die Liebhaber an die Buchhandlungen ihres Ortes oder in Ermangelung derselben unmittelbar an mich zu weisen. Der Preis wird ungefähr 1 Rthlr. 8 bis 1 Rthlr. 16 Gr. seyn. Für die ärmeren Gegenden Deutschlands und für unbemittelte Personen werde ich in kurzer Zeit eine Ausgabe auf schlechteres Papier, und mit kleinen Lettern veranstalten, welche so wohlfeil werden wird, daß kein spekulirender Nachdrucker dabey seine Rechnung finden soll.

Georg Joachim Göschen.

Buchhändler in Leipzig.

Der

Teutsche Merkur

vom

Jahre 1788.

Ihro Römisch-Kayserlichen Majestät
zugeeignet.

Mit Königl. Preuß. und Churfürstl. Brandenburg.
gnädigstem Privilegio.

Zweytes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutsche Merkur.

April 1788.

I.
Ueber Polytheismus.

(veranlaßt durch das Gedicht, die Götter Griechenlands, im letzten Stücke des T. M.)

Die Götter sind von jeher aus des Menschen Brust gekommen. Nachdem in dem Menschen, mehr oder weniger, das Gefühl des Unendlichen reizbar wurde, und er durch eine lebhaftere oder dumpfere Hülle beschränkt war, nachdem schuf er sich auch Götter, und gab ihnen eine ernsthafte oder fröliche, dunkle oder lichte Gestalt, legte Furcht oder Liebe, Haß oder Leichtsinn in sie, und verehrte so, umhüllt mit einem Flor des Seltsamen und Unbegreiflichen, seine eignen Bedürfnisse und Leidenschaften.

Es giebt Völker, bey denen diese Regungen nie zu solcher Merkbarkeit hervorgestochen sind, und das sind Völker, die, bey gesunden aber rohen Leibeskräften, stets eine starke Sorge für das Irrdische beschäftiget hat.

„Was meynt ihr, fragte Pater Dobrizhofer einen der klügsten alten Abigonen, an einem sternreichen Abend um den Feuerheerd mit ihm gelagert; was meynt ihr, sollte alles dieses Heer der Sterne, nebst Erde, Sonne und Mond, nicht durch ein weises, mächtiges Wesen hervorgebracht worden seyn, da ihr doch seht, daß auf der Erde nichts ohne Ursache geschieht? Wie sollten solche große Dinge ohne eine ausserordentliche Wirkung haben entstehen können? — Was haben eure Voreltern hierüber gedacht? was denket ihr hiervon?"

„Guter Pater, antwortete der alte Abigon, unsre Voraltern dachten nie an so etwas. Sie bekümmerten sich nicht um den Himmel, und sahen sich nur auf der Erde um, wo sie Weide für ihre Pferde hernehmen möchten." —

Diese Völker genießen ein langes dauerhaftes Leben, und sind in einem sehr hohen Alter noch zu allen Leibesübungen geschickt.

Andre Nationen haben schon ein tieferes Gepräge des Nachsinnens und der Reizbarkeit gehabt. Die Egypter verehrten beynahe alles, was sie sahen, als göttlich. Bey der grossen und seltsamen Revolution, die ihr Land jährlich durch die Ueberströmung des Nils erfährt, wurden ihnen die Wirkungen der Natur, als ausserordentliche Kräfte, gleichsam sichtbarer vor Augen gelegt. Das schnellerregte Leben aus den Flu-

Fluthen und dem Schlamme des öden Wassers, mußte auch ihre Sinnen heftig erregen, und zugleich das Gefühl von Unterhalt und Nuzbarkeit. Sie sahen ein plötzlich Daseyn aus Nichts gleichsam alljährlich vor sich entstehen; Insekten und Schlangen, die sich bewegten; Vögel, die herbeyeilten, ihnen diesen unnützen Unrath vom Leibe zu schaffen; das Kraut, zu ihrer Nahrung, wuchs aus der durch sie gereinigten Erde. Der Stier stand ihnen bey, und half ihnen den Reichthum ihres irrdischen Segens zu vollenden. Sie mußten ihn gleichsam, in dem religiösen Gefühle für alle Dinge, anbeten. Er war ein ausserordentliches Wesen für sie, ihr mehr als treuer Gehülfe. Hier war also auch der Siz der Vielgötterey; in diesem Lande haben sich die tiefsten religiösen Begriffe gebildet, und das aus sehr natürlichen Ursachen. Sie hatten auch Zeit, ihnen auf ihren einsamen Bergen, während der langen Ueberschwemmung, nachzuhängen; und sinnender Müssiggang, bey dumpfen Gefühlen und lebhaften Erscheinungen, ist fast immer die Mutter und beste Sängerin der Religionen gewesen.

Auch die Griechen hatten, aller Wahrscheinlichkeit nach; ihren Polytheismus aus Egypten ererbt. Die Natur war aber bey diesen schon fertig und da, sie brauchte nicht alljährlich erneuert zu werden; drum wirkte sie bey ihnen auch auf andre Art. Hier waren Menschen, die sich bildeten, oder gebildet werden sollten. Sie nahmen daher die Figuren, unter welchen die

Egypter rohe Naturbegebenheiten vorstellten, und bildeten Helden daraus, oder menschliche Wesen von übernatürlichen Eigenschaften. Dieß war zu ihrem Gebrauch. Auch sorgten sie für scheinbare oder erdichtete Thaten bey denselben, und ließen ihnen viel von der Schwäche sinnlicher Leidenschaften, für die sie selber einen so großen Reiz hatten. So entstanden auch hier die Götter aus den Bedürfnissen des menschlichen Lebens und des menschlichen Herzens.

Was weiter mit diesen Göttern vorgefallen sey, weiß man aus der Geschichte; und daß die verpflanzten Götter wieder viel von dem Charakter und Bedürfnissen des Landes angenommen haben, worein sie versezt worden. So spielt Mars immer bey den Römern die Hauptrolle, der bey den Griechen nicht so hoch an stund, wo Phöbus Apollo die wirksamste Gottheit war.

Unter diesen rohern Begriffen der Völker bildete sich aber immer mehr die weise Abstraktion einzelner Menschen. Diese fühlten die höhern Bedürfnisse des Geistes, selbst der Sinnlichkeit. Sie läuterten daher die blos sinnlichen Begriffe zu einem geistigen Daseyn. Venus wurde von einer Volksdame zur Göttin des höchsten Reizes und der höchsten Schönheit, und hieß bald Urania. Apollo ward der Gott des Lebens und der höchsten Gefühle; er hatte Schönheit, Thaten, Lieder und Weisheit. Sie fühlten, daß sie dem himmlischen Chor einen Vorsteher, einen Alten, ge-

ben

ben musten, und so ward Saturn und nach ihm Jupiter dazu bestimmt. Hier war immer sinnliches Anschauen mit feiner Betrachtung und Abstraktion vermischt, und dieß gab der griechischen Göttergeschichte eine so reizende Bildung, so hohe geistige und zugleich sinnlich faßliche Gestalten.

Dieses hohe Gemisch von geistigem und sinnlichem Reize, das sich nur bey einem Volk erhalten konnte, dessen Daseyn eben so sinnlich, geistig gemischt war, gieng verlohren. Die Menschen wurden wieder Barbaren, roher als vorher; doch blieben die Figuren des Geistes und der feinern Sinnlichkeit in Werken der Kunst noch übrig. Was daraus geworden sey, wissen wir.

Von einem Volke, welchem die Knechtschaft die Gefühle feinerer Sinnlichkeit benommen hatte, und das doch in sich geistig, stolz und strenge war, pflanzten sich die Begriffe von einem einzigen, allwissenden, allmächtigen, vorsorgenden und ganz geistigen, — aber zugleich höchstpartheyischen, hizzigen und strengen Gotte fort. Diese milderten sich in dem Geiste des Christenthums, und da jene sinnlichgeistige Menschheit zerstöret war, und der Barbarensinn sich auf den Trümmern derselben zu feinerer Habsüchtigkeit zu bilden anfieng: so wurde der Geist des Christenthums unter habsüchtige politische Eigenschaften gemischt, und so entstand eine fürchterliche Zusammensezzung von

reinem abstrakten Geist und roher sinnlicher Barbarey. Der Glanz der griechischen Künste wurde nur zum Theil zum Putz der priesterlichen Gewänder, oder zu Auszierung für Bilder und Gebäude jener himmlischen Barbaren, die man Heilige nennt, angewendet.

Dieß ist der Geist und das Wesen des Pabstthums bis auf diesen Tag. Was daraus folgen muste, ist zum Theil auch jetzt schon klar. Der Geist der Barbaren bleibt unter Noth und Knechtschaft. Da ist an kein freyes sinnlichgeistiges Daseyn mehr zu denken, oder es wird Uebermuth, Stolz und Ueppigkeit. Aber die Hülfe der Zeiten, Kenntniß und Wissenschaft drängt sich doch, unter der Rinde des geistigen Despotismus, beym Einfluß milderer Sonnen immer ausgebreiteter fort. Das Sinnliche zerfällt und bleibt mehr oder weniger in seinem bloßen Naturrecht; aber es etablirt sich, statt dessen, politischere Klugheit, und, wenn ich so sagen darf, ein neues Geisterreich, enger zusammengedrückt, in seiner wahren Wesenheit; zuweilen unter Dunst, Rauch und falschem Schimmer sich emporarbeitend, nichts desto minder aber zu mehrerer Kraft aufstrebend, und in stärkerer Deutung der Welt darlegend, daß menschliche Eigenschaften in keinen festumschloßnen Kreis eingeschränkt werden können — daß immer ein anderes Daseyn unter anderer Gestalt hervorkomme, und daß Geist und Licht doch die Vollkommnheiten seyen, zu welchen das Menschengeschlecht

durch

durch aller Zeiten Lauf und Umstände sich emporarbeiten müsse. Dies ist der Zustand und der Vortheil unsrer gegenwärtigen Zeiten.

Von dem Alter des Mannes die aufblühende sinnliche Kraft der Jugend wieder zu verlangen, hieße das unmögliche von der Natur fodern. Unsre Denkart kann, alle äusserlichen Umstände ungerechnet, nimmermehr in die Zeiten der Griechen und Römer zurücktreten. Auch Bachus und Venus und der kleine Cypripor erscheinen bey uns in anderer Gestalt. Sie sind mit uns männlicher herangewachsen. Wir kosten ihre Reize und erheitern uns frölich in ihrer Gesellschaft, aber sie müssen sich auch mit uns über andre Gegenstände zu unterhalten wissen; sonsten fühlen wir bald, daß man sich mit dem Gotte des Weines, wenn er auch noch so Freudetrunken ist, beym langen Herumziehen auf seinen Bergen ennüyiren könnte; daß Venus, so himmlischschön sie auch von Gestalt wäre, doch Ekel und Ueberdruß geben könnte, wenn sie nicht zugleich Merkmale des himmlischen Seelenreizes gäbe; und daß der kleine Gott, der immer nach Herzen zielt, auch zuweilen seinen Bogen höher richten dürfe, und am Himmel und auf der Erde Gegenstände seiner feurigen Lust und seines brennenden Eyfers genug finden werde.

Wir wollen also keiner dieser artigen Gottheiten das Recht bey uns versagen, und hoffen, daß sie sich

vielmehr, der Natur der Dinge gemäß, ein wenig nach unsern Sitten und Einrichtungen bequemen werden. Sie selbst auch sind zu verständig, als daß sie sich in den metaphysischen Zirkel wagen sollten, noch sich mit den mannichfaltigen Vorstellungen und Abstraktionen eines metaphysischen Grundwesens der Natur der Dinge in Eine Wagschaale zu legen getrauten. Hierüber ins unendliche zu spekuliren, überlassen sie dem Bedürfniß der gegenwärtiger Zeit, die ihre weiten geistigen Räume und Untiefen mit etwas täuschendem auszufüllen sucht. Sie aber genießen mit uns des Einflusses himmlischer Dinge, und beugen sich unter den Gesezzen der Nothwendigkeit und der Natur.

So ist ihr kleiner Flitterstaat eben nicht sehr zu bedauern, und das Glück der Menschen leidet nicht darunter, daß es stets von Gestalt wechselt und nach neuen Inseln schift.

II.
Auszüge
aus einem
ungedrukten Tagebuche
eines Reisenden
von den Jahren 1784 und 1785.

War es noch Groll, wegen der Theilnahme des sardinischen Königs an der neuerlichen gewaltsamen Beruhi-

ruhigung der Stadt, oder hatte es ältere und gegründetere Ursachen, das weiß ich nicht; genug man schilderte mir in Genf seine Staaten und seine Einrichtungen auf eine Art, die fähig war, die guten Erwartungen zu vertilgen, die ich mir von der Reise dahin gemacht hatte. Auf Anrathen meiner Freunde hatte ich mit einem Turiner Kutscher nicht nur den ganzen Transport und die Kost unterweges verdungen, sondern sogar einen schriftlichen Kontrakt darüber aufgesetzt, den er mir unterschreiben muste; und es fehlte nicht viel, so hätte ich alles wieder aufgesagt, weil ich es unerträglich fand, mir ein Volk zu denken, unter dem Treu und Glaube so selten wäre, daß schon Kleinigkeiten, wie eine solche Reise, bey der man doch nur wenige Tage mit einander zu thun hat, schriftliche Verbindlichkeiten nothwendig machten. Ich reiste aber endlich doch in den ersten Tagen des Jänners 1784 von Genf ab, und tröstete mich damit, daß man die Dinge oftmals besser fände, als sie einem im Voraus beschrieben würden, und mit der Regel: daß die Wahrheit einer Nachricht nicht besser geprüft werden könne, als wenn man die Sache selbst untersucht.

Wirklich war ich kaum eine Viertelstunde gefahren, als schon der Glaube an die strengen Urtheile der Genfer abzunehmen und mein Muth dagegen zu wachsen anfieng. Die Strenge der Visitationen an den Grenzen gehörte mit zu den Schrekbildern, die mir vorgehal-

halten worden waren. Man hatte mir gesagt, daß obgleich in Carouge eigentlich die Koffer nur plombirt werden sollen, so könnte es doch leicht einem argwöhnischen Zollbedienten einfallen, sie auch öfnen und durchsuchen zu wollen. Als wir aber vor dem Zollhause ankamen, meldete sich Niemand, ungeachtet der Vetturin einige Minuten still hielt und rufte, und wir fuhren ohne Beschwerde weiter. Vielleicht hatte ich dieses nur der Bequemlichkeit der Zolleinnehmer zu danken; denn ich bemerkte allgemein, daß Kälte und rauhe Witterung in hiesigen Gegenden mächtig auf die Menschen wirken: indessen machte es doch einen guten Eindruk auf mich und belebte mich mit neuen Hoffnungen. Wir fuhren noch ein paar Stunden, und da ich überall die vortreflichsten Wege antraf, und von diesen auf Policey und gute Anstalten schloß, auch Rechts und Links mich an dem Anblik der Gebürge weidete: so verließen mich endlich meine schwermüthigen Träume gänzlich, und ich stekte meinen Kontrakt, der mich so wurmte, ganz klein zusammengedrükt in einen Winkel meiner Brieftasche, damit er mir nicht ohne meinen Willen wieder in die Augen fallen sollte.

Es begegnete mir jetzt wieder, was ich schon manchmal bemerkt hatte. Da wir bey allem unserm Denken an Zeichen gewohnt sind, so stellen wir uns auch die Länder, die wir nicht bereißt haben, so vor, wie wir sie immer auf der Landkarte gesehen haben, und

die

die verschiednen Illuminationen machen eben solche Abschnitte in unserm Gehirn. Ich war schon ein ziemliches Stük auf Savoyischem Gebiete gefahren, da ich mir noch immer Vorstellungen darüber machen muste, daß das Land ebenfals zur Erde gehöre, und daß der Boden hier eben so aussähe als anderwärts. Ganz anders ist es mit den Gegenständen, die man über der Oberfläche antrift; die unterscheiden allerdings wesentlich ein Land von dem andern, und gewöhnlich so ohne alle Abstufung, daß sich der Beobachter im Nachdenken darüber verliehrt, wenn er nicht Regierungsform und den Gedanken — daß man zu diesem und keinem andern Volke gehöre — für allmächtig halten will. Auch hier war mir der Unterschied gegen die schweizerischen Gebiete, die ich verließ, auffallend. Die Dörfer fangen hier schon an groß zu werden, wie in ganz Italien, dagegen sie nicht so dicht neben einander stehen. Einzelne Häuser, mit denen ganz Helvetien übersäet ist, trift man fast gar nicht an. Selten liegt ein Ort in der Tiefe, wenn diese nicht ein förmliches Thal ist, sondern sie sind mehrentheils auf die Anhöhe gebaut. Die Felder sind ganz anders abgetheilt; man sieht schon lauter steinerne und große Häuser mit hohen Zimmern und Fenstern, und in dem Innern dieser Häuser herrscht ein Gemisch von Vornehmem und Armseligem, das sich mit nichts vergleichen läßt. So fand ich Frangis, Rumilli, Aix, und so finde ich selbst die Hauptstadt Chambery, Nur die Sprache verbindet

die

die hiesigen Landeseinwohner noch mit ihren Nachbarn. Ich redete gleich am ersten Abend in Frangis eine Aufwärterin italienisch an, sie verstand aber kein Wort.

Ich besah in Aix die neuen Bäder, die der König 1782 hat aufbauen lassen. Die Gebäude sind in einem guten, edlen Geschmack aufgeführt, nur Schade, daß der Platz, auf dem sie stehen, von elenden Hütten umgeben ist; doch sagte man mir, daß diese gekauft und niedergerissen werden sollen, damit die Aussicht auf den Markt frey werde. Man weiß aber gemeiniglich schon, wie es mit solchen Projekten geht. In der Aufschrift auf dem Hause läßt man den Römern die Ehre, daß sie schon die Leitungen der Quelle gemacht haben. Auch thut man wohl daran, denn sie sind beßre Ueberbleibsel ihrer Kunst als die, die man noch von dem hiesigen Triumphbogen sieht, der ganz verfällt. Das Wasser ist ausserordentlich heiß, und man hat daher über jedem besondern Bade eine Oefnung gelassen, um dem Rauch einen Ausgang zu verschaffen; es wird auch getrunken, und der Zufluß ist so groß, daß man nicht alles brauchen kann. Sonst konnte sich jedermann ohne alle Unkosten hier baden, seitdem aber diese Gebäude von gehaunen Steinen mit vielen Kosten aufgeführt worden sind, wird der Gebrauch der verschloßnen Bäder bezahlt; doch hat man an der äußern Seite auch ein ofnes für die Armen angelegt, das ganz frey ist.

Von

Von hier bis Chambery sind nur 3 Stunden, aber die Gegend ändert sich in dieser kurzen Entfernung außerordentlich. Bis hieher gleichen die Berge mehr den Meereswellen, die auf einer großen Fläche hier hoch sind, und dort Abgründe lassen. Chambery liegt dagegen in einem ziemlichen Thale, das aber von hohen Bergen umgeben ist, und man kann auch in dieser rauhen Jahreszeit vermuthen, daß die Gegend in einer glücklichern angenehm seyn muß. Dann aber würde ich mich auch gewiß aus der Stadt verbannen, wenn ich hier zu leben genöthigt wäre; denn ich kenne wenig andre, die ein so trauriges Ansehen hätten. Dem ungeachtet hat sie zwischen 13 und 14000 Einwohner; überall sieht man Lebhaftigkeit und Geschäftigkeit, und begreift nicht, wie die Besitzer der großen Menge Läden, die allerwärts offen sind, durchgängig Nahrung haben können. Im Winter hält sich viel Adel hier auf, und man hört nur von Grafen und Marquis sprechen. Die Besatzung bestand gegenwärtig aus 400 Mann, die Hälfte Cavallerie und die Hälfte Infanterie.

Ich war gar nicht böse darüber, daß ich hier nicht viel zu sehen hatte, und reißte schon am andern Tage nach meiner Ankunft wieder ab. Wind und Wetter schienen sich aber auch nunmehr verschworen zu haben, mich zu plagen: beide tobten so heftig, daß ich in den ganzen 3 Tagen, die ich brauchte, um bis an den Fuß des Mont Cenis zu kommen, gar nichts von dem,

was

was in der Natur um mich herum war, genießen konnte, und fast immer die Fenster der Sedie verschließen muste. Mein einziger Trost dabey war, daß ich unter solchen Umständen gewiß nichts von Lauwinen zu fürchten hätte, die in Savoyen oft gräßliche Verwüstungen anrichten, und von denen ich an dem, im Jahr 1750 von einem solchen Schneeballe verschütteten Dorfe Raudan, woran man vorbey fährt, ein trauriges Beyspiel sahe. Von Monimelian, ungeachtet ich da ein Mittagessen einnahm, weiß ich weiter nichts, als daß die Isere da am breitesten ist. Wie wichtig diese Festung sonst gewesen seyn müsse, erhellet daraus, daß Heinrich der vierte im Jahr 1600 ihre Belagerung keinem einzigen seiner Feldherrn anvertrauen wollte, um seiner Gemahlin, Maria von Medicis, die eben von Florenz kam, entgegen zu gehen: jetzt sind aber ihre berühmten Werke zerstört. Aiguebelle, das sonst ebenfals stark befestigt war, hat das nämliche Schicksal gehabt.

Kurz vor diesem Orte fängt sich ein langes Thal an, das bis zum Mont Cenis fortläuft, und von einer halben Stunde zur andern bald enger bald weiter wird. Bey St. Michel ist es am schmalsten, da drängen sich die Felsenwände so dicht zusammen, daß man sich ängstlich nach einer Oefnung umsieht, wo man durch sie hindurch kommen könne, und selbst dann, wenn man diesen schmalen Pfad erreicht hat, noch ringsum eingeschlossen zu seyn glaubt. Diese Stelle ist die wildeste,

die ich auf dieser Reise angetroffen habe, und gefährlicher als alle, die man auf dem Mont Cenis findet. Man klettert auf einem schmalen steinigen Wege, auf dem im Winter die Pferde alle Augenblicke gleiten, einen Berg hinan; überall sieht man überhangende Felsen, und das schreckliche wird noch durch das Getös der Are erhöht, die sich nirgends sonst so schnell ergießt, und durch das Gebürge hindurch drängt. — Gleichwohl sollen sich auf diesem Wege, von Aiguebelle an, im Sommer die größten Spuren menschlichen Fleißes zeigen; auch nicht der kleinste Fleck Erdreich ist unbenutzt, und die Beschwerlichkeit, mit der dieses Erdreich gedüngt und bearbeitet werden muß, scheint die guten Savoyarden nur noch zu ermuntern, ihre Kräfte doppelt anzustrengen.

In Lanslebourg befindet man sich endlich am Schlusse des Thals, und hier macht man seine Anstalten so gut man kann, um über den Mont Cenis zu kommen, der der einzige Ausweg ist, neben diesem giebt es keinen. Damit die Reisenden bey der Sorge, für die Befriedigung der vielerley Bedürfnisse, die sich ihnen hier auf einmal zeigen, nicht übervortheilt werden können, hat man von Obrigkeits wegen die besten Anstalten getroffen, und alles, was man hier zum Fortkommen nöthig hat, taxiert. Mir kam nun noch überdieß jetzt zum erstenmale die Aengstlichkeit meiner Genfer Freunde zu Statten, die das Alles in dem Contrakt mit dem Vetturin mit begriffen hatten, so

 daß

daß ich mich um gar Nichts bekümmern durfte. Dem-
ungeachtet entgieng ich doch nicht ganz der List der hie-
sigen Einwohner, die ihren Landsleuten an Guther-
zigkeit gar nicht mehr gleichen, und ich sahe ein neues
Beyspiel daß bey dem großen Haufen die Menschen
nur durch Umstände und Gelegenheiten das werden
was sie sind. Als ich am Morgen die Reise über den
Berg antreten wollte, fanden sich in meinem Zimmer
eine Menge Leute ein, die mein Gepäck herunterschaf-
fen wollten, und alle meine Versicherungen, daß ich
so viele Bedienten nicht brauche, die auch zum Theil
von Drohungen begleitet wurden, waren vergebens.
Man bemächtigte sich meiner Sachen, die wegen der
verschiedenen Arten sie zu transportiren in verschiede-
ne Bündel eingepackt waren, um sie fortzutragen, und
nicht nur fanden sich hernach viele Hände die Beloh-
nung für ihre Dienste foderten, sondern ich vermißte
auch zuletzt mancherley. Doch muß ich meinen uner-
betenen Aufwärtern die Gerechtigkeit wiederfahren las-
sen, daß mir nichts von Wichtigkeit, sondern nur ei-
nige Kleinigkeiten fehlten, mit denen ich mich der Stren-
ge der Jahreszeit wegen versorgt hatte. So wahr ist
es, daß Dinge, die uns von Werthe sind, diejenigen
nicht reitzen, die sie nicht zu gebrauchen wissen.

Den Anfang meiner Reise machte ich auf einem
Maulthiere, das mich mit sichern, obgleich nicht sanf-
ten Tritten in 70 Minuten auf die Höhe bis an das
Haus

Haus brachte, das la Ramasse heißt. Ich kenne für meine Empfindung nichts größeres, als sich an einem steilen Berge erheben, und Häuser, Menschen und Thiere, die man verläßt, mit jedem Schritt in einem sich immer verjüngenden Maaße zu sehen: also ergötzte mich der Rückblick auf Lanslebourg: so wenig Abwechselung er auch hatte. Diesmal war ich nicht allein auf der Reise; es hatten sich verschiedene Personen, die vielleicht einen halben Tag früher oder später als ich nach Lanslebourg gekommen waren, zusammengefunden, und wir machten eine Gesellschaft von Zehen oder Zwölfen aus. So bald wir à la Ramasse angekommen waren, stiegen wir von unsern Maulthieren ab; diese wurden nun in Schlitten gespannt, ihre Führer setzten sich auf sie, und jagten sie in schnellem Trabe weiter. Einfacher hab ich kaum etwas gesehen als diese Schlitten waren. Fünf runde Stücken Holz, aber ungehobelt, und mit nicht mehr Glätte als Axt und Beil geben können, machten alle ihre Bestandtheile aus. Die zwey längsten davon dienten zu Kufen; zwey andre, die quer über diesen befestiget waren, machten den Sitz aus, und auf dem fünften, das die Richtung der beyden letztern hatte, aber etwas weiter von ihnen als sie selbst von einander entfernt war, ruhten die Füße. An dem Ende der beyden Kufenhölzer waren eiserne Ringe fest gemacht, durch die man die Leinen durchzog, vermittelst deren das Maulthier den Schlitten fortzog. Lieffe der Weg nicht ganz gerade

auf einer Ebne fort, hätte er nur die geringsten Krümmungen, so würde es unmöglich seyn auf diese Art fortzukommen. Der Wind bließ außerordentlich stark, und trieb den Schnee von der Ebne und den benachbarten Bergspitzen, die noch über sie hervorragten, in einem beständigen Wirbel herum; unsre ganze Gesellschaft war daher von Kopf bis zu Füßen in Mäntel eingehüllt, und ich kann nicht läugnen, daß es mich ergötzte, da ich auf einem der letzten Schlitten war und sie größtentheils übersehen konnte, mir unter ihr eine Gesellschaft reisender Grönländer vorzustellen. Diese Ebne des Mont Cenis ist zwey starke Stunden lang; wir legten sie aber in einer zurück: doch machten wir in ihrer Mitte, bey einem Hasue à la Poste genannt, Halt, um uns wieder zu erwärmen und ein Gericht Forellen zu essen. Diese Fische werden zu den vortreflichsten dieser Art in der Welt gerechnet, und in einem kleinen See gefangen, der sich ganz nahe bey dem genannten Hause befindet. Man brach so bald wir ankamen, an einem Orte des Sees das Eis auf, und in einem Augenblicke waren die Forellen in Ueberfluß da. Gewöhnlich pachtet der Besitzer dieses Hauses den See von den Einwohnern von Lanslebourg, denen er zugehört, und findet seine gute Rechnung dabey.

A la grande croix, einem dritten Hause auf der Ebne, aber an ihrem Enden, und von einem hölzernen Kreuze so genannt, bey dem die Andächtigen der heiligen

ligen Mutter Gottes entweder für die überstandnen Gefahren danken, oder sich ihren Schutz zu den noch bevorstehenden erbitten, änderten wir unser Fuhrwerk. Wir vertauschten nehmlich unsre Schlitten gegen andre in ähnlichem Geschmacke verfertigte, aber etwas leichtere, und mit dem Unterschiede, daß in den eisernen Ringen von den letztern sich ein paar dünne, hölzerne Stangen bewegten. So bald wir uns auf dieses neue Gestelle gesetzt hatten, trat anstatt des Maulthiers ein Mann zwischen die vordern Stangen, und lief, indem er sie fest hielt, mit großer Behendigkeit auf dem Wege, den sehr jähen Abhang des Berges hinunter. Nur zuweilen wenn eine Stelle gar zu steil war, setzte er sich auf das Brett, auf dem die Füße ruhten, nieder und überließ den Schlitten mit seiner Last dem glatten Boden, wobey er ihn jedoch mit vieler Behutsamkeit zu lenken, und von den großen Steinen, die manchmal ein Hinderniß hätten werden können, abzuhalten verstund. Alle Reisebeschreibungen sprechen von dieser Art des Transports so, als ob sie nur auf der andern Seite des Berges möglich wäre, wo sie auch von dem Hause la Ramasse, bey dem man sich dazu aufsetzt, die Benennung: aller à la Ramasse, oder se ramasser erhalten hat: es war mir daher ganz neu, daß ich mich auch hier ihrer bedienen konnte. Indessen war ich sehr vergnügt darüber; denn die außerordentliche Geschwindigkeit, und die Beobachtung der Geschicklichkeit meines Führers ergötzten mich ungemein.

mein. Dazu kam noch, daß das Wetter anfieng sich aufzuheitern, die schönste Aussicht in das tiefe Thal unter mir bis nach Novalaise sich öfnete und verschiedene große Wasserfälle, die ganz gefroren waren und ihren Lauf durch mächtige glänzende Eisklumpen bezeichneten, mir den herrlichsten Anblik verschaften.

In la Ferierre, das auf einem schmalen Felsenabhang gebaut ist, und jeden Augenblick in den Abgrund stürzen zu wollen scheint, endigten wir diese Fahrt, weil schon hier kein Schnee mehr lag, und ließen uns vollends bis nach Novalaise auf ganz leichten Tragsesseln, von deren einfachen Einrichtung man sich aus der Beschreibung der Schlitten schon einen Begriff machen kann, tragen. Ich hatte, laut meiner Genfer Nachrichten, hier wieder eine harte Visitation zu fürchten, allein vermittelst eines kleinen Trinkgelds kam ich hier eben so leicht als in Carouge durch, und erhielt noch überdies einen Zettel, auf dem bescheinigt wurde: daß man meine Sachen durchsucht und nichts Zollbares gefunden hätte, welcher Zettel mir hernach an dem Thore von Turin aus allen Nöthen half.

Ich trennte mich nun nach dem Mittagessen von der Gesellschaft, die mit mir Beschwerden und Gefahren der Bergreise getheilt hatte, weil sie hier zurück blieb, ich aber noch bis Susa ging, um am nächsten Tage nicht zu spät in Turin anzukommen. Kaum war ich abgestiegen, als ich mich nach dem Schloßgarten bringen

gen ließ, um den berühmten Triumphbogen zu sehen, der schon oft genug beschrieben worden ist. Der Kommendant machte zwar nicht die geringsten Schwierigkeiten mich hineinzulassen, aber aus einer Art Spanischer Grandezza, nach der er mir vermuthlich blos die Menge seiner Bedienten sehen lassen wollte, verursachte er so viel Hin- und Herschicken, daß ich fast die Geduld verlohren hatte, als die Thüre endlich aufgeschlossen wurde. Ich hielt mich hernach bey Betrachtung des Triumphbogens nicht so lange auf, weil mich ein anderer Gegenstand mehr an sich zog, nämlich der Rochemelon, der höchste Berg in der ganzen Gegend, (von dem Hannibal seinem Heere, nach der Meynung Vieler, die Herrlichkeiten Italiens gezeigt haben soll) der sich dem Garten gerade gegenüber in Gestalt einer Pyramide, majestätisch erhob. — Man bot mir hierauf noch an, mir die Festung la Brunette zuzeigen, ich nahm es aber nicht an, weil es schon spät war: indessen sah ich doch so viel daraus, daß kein Erlaubnißschein des Commendanten von Turin dazu erforderlich ist, wie Volckmann behauptet.

Die Reise von hier bis vollends nach Turin ist eine der angenehmsten die man machen kann, eine wahre Spatzierfarth. Man bleibt von Susa aus in einem nicht sehr breiten und 5 ½ Stunde langen Thale, das immer niedriger wird, und indem man das Herabsteigen von den Alpen in die Ebene der Lombardey vol-

 lendet,

lendet. Die Berge zu beyden Seiten sind zwar noch ziemlich hoch, hatten aber schon keinen Schnee mehr, und wäre der Wind nicht so heftig kalt gegangen, der überhaupt in diesem ganzen Thale vom Mont Cenis an zu regieren scheint, so würde ich gar nicht mehr an Winter gedacht haben. Gleich hinter St. Ambroise endigt sich das Thal; eine weite, große Fläche zeigt sich nun dem Auge, keine Berge verhindern mehr das volle Eindringen der Sonnenstrahlen, und grünende Fluren, Ulmen und Maulbeerbäume, und prächtige Gebäude in der Ferne, verkündigen eine glückliche Gegend und reiche Bewohner derselben. Rivoli mit seinem Schlosse ist nun der erste Ort, der den Wanderer auf eine nahe Hauptstadt schließen läßt. Er liegt noch drey Stunden von Turin, wohin ein ganz gerader und sehr breiter, mit hohen Ulmen besetzter Weg führt, der die marmorne Façade der Superga, auf den Hügeln jenseits der Stadt, zum Gesichtspunkte hat.

Ich konnte mich auf dieser ganzen Reise des Gedankens nicht erwehren, daß die Savoyarden sich eben so leicht hätten frey machen können, als die Schweizer; und in der That begreif ich nicht, warum sie es nicht thaten. Sie befanden sich in der Nachbarschaft eines Volks, das seine Freyheit errung, und ihnen also das Beispiel gab. Ihr Land glich völlig dem Lande von jenem und hätte sie gegen künftige Unterjochung eben so geschützt. Nichts desto weniger blie-

ben

ben sie in dem Zustande, worinn sie waren, ohne sich den günstigsten Zeitpunkt zu Nutze zu machen, der je kommen konnte. Ich weiß nicht, was ich darans für den Charakter des Volks schließen soll. Es scheint fast etwas Knechtisches, etwas Unterwürfiges zu folgen, dem auch das Betragen der heutigen Savoyarden zu Hause und im Auslande noch so ziemlich entspricht. Das scheint mir ganz ausgemacht, daß der Schweizerbund weit mehr Gewicht bekommen haben würde, wenn Savoyen mit dazu getreten wäre. Der Mont Cenis und die italienischen Alpen hätten dann eine weit beßre und natürlichere Grenze gemacht, als jetzt die Arve thut, und diese beyden Völker vereinigt, wären gleichsam ein insolirtes Volk gewesen. Ihre Lebensart ist ohnedies einerley, und die französische Sprache wäre auch kein Hinderniß gewesen, da ja in einem ziemlich beträchtlichen Theile der Schweiz die nehmliche gesprochen wird. So unbedekt und offen die äußern Cantone nach Teutschland zu sind, eben so unbedekt ist die Waad, (Pays de Vaud), und der Freyburger und Berner Kanton, gegen die Staaten des Königs von Sardinien. Durch eine Verbindung mit Savoyen wären diese Länder hinlänglich geschützt gewesen, zumal so lange sie, vermöge ihrer Traktaten, von Frankreich nichts zu fürchten haben.

Turin ist so niedlich, als man nur eine Stadt setzen kann. Sie ist nicht groß, aber ihre geraden und sich rechtwinklicht durchschneidenden Straßen, von

 denen

denen die vornehmsten auf beyden Seiten gleich gebaut sind, die regelmäßigen Plätze, die Reinlichkeit und nächtliche Erleuchtung, geben ihr einen Vorzug vor den meisten italienischen Städten. Hätte sie mehrere Palläste, wären die, die da sind, nicht von Backsteinen erbaut, und träfe man nicht in den meisten Straßen die Gossen in der Mitte an, so könnte man sie auch eine der schönsten Städte nennen. Der Karlsplatz würde, als ein bloßer Markt betrachtet, der folglich nicht da ist, um etwa ein großes Gebäude zu zieren, so wie der Petersplatz in Rom seines Gleichen nicht in der Welt haben, wenn die Arkaden auf beyden Seiten von freystehenden Säulen unterstützt würden, wie sie es nur auf einer Seite werden. Marmor und große gehauene Steine sind hier noch selten; man bekommt daher bloß gebrannte Steine zu sehen; und da man ihnen selten einen Anstrich giebt, und doch an den Gebäuden Alles anbringen will, was sich eigentlich nur von gehaunen Steinen gut ausnimmt: so wird das Auge nur geängstigt, wenn es sich die Mühsamkeit vorstellt, mit der die Steine haben zusammengefügt werden müßen, um Säulen, Pilaste und Gesimse von vielen Gliedern herauszubringen. Ich weiß zwar wohl, daß man sich überall, wo Steinbrüche fehlen, auf diese Art helfen muß, bin aber gar nicht der Meynung, daß die Bauart der Griechen und Römer sich für solche Gegenden schicke; zumal, wenn man entweder nicht geneigt ist, oder wenn Lokalumstände es verbieten, das Auge

durch

durch den Anputz zu täuschen. Ich vermuthe daß das Letztere hier der Fall ist, und daß die starken und feuchten Nebel, die der Po im Winter verursacht, Schuld sind daß der Kalk nicht lange äußerlich an den Mauern haften kann. Dann aber sollte man auch lieber einen andern Geschmack wählen: denn aller Begrif von dem Zwecke einer Säule verschwindet, wenn ich sie aus lauter einzelnen kleinen Stückchen zusammen setze. Die Engländer und Holländer, die sich in dem nehmlichen Falle befinden, handeln daher klüglich, dergleichen Zierrathen ganz wegzulassen.

Daß man überhaupt den Zustand der Künste in Italien sehr unrechtmäßig nach Turin beurtheilen würde, sieht man auch bey einem nur kurzen Aufenthalte ein. Nicht nur sind die Kunstwerke aller Art in Privathäusern so wohl als in Kirchen und öffentlichen Gebäuden in sehr kleiner Anzahl, sondern auch selbst die, die man antrift, sind nicht zu Beförderung des Geschmacks in der Kunst bestimmt. Die vortrefliche Gemähldesammlung des Königs befindet sich in den Zimmern, die er selbst bewohnt; und es giebt nicht nur keinen besondern Aufseher darüber, der mit allen Stükken bekannt wäre, sondern man kann sie auch, wenn der König in der Stadt ist, nicht anders als flüchtig sehen; gemeiniglich in der kurzen Stunde die er in der Messe zubringt. Weder Liebhaber noch Künstler können folglich da Nahrung genug finden. Nun laß' ich

ich mir zwar gerne die Entschuldigung gefallen, daß der König selbst Kenner ist, und diese Schönheiten genießen will; ich schätze sogar dieses Gefühl: würde es aber nicht seiner Neigung gemäßer seyn, seine Schätze weniger verborgen zu halten, und Künstlern, die sich nach ihnen bilden könnten, Gelegenheit zu verschaffen, sie durch ihre eigene Arbeiten zu vermehren? Auch ist Turin vielleicht die einzige Hauptstadt in Italien, in der es keine Akademie der bildenden Künste giebt. Alle Gemählde und Bildsäulen von einigen Werthe, die es hier giebt, sind von fremden Meistern, und man hört unter den Nahmen der Künstler (einige Säle in Stupinigi ausgenommen), nie einen eingebohrnen Unterthanen des Königs nennen.

Als Baumeister haben sich besonders Quarini, Philipp Juvarra und der Graf Alfieri berühmt gemacht. Der letztere, jünger als die beyden andern, dachte auch viel solider als sie, und wußte beßer zu unterscheiden was sich für jeden Ort, und für den Zweck eines jeden Gebäudes schickte. Verschiedene die er in Turin erbaute, und das Jagdschloß Stupinigi, zu dem Juvarra den Plan gemacht hatte, das er aber nachher vollendete sind Beweise davon. Quarini war ein sonderbarer Kopf, dem es zwar nicht an Grundsätzen und Kenntnissen fehlte, der aber vermuthlich Epoche machen wollte, und um der einzige seiner Art zu seyn, seinen ausschweifenden Gedanken freyen Lauf ließ, ohne sich an

Regeln

Regeln zu binden. Der Pallast Carignan und die Kapelle des heiligen Schweißtuchs mögen zur Bestätigung dieses Urtheils dienen. Er sowohl als Juvarra sind jungen Baumeistern keineswegs zur Nachahmung zu empfehlen. Hätten sie mehr aufs Wesentliche als auf Zierrathen gesehen, so würde Turin weit schöner seyn: aber ihre Neigung nur eine glänzende Façade aufzuführen, die gleich fürs Ganze einnehmen und alle andre Fehler vergessen machen sollte, war so groß, daß man auf den Rückseiten sogar die Oefnungen ließ, in denen beym Baue die Balken des Gerüsts gelegen hatten, welche Oefnungen auch bis auf den heutigen Tag, selbst an königlichen Gebäuden, die isolirt stehen, zu sehen sind.*)

Juvarra hatte indessen doch mehr Gefühl fürs Große. Kein einziges Werk des Quarini in Turin kommt an edler Baukunst der Vorderseite des Pallasts des Prinzen von Piemont bey, wiewohl sie auch nicht ganz felhlerfrey ist. Die Gallerie in der Venerie, die Juvarra angab, ist ein Muster von zierlicher und prächtiger Anlage eines großen Saals in einem königlichen Schloße. Keine zufälligen Schönheiten, kein

seltner

*) Als ich diese Bemerkungen niederschrieb, wußte ich noch nicht, daß es in Italien durchgängig Sitte ist, die Bewunderer von Werken der Baukunst mit schönen Faßaden abzufertigen, und daß man selbst in Rom keines der berühmten neuern Gebäude von der Seite oder von hinten ansehen darf. — Die Alten dachten nicht so.

seltner Marmor noch gut gewählte Farben, verblenden das Auge; das Ganze hat nur eine Farbe, nämlich die weisse: aber die Architektur ist so vortreflich, die Verhältniße sind so schön, daß man sich nicht satt sehen und bewundern kann. Es ist Schade, daß der Gedanke, Bildsäulen der dem Könige zugehörigen vornehmsten Städte hier aufzustellen, noch nicht ausgeführt worden ist. Es steht zwar eine, die die Stadt Alessandria vorstellen soll; sie ist aber nicht von Mormor, sondern nur das Modell von der, die eigentlich hat hinkommen sollen. Will man dagegen den nämlichen Baumeister, bey aller seiner Größe, auch in seiner Schwäche kennen lernen, so muß man die Superga aufmerksam betrachten. Zwar nimmt die Vord seite, mit ihrer edlen Halle, und der erste Anblick des Innern unausbleiblich für ihn ein. Untersucht man aber genauer, so findet man vielerley Mängel, und entdeckt mit Mißvergnügen, daß der Mann sich nicht überall gleich war. Am auffallendsten ist, daß die Säulen, von denen die Kuppel getragen wird, um die ganze Breite des Kapitäls der untern Säulen weiter vor am Rande des Gesimses stehen, als diese. Vermuthlich fand er auch, als diese obern Säulen aufgerichtet waren, daß sie verhältnißmäßig zu der Last, die sie tragen sollten, zu dünne wären; er führte also an jeder Seite noch eine schmale Mauer auf, die er wie eine Lessee verkleidete, und legte an die äussere Seite dieser Lessee, einen halben Pilaster an. Aber nicht nur ist

das

das Ganze dadurch zu schwerfällig geworden, sondern da die Lesseen um den gantzen Durchmesser der Säulen vorspringen, so ist auch der Uebelstand daraus entstanden, daß die Säulen das Ansehen haben, als ob sie in einem Kasten stäcken. — Juvarra pflegte nie Zeichnungen und Risse zu seinen Anlagen zu machen, sondern er verließ sich auf seine Uebersicht, und gab alles aus dem Kopfe an, erst dann, wann es gemacht werden sollte. Er verordnete nachher nur was weiter, länger, oder höher werden sollte: wenn ein Fenster angelegt war, so entwarf er auf das erste beste Papier, das ihm in die Hände kam, die Zeichnung zur Verkleidung, und eben so machte er es mit Allem. Vielleicht hatte er bemerkt, daß sich oftmals eine Angabe nach der Ausführung ganz anders ausnimmt als auf dem Papiere, daß ein Gedanke da schlecht aussieht, von dem man sich zuvor viel versprach. Aber offenbar ließ er sich von dieser Bemerkung zu weit führen. Die Superga steht schon seit 50 Jahren, und doch hat man nur erst seit vieren die Zeichnungen davon.

Das Karneval war in seinem vollen Gange als ich in Turin ankam; ich fand es aber in der ersten großen Stadt Italiens die ich sahe, nicht geschickt mir einen hohen Begrif von den Lustbarkeiten, die in diesem Lande einheimisch sind, beyzubringen. Ich will hier gar nicht wiederholen was schon unzähliche male über italienische Opern und Schauspiele gesagt worden ist.

Das sey mir aber erlaubt, mit aller Achtung für die großen Männer, die es auch in diesem Fache gegeben hat, und für die Vorzüge die diese Männer ihrem Fache in ihren Werken zu verschaffen gewußt haben, zu bemerken: daß dieses Theater, nun da ichs selbst aus Erfahrung beurtheilen kann, und nicht mehr bloß aus Beschreibungen kenne, gar wenig zu meinem Vergnügen beyträgt. Ich fürchte dabey nicht zu voreilig von hier auf die Theater in den übrigen Städten zu schließen, da bekanntlich die hiesige Bühne eine der vornehmsten ist, und Italien überhaupt das Eigne hat, daß es keine bleibenden Truppen duldet, sondern seine Schauspieler und Tonkünstler von einem Orte zum andern wandern läßt. Die Oper ist offenbar dazu bestimmt, ausser zweyen Sinnen auch das Herz zu beschäftigen; man vergißt aber diesen Entzweck ganz und scheint blos für das Gesicht arbeiten zu wollen; ein Bestreben, das man in einem Lande, wo man ohnedies nicht mit Sehen fertig wird, um so mehr nicht zu weit treiben sollte.

Das hiesige Opernhauß ist als groß und schön berühmt, und nicht mit Unrecht; nur verdiente es wieder einmal aufgeputzt zu werden, und besser beleuchtet zu seyn. Man sieht nur in der königlichen Loge Lichter brennen, und erkennt daher keinen Menschen. Es sind während des Karnevals noch zwey Schauspielhäußer offen, il Teatro di Gallo und Teatro di Gulielmone, und beyde werden von vornehmen Leuten besucht,

sucht, ungeachtet die Gebäude elend sind, und gemeiniglich nur Farçen da gegeben werden. Sie werden um 3 Uhr des Nachmittags geöffnet, damit sie die Leute nicht von der Oper abhalten, die um 6 Uhr angeht. — Auf dem Carignanschen Theater werden zuweilen noch überdies Schauspiele und Singstücke in französischer Sprache gegeben; jetzt ist aber keine Truppe hier, und man braucht dieses Theater blos zu Maskeraden, die jedoch nichts weniger als glänzend sind, und denen ich durchaus keinen Reiz abgewinnen kann.

Es kommt mir vor, als ob die Einwohner Turins gar keinen besondern eigenthümlichen Charakter hätten. Man findet hier fast allgemein so viel Flüchtigkeit als unter den Franzosen, und in den höhern Ständen eben den Ton der Unterhaltung, eben den esprit de bagatelles, eben die Vorurtheile, die man an jener Nation kennt. Die Nachbarschaft, die Heyrathen der Prinzen und Prinzessinnen in beyde königliche Häuser, und die vielen französischen Kaufleute und Handwerker, die hier etablirt sind, haben freylich Vieles dazu beytragen können. Die französische Sprache ist weit mehr in Gebrauch als die italienische und piemontesische, und man trifft selbst unter geringen Leuten welche an, die diese letztere nicht verstehen. Die Gesellschaften haben daher hier auch den Ruf, freyer und ungezwungener zu seyn als in dem übrigen Italien; man trifft alle Klassen und Abstufungen von petits-maitres an, und der

Nahme eines Franzosen, der in dem übrigen Italien beynahe lächerlich ist, wird hier geehrt. Man kann daraus auf die ganze Lebensart der Turiner schließen; man kann sich aber auch vorstellen, daß sie einem nicht immer behagt; denn das Nachäffen thut niemals gut, und der Charakter eines Haufens von Menschen, der nichts Originelles hat, sondern zwischen Zweyen in der Mitte steht, befriedigt Niemand. Turin gereicht in diesem Stücke dem Lande davon es die Hauptstadt ist, nicht zur Ehre. Die Piemonteser sind als ein arbeitsames, kluges und tapferes Volk bekannt. Man sieht aber keine Spuren davon in der Hauptstadt, oder man trift sie wenigstens nur einzeln an.

Eine Sitte haben sie indessen mit den Franzosen gemein, die ich liebe, und die man überall haben sollte. Sie sind große Spatziergänger. Wenig Städte können solche vortreffliche Promenaden aufweisen als Turin, und man macht sie sich zu Nutze. Die großen und schönen Alleen auf dem Glacis, nach dem Valentin, und nach der Vigne de la Reine sind auch jetzt im Winter an heitern Tagen voll Menschen zu Fuße und in Wagen, und auch wenn das Wetter eben nicht so schön ist, so geht man doch in den Straßen, um der freyen Luft zu genießen, wozu die Bogengänge unter den Häusern vortrefflich zu Statten kommen. Es giebt hier keinen eigentlichen Corso wie in andern italienischen Städten. Die Rue du Po vertritt zwar die Stel-

le desselben; man hat aber hier die Meinung gar nicht, so in einem Wagen eingeschlossen, eine Straße langsam auf und ab zu fahren, ohne einen andern Zweck dabey zu haben, als seinen Bekannten im Begegnen einen Kuß zuzuwerfen. Man zieht daher das spatzierengehen vor, um sich Mehrern und besser mittheilen zu können. Die Po-Straße wird zur schönsten in der Welt, wenn ihre Bogengänge des Sontags mit mehrern Tausenden von Menschen angefüllt sind, die in dichtem Gedränge neben und mit einander gehen, alle festlich gekleidet sind, und den guten Willen sich lustig zu machen auf dem Gesichte tragen. Ich habe mir nun schon an einem Paar solcher Tage ein Geschäft daraus gemacht, an einem Orte stille zu stehen, und alle vorübergehenden zu beobachten, um das Eigne, das Charakteristische der hiesigen Physiognomien zu entdecken; allein meine Mühe ist immer vergeblich gewesen; ich habe nichts dergleichen auffinden können, und so wie ich das Originelle in den Charaktern vermisse, so fehlte es mir auch in den Minen. Die eigenthümlichen Züge der italienischen Nation, an denen man ihre einzelnen Glieder im Auslande, auch ohne zu wissen wer sie sind, so wie die jeder andern Nation an den ihrigen, erkennt, sind hier noch nicht anzutreffen.

Die Promenade auf den Wällen ist ebenfalls schön, und hat noch überdies den Vorzug einer freyen Aussicht; sie ist aber Fremden ganz untersagt, und selbst Einheimische dürfen sie nicht ohne Wissen des

Commendanten genießen. Die Erlaubniß den hohen Stadtthurm in der Dora grossa zu besteigen, die Niemand versagt wird, steht in Widerspruch mit dieser Strenge; denn man übersieht von da die ganze Stadt, alle Festungswerke, und die Citadelle, weit besser als von den Wällen, und jemand der das zum Nachtheile der Stadt gebrauchen wollte, hätte die beste Gelegenheit dazu.

Die Volksmenge in Turin hat seit zehn bis zwölf Jahren immer zugenommen. Bey der letzten Zählung fand man über 90 000 Seelen, worunter die 4000 Mann starke Garnison nicht mit begriffen ist. Wollte man diese mit dazu nehmen und Alles aufs Schärfste rechnen, so würden beynahe 100 000 heraus kommen. Die Stadt ist daher auch zu ihrer Größe sehr gut bevölkert, und man sieht nie einen Platz oder eine Straße leer. — Bis zu dem Jahre 1775 oder 1776 waren alle Leichen in der Stadt begraben worden: damals aber kam eine Verordnung heraus, daß sie in Zukunft vor das Thor gebracht werden sollten, und man erbaute 2 große Begräbnißstätten, von denen die eine vor der Porte neuve und die andre vor der Porte du Palais liegt. Seit der Zeit wird Niemand mehr in den Kirchen von Turin begraben, ausser die Erzbischöffe dieser Stadt. Die Leichname der Könige werden in der Superga beygesetzt, und der Adel läßt sich auf seine Güter abführen. Diese beyden Gebäude sind simpel, in einem guten Geschmack, und ihrer Bestimmung angemessen

gemessen aufgeführt. Sie stehen ganz abgesondert, schliessen einen großen Raum ein, und sind überall für die freye Luft zugänglich. An den Seiten befinden sich Kammern zu den Knochen. — Der König hätte keine heilsamer Verordnungen machen können als diese, wodurch er schädliche Ausdünstungen von der Stadt verbannte, da ihre Bewohner ohnedem viel von den Nebeln leiden müssen, die beständig aus dem Po aufsteigen.

Daß der Zustand der Polizey hier überhaupt gut ist, sieht man aus vielen löblichen Anstalten aller Art, durch welche Sicherheit, Reinlichkeit, und gute Ordnung erhalten wird. Die Versorgung der Armen und hülfloser Kranken ist hier so gut als irgendwo. Die Charite', ein sehr großes Haus, dient zu beyden Behufen. Es befinden sich immerfort auf 3000 Personen und bisweilen noch mehrere darinnen. Alle Kranke, denen die Mittel sich heilen zu lassen fehlen, werden hierher gebracht, und man nimmt noch überdies die Bettler von den Straßen weg, um ihnen Unterhalt zu verschaffen. Sie werden hier zur Arbeit angehalten, und ich fand in eignen dazu bestimmten großen Sälen, eine Menge Weberstühle, auf denen Leinwand und wollene Zeuge, beyde Artikel größtentheils zum Gebrauch des Hauses selbst, verfertigt wurden. Ich kann indessen die Reinlichkeit in diesem Gebäude nicht rühmen; es liegen in vielen Betten mehrere Kranke bey einander, und so gar in den Speisezimmern fand ich einen unerträglichen Gestank.

Das Hospital des heiligen Johannes ist dagegen viel besser eingerichtet. Die Reinlichkeit, die hier herrscht, ist so groß, daß man gar nicht glaubt in ein Kranken- haus zu kommen, wenn man hineintritt, und die Pa- tienten werden mehr abgewartet, haben jeder vor sich ein eigenes Bette, und sind im Ganzen genommen be- quemer. In den Sälen des untern Stockwerks liegen die Männer, und in denen des obern die Weiber. Diese Anstalt ist zwar auch öffentlich; doch haben viele Privatpersonen durch Wohlthaten Antheil daran, und man findet über vielen Betten, an kleinen Tafeln, die Nahmen derjenigen, die diese Betten nebst ihren Kran- ken unterhalten, welches ihnen denn auch ein Recht giebt, arme Patienten zur Aufnahme vorzuschlagen.

Es wäre zu wünschen, daß man eben so besorgt für die Aufnahme des Handels wäre: aber in diesem Stücke trift man viel Nachläßigkeit an, und man sieht deutlich, daß die Armen sich deßwegen vermehren, weil man den Fabriken nicht genug Unterstützung wie- derfahren läßt: wenn man hier und da um eine Gabe angesprochen wird, so muß man immer Klagen darüber hören. Die Stapel-Waare von Piemont ist die Sei- de, die beste und feinste in Italien: aber man verar- beitet nur wenig davon im Lande selbst, und schickt die meiste nach England, Frankreich und der Schweitz. In guten Jahren gewinnt man bis auf eine Million und zweymal hundert tausend Pfund. Es giebt auch

Tuch-

Tuchfabricken, zu denen die Wolle, da man keine Schaafzucht im Lande hat, aus der Romaney, und Levantische aus Livorno und Genua verschrieben wird. Die Tücher sind aber zu grob und können nicht ausgeführt werden, man läßt die feinen aus Frankreich und England kommen. Die Armee wird in Landtücher gekleidet, man sieht es ihr aber auch an. Ich glaube nicht daß es noch andre Truppen in der Welt giebt, die solche abgeschabte Uniformen tragen als die sardinischen bis zur Leibgarde des Königs hinauf. — Baares Geld auszuführen ist schwer, weil das Porto theuer, und noch außerdem eine Abgabe von einem halben pro Cent darauf haftet: demungeachtet werden manchmal Piemontische Louisd'or nach Genf geschickt, wenn der Mangel an Golde dort groß ist. Alles Gold und Silber zu den hiesigen Münzen liefert Genua.

Die Juden, ob sich gleich ihre Anzahl auf 8000 Seelen belaufen soll, leben hier in einem sehr verächtlichen Zustande. Sie wohnen in einem besondern Quartiere, ziemlich in der Mitte der Stadt beysammen, und müssen sich durch ein farbiges Band in den Knopflöchern von den übrigen Einwohnern unterscheiden. Einige wenige geben sich zwar mit einem regelmäßigen Handel ab; da sie aber nicht viel besitzen, so legen sich die meisten bloß auf Krämerey, Trödel, und Kleiderflicken. In der letzten Arbeit haben sie sich einen solchen Ruhm erworben, daß man glauben sollte, sie besäßen

ein Monopel darüber; und wenn man nur eine Kleinigkeit an einem Kleidungsstücke auszubessern hat, so muß man sich durchaus gefallen lassen, daß es zu den Juden getragen wird, weil Niemand sonst sich damit abgiebt. Sie wuchern aber auch, und leihen Geld auf Pfänder, wozu ihnen von Obrigkeitswegen 18 pro Cent Zinsen erlaubt sind, eine Verordnung, die sich auf keine Weise begreifen läßt. Der Schade, den sie hat, ist auch sehr merklich: denn an Statt sich von einem solchen Interesse abschrecken zu lassen, bedienen sich doch ihrer die mehresten von denen die Geld brauchen, ungeachtet schon seit langer Zeit ein Leihhauß errichtet worden ist, in welchem man auf ein ganzes Jahr Zinsen bekommen kann, blos weil diese Art von Geschäften unter den Juden geheimer betrieben werden können, und selbst bemittelte Leute werden dadurch endlich an den Bettelstab gebracht.

(Die Fortsetzung nächstens.)

III.

Etwas über

Form, Geist, Charakter, Sprache, Musik und Tanz, der Ehstnischen Nation. Beyläufig etwas über die Schönheit der teutschen Damen in Ehstland.

An einen Freund im Jahr 1783.

Am Kaspischen Meere, in diesen wilden Gegenden, wo man's so wenig vermuthete, scheint die Natur die reitzendsten Menschenformen gebildet zu haben. Milder Himmelsstrich, regelmäßige in einander fliessende Jahreszeiten, von der einen Seite gegen die nordischen Winde durch Gebürge geschützt, von der andern her vom Wind des Meers gefächelt — milde Neigungen, ein Resultat jener allmähligen Abänderungen der Witterung — Ruhe in einem gewissen Grade, die so sehr Schönheit schafft und unterhält, alles im goldnen Ebenmaas, wie in Schranken, daß es sich weder zur häßlichen Ferne hindehnt nach in zurückstoßende Eingeschrumpftheit eingezwängt wird — die Dünste des Sees selbst, die die höckrichte Haut ebenen und glätten — andre Ausflüsse des Landes, vielleicht öhlichter Gewächse, die alles erfüllen und übertünchen, daß es dann gleich einem lackirten Bild, wo die Räume vollgefüllt sind, dasteht — das alles brachte Kaspische

Schönheit hervor. Aber übel genug, wenn der Genius der Schönheit gleich einem klimatischen Vogel nur hier genistet, nur hier seine Wohnung aufgeschlagen hätte! Seine weichpflaumichten Schwingen schweben weiter fort; auf der einen Seite nach Indien, auf der andern nach Griechenland hinüber. Aber auch die Gegenden des kalten Nords hat sein Zauber erreicht. Schottland, welche Schönheiten hat es! Wie singt schon Ossian von der weißhändigen Tochter seiner Liebe, von der Frühlingsblühte ihrer Wange! Noch heutiges Tages, wie staunt der Engelländer, der doch gewiß schöne Landmänninnen hat, wenn er nach Schottland kömmt! — Aber auch noch nördlicher hinauf, Schottland beynahe gegenüber, hat Ehstland viele viele Schönheiten aufzuweisen. Wetteifert in Zukunft auch mit eurem Geiste unter einander — euere Schönheit und Anbetung wird noch gewinnen!

Sie erstreckt sich auf das weibliche Geschlecht sowohl ehstnischer als teutscher Abkunft.

Es versteht sich von selbst, daß bey ihr viel auf Abstammung mit ankomme. Sind die Keime, die Formen, — Persische Häßlichkeit, so braucht es viele Jahrhunderte, die Flecken auszuwischen. Aber die Ehsten mögen abstammen woher sie wollen, und unsre teutsche Landsmänninnen mögen mit noch so großer Schönheit aus ihrem Vaterlande hieher gekommen seyn; so hat doch diese Gegend gewiß — sie noch verschönert.

Auf

Auf der Insel Daghon und Oesel soll es noch größere Schönheiten als auf dem festen Lande geben; ohne Zweifel deswegen, weil ihre Wohnplätze ganz von Seewasser umflossen, und also mehr von Seeduft umhüllt sind. Ist das an dem, so mache ich hieraus den Schluß: daß die See selbst mit der spezifischen Schwere ihres Gewässers und der daraus herstammenden Dünste mit die Haupturſache der Wohlgestalt in diesen Gegenden sey. Das bestimmte Quantum von Salz in den Dämpfen zieht die Haut mehr zusammen, glättet sie mehr, giebt dem Blute mehr Densität, und röthere lebendigere Farbe — Das ganze Knochen und Nervengebäude wird fester und straffer: alles arbeitet sich besser in einander, befestiget sich aneinander, und das sollte keinen Einfluß auf Schönheit haben? — Es versteht sich von selbst, daß ich nicht so verstanden seyn wolle: je grösser der Grad des Salzes und seiner Dünste in uns sey, desto mehr gewinne auch dadurch körperliche Wohlgestalt: denn so müßte der, welcher dem Ausschlage nahe ist, und dessen Blut sich durch Debauchen äusserst geschärft hat, auch die gröste Schönheit aufzuweisen haben: ich behaupte das bloß von einem gewissen Grade des salzigten Dufts, den wir einschlürfen, und der sich über unser ganzes System von innen und aussen verbreitet, daß er — auf Haut, und Farbe und ihre Veredlung großen Einfluß habe.

Die zweyte Ursach liegt in dem langen Winter, der auf diesem Lande ruht. Sechs bis sieben Monate kann man

seine

seine Dauer annehmen, wenn Frost, Kälte und Schneeflocken dessen Daseyn andeuten. Während dieses Zeitraums verfeinert sich die Haut: die Schärfe der Kälte dringt durch die feinern Gefäßchen, reinigt sie von Unrath, zieht sie näher zusammen — die Haut bleicht sich, daß dann um Weihnachten die ehstnische Dame gleich dem gefallenen Schnee weiß ist. Ein Portrait eines teutschen Frauenzimmers, oder wenn es um diese Zeit sich selbst in Natura darstellte, ist gelber — wenn es auch das weisseste meines Vaterlands wäre. Schöne Landsmänninnen, vergebt mir, daß ich euch vielleicht dadurch in etwas herabsetze. Ihr seyd schön, liebreitzend, wohlgestaltet, und an Geist, Kultur, Lebhaftigkeit, Unterhaltung, Witz, übertrefft ihr weit eine hiesige Dame: aber an Weisse, an Pflaum (velouté) — müßt ihr ihr nachstehen.

Diese Weisse verbreitet sich über den ganzen Körper: das bringt mich zu der dritten Ursache, die, verbunden mit den zwey vorigen, dies entzückende Blendende derselben bildet.

Am Gesicht, am Hals und den obern Theilen des Busens kann sie jeder sehen — und der Wollüstling in seinem Pflaumenreichen Bette an seiner Gemalin oder dem Mädchen seiner Liebe. Aber auch ich, der weder das erstere hat, noch von dem letztern je Gebrauch machte, bin davon Zeuge. Das Räthsel soll sich sogleich lösen.

Ich

Ich war gegen Weihnachten eine Woche in Dorpat um mich zu zerstreuen, da mich der Herbst und der Anfang des Winters ganz um meine Lebhaftigkeit gebracht hatte. Ich besuchte ausser andern Häusern, in denen ich bekannt war, eins am liebsten, weil ich da weniger scheniert, und die Konversation unterhaltender war. Die obere Etasche des Hauses hatte man einem jungen Frauenzimmer überlassen. Sie hielt sich einsam, sittsam, ordentlich — aber dem ohngeachtet trat man mit ihr in keine Verbindung, weil sie von geringer Abkunft, aus dem Schoosse des Landes, vom Manne gegangen, und — Komödiantin war. Man hörte, Madame * * * sey immer tiefsinnig: ein reicher Kaufmann habe ihr die Ehe versprochen, der nun sein Wort zurückziehen wolle. Ich sah sie selbst einigemal; ihr Blick war melancholisch, und ihre Brust hob sich, sobald einige Gedanken an ihn rege wurden — die sie auch selbst nicht verheelte. Aber die Schwermuth erreichte den höchsten Grad. Eines Tags Abends um 9 oder 10 Uhr, da wir uns zu Tische setzten wollten, that die Köchin einen Schrey — stürzte zur Thür herein — und sagte uns, ein junger Mensch wolle Madam mit dem bloßen Degen in der Hand entführen. Wir stürzten hinaus — die Hausthür war zugeschlossen, und Madame — baarfuß, im Hemde, das sie zum Theil in der Wuth zerrissen hatte, und das just auf der Stelle, die Eva mit einem Feigenblatte bedeckte, noch unverlezt war, stand gegen uns über — mit

dem

dem ganzen vordern Körper uns zugekehrt, da. Welche Schönheit! — Ich habe da zum erstenmale der weiblichen Schönheit mit dem glühendsten Enthusiasmus gehuldigt, und pries den Schöpfer mit pochendem Herzen, daß er das Weib schuf! Das schwarze lange Haar floß den Busen herab; die ganze weibliche Schwäche bebte um den untreu gewordenen Geliebten — der hoch-emporgeschwollene Busen zitterte — eine blendende Weisse schimmerte von ihm dem strotzenden Unterleib und den erfüllten Schenkeln entgegen! — Sie stand still, ohne Schrei, gleichsam stumm ihr Schicksal erwartend da. — Schöpfer, Schöpfer! Natur, Natur! — ein schönes Weib ist die Krone der Schöpfung.

Um meine Unschuld vor dir, mein Bester, zu retten, die du ohne Zweifel durch mein Nacktsehen eines Weibes schon zerbrochen wähntest, die aber immer noch ist wie sie war, habe ich den Vorfall in seinem ganzen Zusammenhange so weitläufig und umständlich erzählt; und ich glaube, sowol dadurch, daß ich über die Reinheit meines Herzens vor dir sprach, als durch die Beschreibung der Attitüde, in der die Aktrize dastand, selbst, habe ich dir einen Gefallen erwiesen.

Woher nun diese so blendende Weisse am Gesicht, dem Busen, den Schenkeln, Füßen, Armen, die ebenfalls entblößt, duldend bey ihr herabhiengen? Woher dieser Schnee des Körpers bey den ehstnischen Damen? Denn von

von dem Hals und dem obern Theile ihres Busens, der jedem zur Schau ausgestellt ist, und vor welchem der jener Aktrize nichts voraus hat, schließe ich auf alle Theile des Körpers. Woher das Sammtne ihres Fells?

Sie entkleiden sich, alle 8 oder 14 Tage, in einem heißen Bade, ganz, lassen sich den Körper und alle Theile desselben reinigen, schwitzen die veralteten öhlichten Theile der Haut, die, wenn sie geblieben wären, sie gelb und eckelhaft gemacht hätten, aus. — Da das Bad äusserst wollüstig auf das ganze System des Menschen wirkt, man gerne lange daliegt, und alles alte schmutzige von sich weghaben will; so lassen sie sich mit den blättervollen Zweigen von Birken, Rücken, Schoos und Schenkel langsam reiben, Gesicht, Hals und Busen mehr als einmal mit dem Schwamme abwaschen — Dies, vereinigt mit dem vorigen, ist dann die Schöpferin des blendenden Schnees der ehstnischen Frauenzimmer. Sanfte Röthe über die schneeweiße Wange hingegossen; die Knospen der Liebe auf den emporgeschwollenen Brüsten ein wenig entfaltet — das alles ruht auf elfenbeinern Säulen der Liebe, die Wohlstand nährte. — Herz eines Mannes, bleib hierbey unempfindlich! Eis schmelzt in Gluth; der keusche Jüngling fühlt sich in Gefahr: denn alles zieht ihn mit allmächtigen Ketten.

Hierzu kömmt noch die ländliche Ruhe, in der sich die adliche Dame die meiste Zeit des Jahres auf ihrem Land-

Landguthe wiegt — die wenige Gelegenheit, die sie, wenn sie auch wollte, zu Ausschweifung hat — Die Simplicität der patriarchalischen Lebensart, die noch in vielen Häusern herrscht, wo man des Morgens und Nachmittags sich an ein Gefäß mit Sauermilch setzt und es leert — wo selten rusiger Kaffee das Geblüte und alle Säfte schwärzt — wo man unterm Schatten der Bäume im Frühjahr und Sommer oft lustwandelt, oder eine kleine Ausfahrt zu einem freundschaftlichen Nachbar anordnet. Das sanfte Temperament, das ihr das Klima schuf, gebiert selten zerreißende Leidenschaften .... ists ja eine, so ists die der Liebe, die, da sie hier nicht so heftig ist, eher verschönert als verhäßlichet; oder die eines Stolzes auf ihre Abkunft, der aber doch dem in einem adlichen Hause in Teutschland an Größe und Abgeschmacktheit nicht beykömmt, und ihrer Gestalt nur eine edlere Würde giebt — Dies alles bildet die reizende Form des hiesigen schönen Geschlechts.

Debauschen, Luxus, Geräusch und Wirrwar, eingeschloßene Lüfte der Städte, kann wohl in etwas diese natürliche Schönheit veringern. Doch hierin mag nur Reval ein Vorwurf treffen. In Dorpat und den andern kleinen Landstädten, wo nicht soviel Geld roulirt, ist das alles geringer, und der geringe Grad, in welchem an letztern Orten der Luxus herrscht, trägt mehr zur Würde und Verschönerung des Weibes bey, als zu seiner Entweihung.

Die

Die Ehstnische Bäuerin

hat ebenfalls viel Schönheit von der Natur erhalten. Doch sie verdirbt etwas durch Schmutz, herausgepreßten Schweiß häufiger Arbeit, und durch die Rauchstuben, in denen sich die armen Leute aufhalten. Ist sie aber auf dem Hofe der Herrschaft oder in der Stadt, so hat sie ausserordentlich viel Liebreitz. Bey ihren Eltern hat sie kaum sich zu bekleiden; ihr ganzer Anzug ist im Sommer ein langes grobes leinenes Hemd, worin sie auf die Arbeit geht, und wenns kälter ist, ein dicktuchener Rock darüber: wie kann das sie in vortheilhaftem Lichte zeigen? Auf dem Guthe des Edelmanns aber ist sie entweder nur zur Bedienung der Fräulein, oder der Dame vom Hause, also weniger angestrengt, oder des Herren Geliebte: in beyden Fällen also geschont — sie hat bessere Kost, bessere Wäsche: zwar noch immer den dunklen grobtuchnen Rock, aber er ist doch nicht zerlumpt: ein paar bunte Bänder schmücken den Kopf: nicht selten trägt sie Schuhe: sie hat ein silbernes rundes Blech auf dem Busen, ein weiß leinenes ausgenähtes Tuch hängt über den Brüsten: von dem Körperpressenden Leibchen, oder einem Analogen einer Schnürbrust weiß sie nichts: ihre Brüste, die ihr die Natur wölbte, streben unschenirt vor, und sind nur dem Auge des lüsternen Forschers mit einem Tuche verschleiert: der Theil des Leibes unter ihnen ist nicht im geringsten durch die Kunst eingeengt:

wie die Griechin natürlich einhergieng, so geht sie: der Unterleib strozt etwas hervor, kein Eisen oder gewaltiges Preßmittel drückt ihn zusammen. Würde sie auch das nicht anreitzen, in diesem Kostüme zu bleiben, daß, wenn sie einmal Frau wird, sie die Frucht ihres Leibes mit geringern Schmerzen von sich gäbe: so äft sie doch schon darum das teutsche Mädchen nicht nach, weil der Bauerjüngling einen hervorstehenden Bauch für eine vorzügliche Schönheit seiner Geliebten hält, und gewiß der den Vorzug giebt, deren Bauch recht weit und breit hervorstrozt: und es mag immer an dem seyn, daß die Einbildung des lüsternen Natursohnes, der sich verheirathen will, mehr durch dieses unschenirte Hervorhängen gewinnt, als daß sie dadurch verlieren solte.

Physiognomie ihrer ganzen Form.

Die Augen sind meist blau. Hatten auch ihre Urahnen schwarze Augen, so mußten sie sich doch, da sie nebst den Finnen die ältesten Bewohner des nordlichen Europa sind, durch die Länge der Zeit in diesem Klima in blaue umbilden. Man sieht auch schwarz- und braunäugige Mädchen, aber es sind ihrer wenige, und wenn ich nachgeforscht habe, so war es entweder das Nebenkind eines schwarzäugigen Teutschen, oder ein von der Insel Oesel herüber gebrachtes Mädchen, wo es vielleicht aus Vermischung mit Einwohnern der Kurischen Küste oder sonst woher seine braunen Augen hatte.

So hatten auch die alten Teutschen, nach dem Tacitus, fast durchgängig blaue Augen. Sie waren nach ihrer Meynung aus dem Schoosse des Landes hervorgesproßte, d. i. ihre Voreltern hatten seit undenklichen Zeiten in diesen Gegenden gelebt, und ihre Nachkommen hatten ihren Ursprung vergessen. War es Wunder, wenn sie auch mit schwarzen Augen nach Teutschland kamen, daß sie sich in dem damals so kalten Lande, das, nach Tacitus Angabe, einem Schweden glich, in seinen Wäldern in blaue umbildeten?

Die Haare sind blond, oder mehr oder weniger hellbraun: an Kindern, beyderley Geschlechts, hängen sie oft wie der hellste weisseste gekämmte Flachs herab — ein lieblicher Anblick! — Braun- und schwarzköpfige Mädchen giebt es selten: und giebt es einige, so sind es teutsche Bastarde.

Sie binden die Haare nicht fest: sie hängen ungezwungen den Rücken und die Schultern herunter. Ach wie oft war mirs der reizendste Anblick, unterm weissesten Blond, das auf den Achseln und den Rücken schwamm, ein ruhiges sanftes leidenschaftloses blaues Auge, gleich dem Blau des Himmels, hervorblicken zu sehen! Ich erinnere mich noch jederzeit mit Vergnügen eines Abends, den ich am Meeresufer zubrachte. Ich kam an eine Fischerhütte: der Vater, ein stark ausgearbeiteter nervigter Mann, hatte am Gartenzaune acht kleine Kinder sitzen. Da es ein warmer Abend war,

 saßen

saßen sie alle in ihren Hemden mit unbedeckten Köpfen, bloßen Füßen da — das Hemd hatte vorn einen langen Schlitz. Die Haut war an allen äusserst weiß; das Haar äusserst blond: alle hatten ruhige blaue Augen; sie saßen in einer Reihe. Für jemanden, der die Seligkeit des ehelichen Lebens achtet, ein himmlischer Anblick!

Auch noch so manchmal ausserdem habe ich, wenn ich durch ein Dorf kam, diesen Anblick gehabt: es waren entweder Kinder Einer Famillie, oder auch der Nachbarn, die sich an einem Hause zusammengesetzt hatten: ich ging meist auf sie zu, küßte die armen, weinte in meinem Herzen über ihr künftiges Loos — Die Mutter kam nicht selten zärtlichst heraus: Freude stralte ihr aus jedem Blicke, daß ihre Kinder auch einmal von einem Teutschen geliebkoset würden — Sie dachte ohne Zweifel nicht daran, daß, wenn auch meine Voreltern vor einigen hundert Jahren in dieses Land gekommen wären, ich ihnen ebenfalls — verächtlich — (o! dürft' ich doch nichts im Sinne behalten! —) begegnet seyn würde.

Die Haare haben nach den Wurzeln zu eine bräunlichere Farbe: es ist also ganz unläugbar, daß, obgleich Blond die klimatische Farbe dieser Gegend ist, doch das so hohe Weißblond durch die Luft, die die flatternden mit keinem Hut bedeckten Haare anweht, mit hervorgebracht werde.

Ich

Ich wurde einmal ein Fischerweib mit dunkelbraunem Haar gewahr, das, indem es von dem Winde von einander geschlagen wurde, weiter nach den Wurzeln zu sich blonder zeigte. Das war mir sonderbar. Sie hatte ausserdem ein braunes Gesicht, das kaum in Spanien so existiren kann. Aber ich gieng in ihre Stube: sie war äusserst schmutzig, die Wände fettig, und ohngeachtet es Sommer war, voller Rauch. Sie dörrete Fische. Ich glaube, diese Lebensweise, und der Schweiß, der heftig von ihr abstank, erklären genug die braune Farbe der Haare nach oben zu.

Man mache also keinen Entwurf gegen meinen Satz, daß das Fell der Nation ursprünglich sehr weiß, das Haar sehr blond, und das National-Auge blau sey; denn die Lebensweise kann die klimatische Farbe verändern (so verändert sie bey dem Grönländer das stinkende Seehundsfett, womit er sich beschmiert) — und wie die Braun- und Schwarzköpfe unter sie gekommen sind, darauf habe ich oben hingedeutet. Kann ichs gleich nicht von allen genealogisch beweisen, so ists doch sehr wahrscheinlich, daß die teutschen Krieger und viele ihrer schwarz- und braunköpfigen Nachkommen, braunköpfige teutsche Kaufleute und andre ins Land gekommene Teutsche, der armen blonden Bauermädchen nicht werden geschont, folglich eine schwarz-braunköpfige Linie unter sie werden gebracht haben. Doch, ich wiederhohle es, die Schwarz- und Braunköpfe unter

derley Geschlecht sind so selten — daß auf dem platten Lande von Ehstland man immer gegen 100 blonde nur einen Braun- oder Schwarzkopf rechnen kann.

Die Nase ist klein und stumpfigt. Habichtsnasen sind ausserordentlich selten. Unter 80 Personen, die ich von der Insel Aephoe sah, bemerkte ich viele Mannspersonen mit erhabenen Nasen, auch Frauenzimmer mit Erhabenheiten auf ihnen. Von diesen Inseln aus wurde im Alterthume sehr geraubt, die Ost- und Nordsee befahren und beplündert: solte also durch hergebrachte Menschen von fremden Küsten sich nicht leicht ihr Ursprung entziffern lassen?

Daß die Nase stumpf, klein und unausgearbeitet ist, wie natürlich ist das auch! Das kalte Klima läßt das Gesicht sich nicht ausarbeiten, und darf ich von vielen Debauschen und Schwelgereyen einzelner Menschen und ganzer Nationen auf lange Nasen schließen, und von langen Nasen so ziemlich sicher wieder zurück auf Debauschen; so muß es vermöge dec Gegensatzes wahr seyn, keine Debauschen, keine heftigen Leidenschaften, wenn vollends kaltes zusammenengendes Klima dazu kömmt, geben kleine Nasen.*) Das Fleisch des Schwelgers fällt an der Nase zurück, schrumpft auf den Backen ein: es muß also die Nase mehr emporstehen. Die brennenden Leidenschaften dehnen auch den knöchernen Theil des Gesichts mehr aus: muß also nicht eine lange Nase sich hervorstrecken! Aber welche

*) Vermuthlich hat der Verf. d. Aufsatzes weder eine griechische noch römische Nase. W.

che Debauschen sind wol bei dem armen ehstnischen Bauervolk? Es ißt sein schwarzes Brod mit und ohne Kaffe, genießt seine Kohlsuppe: trinkt etwas Milch, wenn er so reich ist, sich ein paar Kühe zu halten: alle 14 Tage oder alle Monate ißt's einmal Fleich: Wasser ist sein gewöhnliches Getränk ein Glas Brandtwein, das Ziel aller seiner Wünsche, ein paar gedörrte oder gesalzene Fische seine Leckerbissen! — Da sehe ich nichts schwelgerisches. Der kalte Himmelsstrich, das platte Land, dessen Mangel an Gebürgen keine elektrischen Funken herabzieht, arbeitet seine Form wenig aus — es müßte nicht seit undenklichen Zeiten Bewohner dieser Gegenden seyn, wenn es keine stumpfen kurzen Nasen haben sollte.

Der Mund ist ziemlich lang — die Lippen etwas schmal: doch ist die Oberlippe bey dem Frauenzimmer nicht selten etwas aufgeworfen.

Die ganze Gesichtsform ist platt, flach — unten gegen das Kinn gehts rund herum: es giebt wenig länglichte Gesichter. Die obern Backenknochen unter den Augen stehen sehr in die Breite des Gesichts hin: nach dem Kinn zu wird die Form schmäler, und geht bald rund herum, ohne es langherabhängend zu machen.

Es ist das gewöhnliche flache nordische Gesicht — das so ausgezeichnete Gesicht des Lappen und Samojeden, nur daß es das bessere Klima mehr ausgearbei-

tet und der reichlichere eher zu gewinnende Unterhalt wohlgestalteter gemacht hat.

Die Ohren sind mittelmäßig gros,

die Stirn mehr niedrig als hoch und mehrentheils schmal,

die Backen sind bey den Mannspersonen etwas eingefallen: ein charakteristisches Merkmal des Ehstländers,

der Hals ist kurz,

die Schultern ziemlich breit,

die ganze Menschenform klein — die Kälte, die körperlichen Nahrungsmittel, das Anspornen zu harter Arbeit schon in den frühesten Jahren sind davon Ursache.

Diese Theile, in dem Verhältnisse sich zusammengedacht, worin sie sich wirklich befinden, können ohnmöglich eine Häßlichkeit bilden. Da das weibliche Geschlecht weniger als das männliche angestrengt wird, mehr in als ausser dem Hause arbeitet, sich also auch mehr zu pflegen vermag: so ist es ihm möglich, seine natürliche Schönheit eher zu erhalten. Alle Sonnabende geht es ins heiße Bad, wäscht, reiniget sich: den Sontag kleidet sichs in reine Wäsche. Wären nicht die Rauchstuben, die den grösten Theil des Jahrs vom Rauche erfüllt werden, so wären die meisten Bäurinnen vorzügliche Schönheiten. Das in früher Jugend

an

auf den Hof genommene und gut gehaltene Dorfmädchen wie schön ist es meistens nicht! Aber das in der Bauerhütte wohnende, und die Frau des Hauses muß oft pflügen — die so oft ganz elende Kost . . . . . das sollte die körperliche Schönheit nicht unterdrücken?

Physiognomie der ganzen Form des Mannes.

Der Bauer ist nicht häßlich: aber er kömmt in Ansehung seiner Bildung dem Weibe nicht bey. Zwar sind seine Gesichtszüge regelmäßig: aber das übermässige Anstrengen seiner Glieder, schon zu der Zeit, wo er erst zu blühen anfängt, und so vieles andere, das ich nicht hersetzen mag — das alles kann keinen schönen nervigten, kraftvollen Mann formen. Er ist daher klein, gedrückt, schwach: und hat er je Stärke, so ist sie das Resultat der vielen Uebung.

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Giebt es Mittel das menschliche Leben weit über das natürliche Ziel desselben zu verlängern?

Viele ältere und neuere Philosophen bewundern die weise Güte der Natur, die den Menschen nach einer

kurzen Zeit von dem Schauplatz des Lebens wieder abtreten läßt, und ihn in eine ewige Ruhe führt, wo er von dem Unangenehmen seines vorigen Zustandes weiter nichts mehr fühlt. Wenn das Leben, sagen sie mit David, auch köstlich gewesen ist, so ist es doch nur Mühe und Arbeit gewesen. Einige gehen noch weiter, sie halten sogar, wie Helvetius, die bloße Existenz schon für ein Unglück! oder versichern wenigstens, wie Cardan, Erasmus und la Mothe, *) daß wenn es in ihrer Wahl stünde, am Ende ihrer Laufbahn dieselbe noch einmal von forne anzufangen, sie ohne Bedenken diesen Vorzug ausschlagen würden. Für alle die, welche so denken, wäre ein Mittel das Leben zu verlängern ein sehr gleichgültiges Geschenk. Aber die meisten Menschen sind von dieser traurigen Philosophie weit entfernt: sie suchen vielmehr ängstlich ihre Existenz zu verlängern, und den Tod, den sie für das gröste aller Uebel halten, so weit sie können zu entfernen. Für die meisten Menschen also ist die Untersuchung: ob es möglich sey, das Leben zu verlängern, und durch welche

*) La vie toute seule me paroit si indifférente, pour ne rien dire de plus á son désavantage, qu'outre que je n'élirois jamais d'en recommencer la carriere, s'il etoit à mon choix de le faire, je n'échangerois pas les trois jours calamiteux, qui me restent dans un age si avancé que le mien, contre les longues années que se prommettent une infinité de jeunes gens dont je connois tous les divertissements. *La Mothe le Vayer* Oeuvres Tom 12. p. 204. lettre 134.

che Mittel dieses geschehen könne, sehr wichtig. Eine kurz Darstellung alles dessen, was wir bis jezt darüber wissen und vermuthen, dürfte folglich wohl für jedermann interessant seyn.

Daß es einem gesunden Menschen möglich ist, durch große Mäßigkeit sein Leben weit über das natürliche Ziel, das heißt, bis auf neunzig, hundert und mehr Jahre auszudehnen, ist durch viele Erfahrungen erwiesen, und wird von keinem Arzte, der seine Kunst versteht, bezweifelt. Der berühmte italienische Rechtsgelehrte Panigarolus, der von Jugend auf sehr schwächlich war, wurde durch ein ordentliches und mäßiges Leben, über siebenzig Jahre alt. Der Arzt Leonicenus, welcher von seiner Kindheit bis in sein dreyßigstes Jahr an der fallenden Sucht krank war, wurde durch seine grosse Mäßigkeit in diesem Alter davon befreyt, und lebte nachher gesund bis ins sieben und neunzigste Jahr. Ein anderer, dessen Cardanus erwähnt, nahm täglich nur sechs und dreyßig Unzen Nahrung zu sich, und wurde über neunzig Jahre alt. Im Jahr 1780 war im spanischen Amerika eine Frau noch am Leben, die 175 Jahre alt war *). Aber das auffallendste und merkwürdigste Beispiel dieser Art und der gröste Beweis, wie lange die menschliche Maschine durch Mäßigkeit und Diät im Gang erhalten werden kann, ist das von Cornaro.

Lud-

*) Memoirs of the litterary and philosophical society of Manchester. Vol. I.

Ludwig Cornaro, ein Venetianischer Edler, hatte in seinem sechs und dreyßigsten Jahre seinen Körper durch Ausschweifungen aller Art so zerrüttet, daß die Aerzte ihm einen baldigen Tod voraus sagten, wenn er sich nicht entschließen könnte seine Lebensart zu ändern. Cornaro hatte Muth genug auf einmal ein anderes Leben anzufangen. Er nahm täglich nur eine gewisse, genau abgewogene, Menge von Nahrungsmitteln zu sich, enthielt sich aller Ausschweifungen in Wein, aller heftigen Leidenschaften und alles genauern Umgangs mit dem andern Geschlechte. Bey dieser Diät lebte er gesund, munter und ohne irgend eine Beschwerlichkeit des Alters zu fühlen, bis in sein hundertstes Jahr, in welchem ihn, ohne alle vorhergegangene Krankheit oder Schmerzen, plötzlich eine Ohnmacht überfiel, in der er den Geist aufgab. Er starb zu Padua im Jahr 1596. In seinem siebzigsten Jahre wurde auf einer Reise sein Wagen umgeworfen, und er von den scheu gewordenen Pferden so geschleist, daß er einen Arm und ein Bein verrenkte und einige Verwundungen am Kopfe bekam; dennoch war er in kurzer Zeit auch von diesem Vorfall, ohne Hülfe der Aerzte hergestellt. Bis an seinen Tod blieben seine Sinne in der grösten Vollkommenheit; sein Geist war heiter, und seine Stimme erhielt sich so gut, daß er zuweilen, in der Versammlung seiner Verwandten, Lieder zu singen pflegte, die er in seiner Jugend gelernt hatte. Er nahm in den letzten Jahren seines

Le=

Lebens täglich nicht mehr als zwölf Unzen ausgesuchte Nahrung und vierzehn Unzen Getränke zu sich. Durch dasselbe mässige Leben gelangte auch seine Frau zu einem eben so hohen Alter und überlebte ihn noch um einige Jahre *). In seinem fünf und neunzigsten Jahre gab er eine kleine Abhandlung heraus, worin er die Mittel, wodurch er zu einem so hohen Alter gelangte, selbst anzeigt. Ich kann mich nicht enthalten aus der Abhandlung dieses ehrwürdigen Greises eine Stelle herzusetzen, welche beweist, mit welchem Feuer er in einem solchen Alter noch zu schreiben im Stande war **). „Ist uns schon, sagt er, der Besuch eines Freundes wenn wir krank sind angenehm, eines Freundes der Antheil an unsern Leiden nimmt, der uns tröstet und aufheitert: wie viel mehr muß der Besuch des Arztes uns Freude machen, dessen Bemühungen die baldige Rükkehr unsrer Gesundheit uns hoffen lassen. Um aber diese Gesundheit beständig zu erhalten, dazu gehört nichts als mäßig und ordentlich zu leben. Dieses ist das natürliche aber unfehlbare Mittel, welches auch den zärtlichsten Menschen beständig gesund, und hundert und mehr Jahre beym Leben erhält; das Mittel welches ihn vor einem unzeitigen und schmerzhaften Tod bewahrt, ihn endlich ruhig und sanft sterben läßt, wenn seine Kräfte erschöpft sind, und welches alle die Würkungen hervorbringt, die die Unwissenden von

*) *Thuan* Hist. lib. 38.

**) *Cornaro* della via sobria.

von einer Universalmedicin verlangen. Aber leider! die meisten Menschen lassen sich durch die Reize der Wollust verführen. Sie haben nicht Kraft genug ihre Begierden zu bezwingen, oder glauben aus Vorurtheil daß sie diese Begierden nicht bezwingen können; daß es ihnen zuviel kosten würde, so manigfaltiges Vergnügen entbehren zu müßen. Daher machen sie sich eigne Grundsätze um sich zu überreden daß es besser sey, zehen Jahre weniger zu leben, als sich alles dessen zu berauben was ihnen das Angenehmste ist. Ach! sie wissen nicht was es heißt zehen Jahre in einem Alter zu leben, wo der Mensch, bey vollkommener Stärke seines Verstandes, alle Erfahrungen eines langen Lebens benutzen kann; in einem Alter, wo er durch Weisheit und Mäßigkeit erst seiner Bestimmung sich würdig zeigen kann; in einem Alter, wo er erst fähig wird die Früchte seiner vielen Bemühungen und Arbeiten einzuerndten. Die besten Schriften sind in eben den zehen Jahren geschrieben worden welche diese Leichtsinnige verachten; denn der Geist nimmt in einem gesunden Alter so an Stärke zu, wie der Körper abnimmt; und Wissenschaften und Künste hätten viel verloren wenn ihre Verehrer ihr Leben um zehn Jahre verkürzt hätten.

Die Erfahrung also lehrt uns, daß jeder gesunde Mensch, durch eine seinem Temperament und seiner Organisation angemessene mäßige Lebensart, hundert und mehr Jahre lang seine Maschine im Gang erhal-

ten

ten kann: sollte es denn ganz unmöglich seyn durch gewisse, unserer Natur angemessene Arzneymittel, das Erschlaffen oder Erhärten der Fibern zu verhindern, und dadurch das menschliche Leben bis auf mehrere Jahrhunderte zu verlängern? Ich sehe bey dieser Frage das mitleidige Lächeln auf den Gesichtern der Leser — nicht der philosophischen Leser, denn diese haben untersuchen gelernt — aber auf den Gesichtern derer, welche um ihre eingeschränkte Kenntniße einen Kreis gezogen haben, mit dem festen Vorsatz, alles was ausser demselben liegt für Thorheit, Schimäre und Unmöglichkeit zu halten. Aber auch diese werden nicht ohne Vergnügen, wie ich hoffe, die unten zu erzählende Geschichte lesen.

Vielleicht ist eine solche künstliche Verlängerung des menschlichen Lebens nicht unmöglich, obgleich bis jezt kein zuverläßiges Beyspiel eines Mannes bekannt ist, der ein Alter von mehrern Jahrhunderten erreicht hatte. Alles was von dem langen Leben einiger Alchymisten gesagt wird, sowohl als das was der Graf Lamberg von dem Marquis d'Aymar erzählt, *) welcher 350 Jahr alt war als ihn der Graf in Venedig kennen lernte: alle diese Geschichten klingen viel zu fabelhaft und sind zu wenig erwiesen, als daß sich darauf ein philosophisches Raisonnement gründen liesse. Eine Geschichte dieser Art habe ich aber dennoch gefunden, die einige Aufmerksamkeit verdient. Da sie äus-

serst

*) Mémorial d'un Mondain Tom. I. p. 117.

serst sonderbar und wenig bekannt ist, so will ich sie hier erzählen, und am Ende einige Anmerkungen darüber beyfügen. Diese Geschichte betrift den berühmten Alchemisten Flamel; sie ist so unterhaltend als irgend eine von denen, welche sich der berühmte Schah-Riar, von dee unvergleichlichen Sheherazade erzählen ließ.

Nicolaus Flamel wurde, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, zu Pontoise von armen Eltern geboren. Er zog nach Paris und verdiente als Schreiber sein Brod kümmerlich. Um das Jahr 1357. kaufte er von einem seiner Bekannten ein altes Buch, das auf Baumrinde, in lateinischer Sprache, sehr schön eingegraben, und mit schönen allegorischen Gemälden geziert war. Das Buch war von einen jüdischen Priester Namens Abraham geschrieben. Dieser Abraham tröstet darin seine Nation wegen der über sie ergangenen Verfolgungen, und lehrt sie das Geheimniß Gold zu machen, und ein Arzneymittel zu verfertigen, um das menschliche Leben bis auf das höchste Ziel desselben zu verlängern. Flamel arbeitete nach dieser Vorschrift ein und zwanzig Jahre lang geduldig fort, und war nach dieser Zeit, wie es den Goldmachern gewöhnlich zu gehen pflegt, um nichts klüger aber viel ärmer als vorher. Endlich da er nichts ausrichten konnte, und sahe daß das Buch von einem Juden geschrieben war, entschloß er sich nach Spanien zu reisen, um dort einige Rabbiner aufzusuchen, die ihm vielleicht diese Hiero-

glyphen erklären könnten. — Doch ich will lieber den ehrlichen alten Flamel seine Geschichte selbst erzählen lassen: *)

„Obgleich ich Nicolaus Flamel, Schreiber und Bürger zu Paris, in diesem 1399sten Jahr, wohnhaft in meinem Haus, rue des Ecrivains obgleich ich, wegen der Armuth meiner ehrlichen Eltern, nichts gelernt habe als ein wenig Latein, so habe ich doch durch die große Gnade Gottes und Fürbitte der Heiligen des Paradieses, vorzüglich St. Jakobs, endlich alle Bücher der Philosophen und ihre grösten Geheimniße verstehen gelernt, wofür ich alle Tage meines Lebens dem gütigen Gott auf meinen Knieen danken werde. Nach dem Tod meiner Eltern, als ich mein Brodt durch Schreiben verdiente, kaufte ich einst ein altes, großes, vergoldetes Buch, das auf Baumrinde mit schönen lateinischen Buchstaben geschrieben war. Die Decke desselben war von dünnem Kupfer, und in dieselbe sehr viele unbekannte und sonderbare Buchstaben eingegraben. Ich glaube es waren griechische Lettern, oder aus irgend einer andern alten Sprache, denn ich konnte sie nicht lesen; Lateinisch oder celtisch waren sie nicht, davon verstehe ich was. In dem schönen Buche studierte ich nun Tag und Nacht, aber konnte nicht klug daraus werden. Mein Weib, Perenelle, die ich so wie mich selbst

*) Le livre de Nicolaus Flamel contenant l'explication des Figures,

selbst liebe und die ich damals erst seit kurzem geheyrathet hatte, war darüber sehr betrübt, sie tröstete mich und suchte mich aufzuheitern. Ich konnte mein Geheimniß vor ihr nicht verbergen, sondern zeigte ihr das Buch. Sie freute sich darüber so wie ich selbst, betrachtete mit Vergnügen die schöne Decke und die herrlichen Gemälde, wovon sie so wenig wie ich verstand. Doch machte es mir viel Freude, mit ihr davon zu sprechen, und mich mit ihr berathschlagen zu können, was zu thun sey, um den Sinn desselben zu erfahren. Ich ließ die Figuren nachmalen, zeigte sie zu Paris allen Gelehrten, und sagte ihnen, diese Figuren seyen aus einem Buche genommen welches vom Stein der Weisen handle: aber sie verstanden nichts davon, sondern lachten über mich und den gebenedeiten Stein. Ich arbeitete ein und zwanzig Jahre lang, aber ich erhielt nichts. Endlich verlor ich alle Gedult, und that ein Gelübde zu Gott und dem heiligen Jakob in Gallizien; nahm, mit Bewilligung meines Weibs Perenelle, den Pilgerstab und die Kürbisflasche, machte mich auf den Weg und kam nach St. Jago die Compostella, wo ich mein Gelübde mit Andacht erfüllte. Darauf kehrte ich zurück, und traf zu Leon einen französischen Kaufmann an, der mich an einen jüdischen Arzt wies, welcher sich zum Christenthum bekehrt hatte und daselbst wohnte. Dieser war ein grundgelehrter Mann und hieß Canchez. Als ich ihm die Copie einiger Gemälde zeigte, ward er ganz entzückt und fragte mich sogleich:

gleich: ob ich etwas von dem Buche gehört habe, worin sie zu finden seyen? Ich antwortete, ich hätte Hoffnung etwas davon zu erfahren, wenn sich jemand fände der den Inhalt entziffern könnte. Nun konnte er seine Freude nicht länger zurück halten, und fing an mir die Figuren zu erklären. Er hatte schon seit langer Zeit von diesem Buche gehört, aber als von einem Schatze der gänzlich verloren wäre. Er verließ sogleich alles, reiste mit mir von Leon nach Oviedo, und von da nach Sanson in Asturien, wo wir uns zu Schiffe setzten, um nach Frankreich zu fahren. Auf der Reise erklärte er mir beynahe alle Figuren, und fand in jedem Punkt ein Geheimniß, welches mir sehr sonderbar vorkam. Zu Bordeaux stiegen wir ans Land: als wir aber nach Orleans kamen, wurde dieser gelehrte Mann gefährlich krank. Es überfiel ihn ein anhaltendes Brechen, welches ihn seit der Zeit da wir aus den Schiffe gestiegen waren nicht verlassen hatte. Während seiner Krankheit rief er mich alle Augenblicke zu sich, damit ich ja nicht allein wegreisen möchte. Endlich starb er am siebenden Tage, worüber ich sehr traurig ward. Ich ließ ihn in der Kirche des heil. Creutzes zu Orleans begraben. Gott tröste seine Seele! er starb als ein guter Christ. Im Jahr 1379. kam ich nach Paris zurück. Man kann sich die Freude meines Weibs Perenelle über meine glückliche Rückkunft und unser Gebet zum heil. Jakob nicht vorstellen. Ich arbeitete fleißig, und fand was ich suchte; so daß ich endlich, in Gegenwart mei-

 nes

nes Weibes, am Montag den 17. Januar des Jahrs 1382, gegen Mittag, ein halb ℔ und Quecksilber in reines Silber verwandelte, und den 25. April desselben Jahrs, verwandelte ich, in Gegenwart meines Weibes, gegen 5 Uhr Abends, eben soviel Quecksilber in Gold. Perenelle hatte darüber eine so ausserordentliche Freude, daß mir bange wurde sie möchte das Geheimniß ausschwatzen; aber durch die Güte des großen Gottes ist mir nicht nur ein keusches und kluges Weib zu Theil worden, sondern sie ist auch verschwiegen und diskret, was andre Weiber nicht sind." —

Flamel stiftete hierauf vierzehn Hospitäler, baute auf seine Kosten drey neue und begabte mit großen Summen sieben alte Kirchen in Paris, welche alle noch bis auf den heutigen Tag die Folgen seiner Güte genießen. Noch jezt geht alle Jahre eine Procession der Armen, aus dem von ihm gestifteten Hospital des Quinte-vingts, nach der ebenfalls von ihm erbauten Kirche, St. Jaques de la Boucherie, um Gott für die Seele Flamels, ihres Stifters, zu bitten. Sein Wohnhaus stand noch vor dreyßig Jahren. Es war das Eckhaus der ruë Marivaux und der ruë des Ecrivains. Ich habe sehr oft im Vorbeygehen die Stelle mit Andenken an Flamel betrachtet*). Auch habe ich mir

*) In neueren Zeiten haben verschiedene Alchymisten in den Kellern dieses Hauses graben lassen und darin an meh-

mit im Archiv der von ihm erbauten Kirche St. Jaques de la Boucherie die Akten zeigen laßen, welche seine

mehreren Orten Phiolen, Kolben, Kohlen, und in einigen steinernen Krügen allerhand metallische Schlacken gefunden. Das Haus gehört seit Flamels Zeiten einer nahe dabey liegenden Kirche, welcher es dieser Adepte durch sein Testament geschenkt hat. Während meines lezten Aufenthalts in Paris erzählte mir einer meiner Freunde eine sonderbare Geschichte, die mit diesem Haus im Jahr 1756 vorfiel. Es kam ein sehr wohlgekleideter Mann, der sich einen in Frankreich angesehenen Namen gab, zu den Vorstehern dieser Kirche, und sagte ihnen: er habe von einem seiner verstorbenen Freunde vor seinem Tode den Auftrag erhalten, eine ansehnliche Summe zu Liebeswerken zu verwenden. Nun, fuhr er fort, weiß ich dieses Geld nicht besser anzuwenden, als indem ich verfallene, Kirchen und Klöstern zugehörige, Häuser wieder aufbauen und ausbessern lasse. Jenes Ekhaus gegen über (auf Flamels Haus deutend) scheint mir besonders einer Ausbesserung sehr benöthigt zu seyn; ich will daher mit demselben anfangen und dreytausend Livres darauf verwenden. Das Anerbieten dieses Unbekannten wurde angenommen. Er fieng an in Flamels Hause nachgraben zu lassen, war beständig mit seinen Gehülfen bey der Arbeit selbst gegenwärtig, und alles was sich beym graben an Phiolen, in Stein gehauenen Inschriften und metallenen Büchsen fand, ward fleissig von ihnen weggetragen. Am Ende betrugen die Baukosten gegen zwey Tausend Livres: aber der Unbekannte und seine Gehülfen sind verschwunden, ohne zu bezahlen, und ohne daß man erfahren hat was aus ihnen geworden ist.

Vergabungen enthalten, und deren über vierzig sind, so wie sein eigenhändiges äusserst sonderbares Testament, worin er die Geschichte erzählt, wie er zu seinen großen Reichthümern gelangt ist.

Diese Reichthümer eines Mannes von so niedrigem Stande, machte bald großes Aufsehen, so daß endlich der König Carl der sechste etwas davon erfuhr. Er schickte den Herrn de Cramoisi, einen seiner Vertrauten, zu Flamel, um zu erfahren, durch welche Mittel er so reich geworden sey. Dieser fand den Philosophen in seinem kleinen schlechten Hause aus irdenem Geschirr speisend. Flamel war genöthigt zu gestehen, daß er den Stein der Weisen besitze, und eine Abschrift seines Buchs zu übergeben, welche noch iezt auf der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird, wo sie jedermann sehen kann. Bald nach diesem Besuch, im Jahr 1413, starb Pernelle, Flamels Weib, und kurz darauf auch er selbst, nachdem sie beyde nahe an hundert Jahre alt geworden waren *).

Dieß

*) Der Skeptiker Naudé hat den alchemischen Ursprung der großen Reichthümer Flamels zweifelhaft zu machen gesucht. Er behauptet, daß Flamel durch Beraubung der Juden, die um diese Zeit aus Frankreich verjagt wurden, reich geworden sey, indem er Schuldverschreibungen von ihnen angenommen, aber statt das Geld für ihre Rechnung einzuziehen, es für sich selbst behalten habe. Naudé hält es eher für möglich,

Dieß ist alles was wir von dem Leben und Schicksalen des berühmten Adepten Flamel wissen: aber seine Geschichte hat das besondere, daß sie mit dem Tode des Helden nicht aufhört, sondern vielmehr erst nach diesem Zeitpunkt recht interessant wird.

Paul Lucas, ein Mann von vielen Kenntnissen, und, wie man aus seinen Schriften sieht, ein Feind des Aberglaubens, dabey ein Arzt und aufgeklärter

möglich daß Flamel ein Schurke, als daß er ein Goldmacher gewesen sey. Alle die welche es leichter fanden abzuschreiben als selbst zu untersuchen, haben seither in mehreren Schriften dieses Vorgeben des Naudé wiederholt. Aber der bekannte kritische Geschichtschreiber Lenglet du Fresnoy beweist, in seiner Histoire de la philosophie Hermetique, à la Haye 1742. Vol. I. p. 217, daß Naudé sich geirrt habe. Die Juden, sagt er, wurden im Jahr 1181 durch Philipp August aus Frankreich vertrieben, also zwey hundert Jahre ehe Flamel geboren war. Zum zweitenmal wurden sie verjagt im Jahr 1406. Die Archive der Kirche St. Jaques de la Boucherie beweisen aber, daß Flamel lange vor diesem Jahre die genannte Kirche hatte erbauen lassen. Er kann also unmöglich seine Reichthümer durch Beraubung der Juden erhalten haben; indem er bey der ersten Verjagung derselben noch nicht lebte, und lange vor der zweyten seine große Schätze schon besaß. Uebrigens, sagt dieser große Kritiker, ist Flamels eigene Erzählung so naiv, einfach und umständlich, daß man beynahe nicht an der Wahrheit derselben zweifeln darf.

Kopf, machte zu Anfang dieses Jahrhunderts, auf Kosten Ludwig des vierzehnten, mehrere Reisen in die Levante. In Beschreibung seiner zweyten Reise *) erzählt er eine sonderbare Unterredung, die er mit einem Derwisch zu Brusse in Kleinasien hatte, und welche Flameln betrift. Paul Lucas fand nemlich an einem abgelegnen Ort eine Moschee, wo ein berühmter Derwisch begraben liegt. In einem Hause neben der Moschee lebten vier Derwische, die ihm sehr höflich und zuvorkommend begegneten und ihn aufs beste bewirtheten. Einer von ihnen ließ sich mit Paul Lucas in ein Gespräch ein. Nachdem sie einige Zeit türkisch gesprochen hatten, fing der Derwisch an lateinisch, spanisch und italiänisch zu reden. Da er aber bemerkte, daß sein Gast keine dieser Sprachen geläufig sprach, so fragte er ihn, aus welchem Europäischen Lande er herkomme? Paul Lucas sagte, er sey ein Franzose. Sogleich fieng der Derwisch an, ganz fertig und geläufig französisch zu sprechen, und ließ sich mit dem Reisenden in eine lange Unterredung ein. Er sagte, er sey niemals in Frankreich gewesen, bezeugte aber große Lust hin zu reisen. Das Gespräch kam nachher auf allerhand Gegenstände. Der Derwisch machte sehr gute Bemerkungen über einige orientalische Manuscripte, welche Paul Lucas gekauft hatte, und lehrte diesen die medicinischen Kräfte ver-

*) Voyage du Sieur Paul Lucas fait par ordre du Roi. Amsterdam 1714. 8. Tom. I. pag. 83.

verschiedener Pflanzen kennen. Endlich fiel das Gespräch auf die Alchymie, und die Mittel das menschliche Leben zu verlängern. Der Derwisch erzählte, er besitze, nebst sechs andern Freunden, dieses große Geheimniß. Sie reiseten, wie er sagte, beständig in der Welt herum, um vollkommener zu werden. Alle zwanzig Jahre kämen sie an irgend einem bestimmten Orte zusammen. Die welche zuerst daselbst ankämen, erwarteten die übrigen, und wenn sie sich verliessen, so gäben sie sich wieder ein Rendez-vous auf die nächsten zwanzig Jahre. Diesmal sey Brusse der bestimmte Ort; es wären bereits ihrer viere da, welche nun noch die übrigen drey erwarteten. Diese Unterredung wurde auf folgende Art fortgesetzt *):

Paul Lucas. Die meisten Leute halten die Alchymie für eine schimärische Wissenschaft und den Stein der Weisen für ein Unding.

Derwisch. Darüber dürfen Sie sich nicht wundern. Der wahre Weise wundert sich überhaupt über nichts. Er erträgt mit Geduld diejenigen, welche aus Unwissenheit alles für unmöglich halten was ihr eingeschränkter Verstand nicht begreiffen kann. Seine Denkungsart ist weit über die der gewöhnlichen Menschen erhaben. Ganze Generationen entstehen und vergehen vor seinen Augen, ohne daß er sich darum bekümmert. Er

 kann

*) Ich habe die Erzählung des Paul Lucas zwar in Gesprächform gebracht, aber nicht ein einziges Wort zugeetzt, hingegen viel unbedeutende weggelassen.

kann sich, wenn er will, mehr Reichthümer verschaffen als die grösten Könige besitzen: aber es ist zu gering für ihn, Schätze zu sammeln, und durch diesen großmüthigen Stolz kann kein Vorfall, bey seiner freywilligen Armuth, ihn aus der Fassung bringen. —

P. L. (Ihn unterbrechend) Schöne Gedanken! Herrliche Träume! Bey alle dem stirbt auch der Weise, nach einem oft sehr kurzen Leben. Was hilft es ihm dann, weise gewesen zu seyn? Wäre es nicht besser für ihn, er hätte das Leben genossen, das er nun doch verlassen muß?

Derw. Ich sehe wohl daß Sie noch keinen wahren Philosophen gekannt haben. Der Weise von dem ich spreche stirbt zwar (denn dieß ist ein Naturgesetz wovon niemand ausgenommen ist) aber er kennt ein Mittel, sein Leben auf mehrere Jahrhunderte zu verlängern. Dieses Mittel nennt man den Stein der Weisen, welcher nicht, wie Halbgelehrte es glauben, ein Unding ist, sondern würklich existiert. Dieses Geheimniß ist aber nur sehr wenigen bekannt, und kann auch, seiner Natur nach, nicht vielen bekannt seyn. Die meisten Menschen sterben an den Folgen des Geizes oder der Verschwendung, oder sie verkürzen ihr Leben durch eine allzugrosse Liebe zu demselben.

P. L. Sollte es würklich ein Mittel geben das Leben zu verlängern?

Derw. (in einem sehr ernsthaften und gesezten Ton.) Allerdings!

P. L. Bey uns in Frankreich hat man von Vielen

bei

behauptet daß sie den Stein der Weisen besitzen: sie sind aber alle in dem gewöhnlichen Alter gestorben.

Derw. Mit dem Namen eines Adepten geht man freylich sehr verschwenderisch um. Endweder waren jene nicht im Besitz des Geheimnisses von dem ich spreche, oder sie müssen so alt geworden seyn, als ich gesagt habe.

P. L. Auch Flamel ist gestorben, ohngeachtet er im Besitz des Steins der Weisen war.

Derw. (lächelnd) Flamel? Flamel sey gestorben?

P. L. (im Ton des grösten Erstaunens) Ist es möglich daran zu zweifeln?

Derw. (lächelnd) Sie irren mein Freund! Flamel lebt noch. Ich habe ihn und seine Frau vor drey Jahren in Indien gesehen, und er ist einer meiner allervertrautesten Freunde. Wahrscheinlich kennt man in Frankreich seine Geschichte nicht; ich will sie ihnen also erzählen. (Hier erzählt der Derwisch die ganze Geschichte Flamels mit einigen kleinen Veränderungen, und fährt dann auf folgende Art fort:) Flamel hatte sich durch sein Geheimniß ungeheure Reichthümer erworben, viele Kirchen und öffentliche Gebäude auf seine Kosten erbauen lassen, und den Armen viel Gutes gethan. Großes Aufsehen zu machen ist allemal gefährlich, aber für niemand mehr als für einen wahren Philosophen; doch weiß sich dieser durch seine Klugheit in allen Fällen zu helfen. Flamel sah wohl ein, daß man im Begrif war ihn einzusperren, damit er für den König arbeiten möchte: er handelte also, wie ein Weiser in einem solchen Fall handeln muß;

er

er ließ alles zurück, und entfloh mit seiner Frau, indem sie für tod gehalten wurden. Pernelle muste sich auf sein Anrathen krank stellen. Nach einigen Tagen sagte er sie sey gestorben, und ließ an ihrer Statt ein Stück Holz, mit ihren Kleidern angethan, in einer von den Kirchen begraben, welche sie selbst hatte erbauen lassen. Indessen war sie auf dem Wege nach der Schweiz begriffen. Nicht lange nachher bediente sich Flamel des gleichen Kunstgriffs für sich selbst. Durch vieles Geld gewann er seine Aerzte und die Geistlichen. Er hinterließ ein förmliches Testament, worin er befahl, daß man ihn neben seine Frau begraben und eine steinerne Pyramide auf ihr gemeinschaftliches Grab setzen sollte. Man begrub statt seiner ein anderes Stück Holz, und er reiste indessen seiner Frau nach. Seit dieser Zeit haben sie beyde ein wahrhaft philosophisches Leben geführt, und sind beständig von einem Lande zum andern gereist. Dieses ist die wahre Geschichte des berühmten Adepten Flamels, der jezt noch lebt."

Paul Lucas sagt, er sey über diese Erzählung ganz erstaunt. Er wundert sich, mit Recht, wie es möglich sey, daß ein türkischer Derwisch, der niemals in Frankreich gewesen war, von allen Umständen dieser Geschichte so genau unterrichtet seyn konnte. Er fügt hinzu, er könne alles dieses unmöglich glauben, und erzähle nur als Geschichtschreiber wieder was er gehört habe: übrigens überlasse er jedem seine eigene Bemerkungen zu machen und von dieser Erzählung zu denken, was er wolle.

Die

Die ganze Geschichte ist äusserst sonderbar und merkwürdig. Wenn sie wahr ist, so müssen Flamel und seine Frau damals nahe an 400 Jahr alt gewesen seyn. Dieses widerspricht aber allem was wir von der Dauer des menschlichen Lebens wissen, und ist nach unsern Begriffen ganz unmöglich. Hingegen hat Paul Lucas die Geschichte wohl schwerlich erdichtet. Es ist die einzige dieser Art die in seinem Buche vorkömmt; er gesteht selbst er glaube sie nicht, und führt soviel kleine Umstände an, daß man, mit einigem historischen Gefühl, nicht daran zweifeln kan, daß er bloß wieder erzählt was er gehört hat. Zudem ist Paul Lucas ein sehr glaubwürdiger Reisebeschreiber. Einer meiner Freunde, der sich lange auf der Küste der Barbarey aufgehalten hat, hat mir oft versichert, keiner habe besser und genauer als Paul Lukas die dortige Gegend beschrieben. Es bleibt uns also nichts übrig als anzunehmen, der sonderbare Derwisch, der alle Europäische Sprachen so fertig sprach, habe die ganze Erzählung erdichtet. Wie konnte aber dieser von der Geschichte Flamels so genau unterrichtet seyn? Wie konnte er auf der Stelle eine so zusammenhängende Erzählung erfinden? Und was für Vortheil hatte er davon den Paul Lucas zu betrügen? Fragen die sich schwer beantworten lassen. Ich bin blos Geschichtschreiber, und weit entfernt für die Wahrheit dieser sonderbaren Geschichte zu bürgen. Wenn es möglich ist das menschliche Leben so sehr zu verlängern, so kann dieses Geheimniß seiner

Na=

Natur nach, nur sehr wenigen bekannt seyn. Der glückliche Besitzer desselben würde, weit entfernt damit zu prahlen, vielmehr sich zurückziehen, und um sich vor dem Neid und der Habsucht seiner Nebenmenschen sicher zu stellen, allen Verdacht, daß er im Besitz eines so grossen Schatzes sey, von sich zu entfernen suchen. Es ist also lächerlich, zu erwarten, daß irgend eine geheime Gesellschaft im Besitz dieses Mittels seyn könne, oder wohl gar Betrügern zu glauben, welche uns die Mittheilung desselben für Geld anbieten. Jeder Weltbürger muß sich darüber freuen, daß kein solches Mittel das Leben künstlich zu verlängern bekannt ist. Wie traurig wäre es, wenn die große Classe derer, welche nur geboren sind: „um die Früchte der Erde zu verzehren," ihre unbedeutende Existenz nach Gefallen verlängern könnten: oder wenn gar ein Despote in den Besitz eines solchen Mittels käme, und sich dadurch in den Stand gesetzt sähe durch mehrere Jahrhunderte zu tyrannisiren. Tausendmal besser für die Menschheit wenn es gar kein solches Mittel giebt, welches auch höchst wahrscheinlich der Fall ist. *)

G—e.

V.

*) Ich behalte mir einen kleinen Zusatz, den Goldmacher Flamel betreffend, für das nächste Stück vor.

W.

V.

Auf Geßners Tod.

Eine Idylle.

Im März 1788.

Wehe seufzend, o Abendwind, durch den verstorbenen Hayn! Wehe seufzend zu meinem klagenden Lied!

Geschlossen ist der Mund des lieblichsten Sängers der Fluren, verstummt die erste der ländlichen Flöten: Geßner, ach Geßner ist tod!

Ihr Söhne und Töchter Helvetiens! gehet hinaus auf die Berge, und weit umher erschalle die Stimme eurer Klage: Geßner, Geßner ist tod!

Ihr Bäche und Flüsse, die ihr rings den hohen Alpen entströmt, murmelt weinend an euren Ufern hinab und verkündigt den Fluren, die ihr durchirret, die traurige Botschaft! und ihr, o ihr Winde, wehet ächzend über alle Gefilde hin, verbreitet die Stimme der Klage: Geßner, Geßner ist tod!

Lächlend nahst du dich wieder, o Lenz, mit deinem tausendfachen Schmuck: bald kehrst du zurück, o Nachtigall, mit deinem zärtlichen Lied, und bald, ihr Hirten, ziehet ihr wieder fröhlich mit euren Heerden auf lachende Gefilde: alles lebt zu neuen Freuden auf! — Aber ach, wißtet ihr, wer die Erde verlassen

lassen hat! — Traure, o Lenz! o Nachtigall, singe dein Lied in klagenden Tönen! weinet, weinet ihr Hirten! Geßner, der geliebte, ist tod!

Du holder Sänger! wer konnte deine Stimme hören, und vorübergehn? Wer stund nicht still, und schwieg und horchte und freute sich des süssen Gesanges? Die Völker Europens hörten ihn mit Lust, und fühlten seine wohlthätige Kraft. Tugend sangst du, und Edelmuth und Freuden, unschuldig und rein, wie sie die schöne Natur beut. Deine Stimme war, wie die Stimme eines Bewohners besserer Welten. Wo edle Gesinnungen in einer Seele schlummerten, da wurden sie geweckt durch die sanften Töne deines himlischen Lieds.

Aber ach! geschlossen ist der Mund des lieblichsten Sängers der Fluren! verstummt die erste der ländlichen Flöten: Geßner, Geßner ist tod!

O ihr Freunde der Natur, des Edlen und Schönen! kommt laßt uns einen anmuthigen Hügel suchen, der sich emporhebt aus der Mitte dunkeler Hayne. Um seinen Fuß herum laßt uns einen Bach aus der nahen murmelnden Quelle führen, und aus dem Gehölz seines Gipfels werde eine heilige Laube gebildet. Hier wollen wir des Allgeliebten Bildniß errichten. Auf einem bemoosten Steine ruhend stehe es da in grünlicher Dämmrung. Oft wollen wir dann die Stätte besuchen, oft wenn kühle Abendwinde die Laube

durch-

durchsäuseln, wenn die Sonne sinkt und ihr letzter Strahl zwischen der Blätter zitternden Schatten röthlich auf das Bildniß schimmert. Schweigend wollen wir dann das Bildniß betrachten, und alle die seligen Gefühle in unser Herz zurückrufen, die der holde Sänger so oft darin erweckte; und dann schwebet vielleicht sein Geist, ehe wir von dannen gehen, durch unsre Mitte hin, wie ein Sommerlüftchen, das, leisetönend, die Saiten der Harfe durchschwirrt.

Weinrich.

VI.

Kleine Gedichte.

Die Grazien, beym Bade der Mädchen.

Wer sind jene drey Wesen? Sie sehen den badenden Mädchen,
Sanft an einander gelehnt, unter dem Ahorne, zu.

Diese durchwühlen die gläserne Fluth, und plätschern, und sprengen
Sich den reinen Krystall über die Schultern von Schnee:

Andre fangen, in Muscheln geschöpft, den kühlenden Strom auf,
Andre giessen die Fluth schwarzbrauner Locken ihm zu.

Welch ein Leben, welch süsse Bewegung! gelinder und holder

Beugt der Narzissenwald nicht sich vor dem spielenden West:

Also schwanken, vom Thaue getränkt, die zärtlichen Rosen,

Also glimmet der Mond über dem schuppichten See.

Aber jene dort athmen so süß den lächelnden Blick hin,

Daß du schwörtest, ihr Aug' schaffe die Scene voll Reiz.

B.

An meinen Freund la Fontaine, in Halle.

Im Frühlinge 1787.

Wohl auf, der Lenz ist erwacht! die fliehenden Gewölcke
Vergönnen uns des Himmels Anblick wieder;
Die Stürme sind in lauen West zerschmolzen,
Und alle Fluren und Wälder, und alle Höhen und Thäler
Athmen balsamischen Duft! — Wohl auf, o Freund,
Erwache nun aus deinem Traum, verschmähe
Die stolze Buhlerin Unsterblichkeit,
Die für dein ganzes ungenoßnes Leben,
Für kummervolle Tage, schlummerlose Nächte,
Versäumte Frühlinge und ungeleerte Becher

Dich

Dich erst in deinem Grabe liebt! Wohl auf, beginne,
Verjüngt wie die Natur, ein zweytes Leben, und täusche
Dich nicht mit Hofnungen, wenn Du genießen kannst!

Hinweg aus meinem Harfenspiel' die Saite,
Die Krieg und Tod und Fürstenthaten sang!
O, kehre wieder, Wallina, komm und zaubre
Mit deiner sanften Laute — sie tönet nur
Der Grazien Lachen, der Grazien Scherz und Tanz! —
Den wilden Barden zum Sänger geselliger Lieder um!
Komm Mädchen, komm und lehre mich Gesang,
Wie Uz und Hagedorn ihn einst begannen!
Da hoben aus den Bächen die Nymphen sich
Empor bis an den gürtellosen Schoos;
Da lauschten im Gebüsch' die Faunen und Dryaden,
Und auf des Haines Wipfeln saß das Chor
Der Amoretten und der Zephir ließ
Sich nieder auf den nächsten Zweig und zog
Behutsam leis den Fittig an, und schwieg.

M—ch.

An Faber.

In deiner Jugend, Freund, so lange Leib und Geist
Zwey neuvermählten Gatten ähnlich sind,
Die sich noch lieben, wie am Hochzeittage; —
In deiner Jugend, weil der Geist noch gern
Sich zu des Leibes, und der Leib noch gern
Sich zu des Geistes Launen stimmt, und beyde
Nicht wissen, wer befiehlt und wer gehorcht,
Weil ihre Wünsche sich in Harmonie begegnen:
Gleich einem Liede, das am stillen Abend'
Des Jünglings Harfe spielt, indeß sein Mädchen singt:
In deiner Jugend, Freund, vergiß der Freude nicht!
Es kömmt gar bald die Zeit, da sängst du gern,
Wär' nur aus deiner Brust nicht schon der Ton verschwunden!

M—ch.

An die schöneren Blumen der griechischen Anthologie, von Herder in teutsches Erdreich verpflanzt.

O, ihr Blümchen des Tempe, wie find' ich euch hier in den Fluren
Welche die Ilme durchfleußt? Warlich von griechischer Hand
Seyd ihr verpflanzt in die Thäler der Musenliebenden Fürstin,
Hier noch glühet ihr schön, haucht ihr Thessalien aus.

Hier

Hier auch werdet ihr blühn am Herzen griechischer Mädchen;
Griechischen Mädchen allein hat euch der Grieche verpflanzt.

Ebenderselbe.

Die Stationen des Lebens.

Schon haben viel Dichter, die lange verblichen,
Mit einer Reise das Leben verglichen:
Doch hat uns bis dato, so weit mir bekannt,
Die Poststationen noch keiner genannt.

Die Erste läuft eben durchs Ländchen der Kindheit;
Da sehn wir, geschlagen mit glücklicher Blindheit,
Die lauernden Sorgen am Wege nicht stehn,
Und rufen bey Blümchen: Ey, eya, wie schön!

Wir kommen mit klopfenden Herzen zur Zweyten,
Als Jüngling' und Mädchen, die schon was bedeuten;
Hier setzt sich die Liebe mit uns auf die Post,
Und reicht uns bald süße, bald bittere Kost.

Die Fahrt auf der Dritten giebt tüchtige Schläge;
Der heilige Eh'stand verschlimmert die Wege;
Oft mehren auch Mädel und Jungen die Noth;
Sie laufen am Wagen, und schreien nach Brodt.

Noch ängstlicher ist auf der Vierten die Reise
Für steinalte Mütter und wankende Greise;
Der Tod auf dem Kutschbock, als Postillion,
Jagt wild über Hügel und Thäler davon.

Auch Reisende, jünger an Kräften und Jahren;
Beliebt oft der flüchtige Postknecht zu fahren;
Doch alle kutschiert er zum Gasthof der Ruh:
Nun, ehrlicher Schwager, wenn das ist, fahr zu!

A. F. E. Langbein.

VII.

Schwierigkeiten bey dem Gottesbeweis aus der Thierentstehung.

Es ist wahr, könnte ein Skeptiker sagen — die Erde hat in ihrer jetzigen Lage die zeugende Kraft nicht, welche gewiße seynwollende Philosophen ihr beylegen. Menschen wachsen nicht, wie Schwämme, aus der Erde mütterlichem Schooß hervor, und ewige unverderb-

liche

liche Saameneyer sind nicht wohl anzunehmen. Auch kann es seyn, daß die Reihe der Zeugungen, wodurch die Arten erhalten werden, einen Anfang gehabt haben muß.

Aber eben dadurch gestehet man, daß es einmal Menschen ohne Eltern, eine Hervorbringung ohne Saamen oder Ey gegeben hat, und daß es also das Vermögen der Natur nicht übersteigt, Menschen, auf einem andern, als dem gewöhnlichen Wege, hervorzubringen.

War, in der successiven Reihe der Väter und Söhne, die Entstehung des zweiten, des dritten, des vierten Menschen kein Wunder: warum soll die Bildung des Ersten, ein alle Kraft der Natur übersteigendes Wunder gewesen seyn? —

Natürlich nennen wir nur das gewöhnliche, das Alltägliche, dessen Anblick uns nicht fremd, nicht neu mehr ist: das Ausserordentliche, das Ungewöhnliche wird von unsrer Unwissenheit mit dem Namen eines Wunders beehrt.

Wer von uns hat je die Natur in einer Lage gesehen, die dem ersten Zusammentritt, der ersten Verbindung der Elemente ähnlich ist? — Ein anderes ist die Welt, die aus dem Chaos sich emporarbeitet, ein anderes die Welt, wenn ihre Stoffe sich einmal in gewisse — nach unserer Art zu sehen! — regelmäßige Formen gebildet haben, an denen wir ein Bestreben, sich nach

gewissen, von ihrer Natur unzertrennlichen, Gesetzen zu reproduciren, wahrnehmen.

Ihr haltet — würde Hume sagen — die Organisation der Ersten auf dieser wandelbaren Scene erschienenen Menschen für das Werk eines Verstandes. Ich läugne nicht meinen und euren Urheber, nicht das Daseyn des Verstandes, der eben so wirklich ist, als die Bewegung oder die Materie. Aber wohlverstanden! und hier habe ich alle Theologen des Alterthums auf meiner Seite — in der Welt. Denn nur auf ihre Theile schränkt sich unsere Erfahrung, mithin unsere Kenntniß, ein. Das Ganze, als Ganze, ist nur Idee, existiert nur in unserer Vorstellung.

Wenn wir also die Ursache eines jeden, uns — in der Erfahrung vorkommenden Dinges, d. h. Welttheils, in der Welt, d. h. in andern, zum Inbegriff der Objekte möglicher Erfahrung gehörigen Dingen, suchen müssen, und das Ganze, als Ganze, nur Idee ist, so bedarf dieses Ganze, als solches auch nur eines idealen Urhebers. Und dieser Urheber ist nicht schwer zu finden. Er gründet sich auf eine Operation unseres Geistes, der aus vielem Eins macht, und das verschiedene in Einen Totalbegriff zusammenfaßt.

Unser Geist ist es, der die, der Form seiner Anschauungen wesentliche, und für ihn gesezmäßige Ordnung auf die Dinge selbst, worin es weder absolute Ordnung, noch absolute Unordnung giebt, überträgt.

Un-

Unsere Physik kennt die Kräfte hienieden, welche wir der Materie zuschreiben, nur in so fern sie sich in dem gegenwärtigen Zustand der Erde, der allein unserer Beobachtung unterworfen ist, und ihrer jezigen Lage gemäß äussern. Kein Wunder also, wenn eben dieser Physik jene Naturkräfte zu gewissen Wirkungen unfähig scheinen, welche sie nie in sichtbaren Beyspielen, innerhalb ihres engen Gesichtskreises, wahrgenommen hat. Zugegeben, daß die Entstehung der Urmenschen, und der ersten Thiere von jeder Art, aus unserer Physik, und den Gesetzen der gröbern Mechanik, worauf wir alles zurükführen möchten, unmöglich zu erklären ist! — könnte denn nicht einem Engel — einem höhern überirdischen Wesen, dessen Naturkenntniß weiter sich erstreckte, als die unsrige, und welches die Natur in mehreren Situationen und successiven Zuständen gesehen hätte, — die Erklärung unseres Ursprunges aus dem Mechanismus der Weltkräfte noch immer sehr möglich seyn? — —

Der Graf von Büffon sagt*): es giebt keine prä„existirende Keime. Die Entstehungsart der Thiere ist „nicht einförmig. Vielleicht giebt es eben so viel le„bende Wesen, welche sich durch die zufällige Verbin„dung organischer Molecülen bilden, als Thiere oder

 „und

*) Tom. XI. p. 17. seqq. der Zweibrücker Edition.

„Pflanzen, welche durch eine beständige Folge von „Zeugungen sich reproduziren. Meine Beobachtungen „beweisen: daß die Fäulniß, die Auflösung der Thiere „und Pflanzen, eine unendliche Menge organischer le„bender Körper hervorbringt — und pag. 23. „Die„se zufällige Zeugungen äussern sich jedesmal bey der „Decomposition organischer Wesen. Die meisten We„sen, welche dieser Art von Zeugung (aus der Fäulniß „oder Gährung) ihren Ursprung zu danken haben, er„mangeln des Vermögens, ihres Gleichen zn zeugen. „Fast alle diese im Schooße der Verwesung gezeugten „Wesen, werden auch in ihm wieder zernichtet. Ohne „Eltern gebohren, sterben sie ohne Nachkommen. Ei„nige aber, z. B. die Schlänglein des Mehlkleisters, „scheinen sich fortzupflanzen."

„Pag. 25. Ich habe bewiesen, daß es allzeit wirk„same, lebende organische Molecülen giebt, die in „allen animalischen und pflanzenartigen Wesen enthal„ten sind, und daß sie, — wenn sie nicht ganz von „den Thieren oder Pflanzen zur Nahrung absorbirt „sind — andere organische Wesen bilden. Die Schläng„lein des Mehlkleisters, und die kleinen Essigaale, „auch alle vorgegebene mikroskopischen Thiere, sind „nichts als verschiedene Formen, welche die allzeit ak„tive, stets nach der Organisation strebende Materie „von sebst (d'elle même) und nach Maasgebung der „Umstände annimmt." — —

Die

Die Alten haben erkannt, daß aus dem feuchten Moder unterirdischer Hölen ein Schwarm geflügelter Insekten entstehet. Aristoteles und Theophrast glaubten, daß gewisse Pflanzen und einige Thiere, ohne Keim, ohne Saamen, ohne Begattung zweyer Thiere von eben derselben Art, erzeugt würden.

Diese Meinung wird, wie es scheint, auch durch die Beobachtungen bestätigt, welche Herr Moublet, ein großer Arzt zu Montpellier, dem Hrn. von Buffon communicirt hat.

Sollte der Schöpfer — könnte man sagen — weniger groß, weniger herrlich seyn, wenn er — statt die ersten Menschen unmittelbar zu erschaffen — sie durch ein uns unbekanntes Naturgesetz hervorbringen läßt? Sind wir darum weniger seine Geschöpfe, weil wir unsere Existenz von unsern Eltern — und nicht durch ein Mirakel von ihm selbst bekommen haben?

Warum unsere engkreisige Erfahrung zum Maasstab des Vermögens der Natur machen?

Anonym.

Vom

VIII.

Vom Uebergewicht des Guten.

Ein Dialog.

A. Freund! uns ladet diese schöne Sommernacht, dieser sternenklare Himmel, und dies silberne Mondlicht zu den süssesten Reverien ein! — Die tiefe Stille der Gegend, die im Mondschein schlummert, dies ahnungweckende Schweigen weit umher, welches Zephyr, der nur leise in den Blättern lispelt, zu unterbrechen fürchtet — laß' es uns gestehen! — diese ganze nächtliche Scene wirkt mit magischer Kraft auf die Seele. Sie, die oft in Gefahr ist, hienieden in diesem engen und düstern Wolkenthal zu ersticken, wagt nun kühnen Flug in die grenzenlosen Regionen des Aethers, und bespricht sich — dem sterblichen Ohr unhörbar! — mit den glücklichen Bürgern entfernter Planeten, deren lichthelle Wohnung, einladend, ihr entgegen strahlt.

Z. Liebenswürdiger Schwärmer!

A. Warum Schwärmer? Freund! ich halte dich nicht für unfähig, das Alles mit mir zu fühlen!

Z. Ich danke dir für die vortheilhafte Meinung, die du von meiner Einbildungskraft zu hegen scheinst!

Ihr

— Ihr habe ich, so gut wie du, manche schöne Träume zu danken, die mich auf ein paar Stunden belustigen. Ich brauche gewisse Visionen, um bisweilen meinen Nerven eine andere Modification zu geben, so wie ich den spanischen Wein brauche, um dann und wann mir den Magen zu wärmen.

Nur muß ich allemal lachen, so oft ich gewisse Philosophen diese und ähnliche Visionen, welchen ich ihre Anmuth und momentanen Nutzen nicht abstreite, für Offenbarungen der Vernunft verkaufen, und ganze Theodiceen darauf bauen sehe. Ich danke der Natur, die meine Einbildungskraft mit den Sinnen zusammenknüpfte, für ihre schöne mütterliche Täuschungen, für die heitern Intervalle unseres traumähnlichen Lebens. Aber ich danke nicht weniger der Vernunft, daß sie mich jene schöne mütterliche Täuschungen auch für das, was sie am Ende doch sind, für Täuschungen erkennen ließ. *)

A. Mich erhebt und tröstet der Gedanke, daß die Glückseligkeit, als sie dieser Sphäre entwich, ihren glänzenden Thron auf jenen Lichtwelten bestiegen hat, deren Einflüssen man ehemals die Schicksale der Sterblichen zuschrieb, so wie ich ihnen jetzt — mein Vergnügen danke. Ich sage: mich erhebt und tröstet diese Idee. —

3. Auf-

*) Täuschungen, sind nur in so fern und so lange als man sie für Wahrheit hält, Dankes werth, dächte ich:
W.

3. Aufrichtig zu reden — mich nicht! — Ich weiß wohl, daß selbst Leibniz, um, troz der großen Summa der Uebel in der Welt, das Uebergewicht des Guten dennoch behaupten zu können, dem Elend hier auf Erden, die überwiegende Seligkeit von Centillionen glücklicher Wesen entgegengesezt, welche dort droben residieren. Aber erstens, das heißt einer Thatsache, welche sichtbar und fühlbar ist, eine Hypothese entgegenstellen, die wir durch keine einzige Beobachtung verificiren können. Denn wer hat, ausser Swedenborg, diese überglücklichen, überirdischen Wesen je gesehen und gesprochen, oder ihren Zustand, durch Sinne, wie die unsrigen, erforschen können? — Alle Nachrichten aus der unsichtbaren Welt, sind — die wenigen ausgenommen, welche die göttliche Offenbahrung uns ertheilt — zuverlässig apokryphisch. Und à priori können wir eben sowenig, aus dem bloßen Begriffe der göttlichen Güte, auf die Glückseligkeit, jener vorausgesezten Planetenbürger schließen, weil dieser Schluß eben sowohl in Beziehung auf unsere Erde — wo so viel Elend ist — als für jeden andern Globus gelten müßte.

Zudem, und zum andern: ist es nicht höchst sonderbar, daß das Elend hier auf Erden, für die Glückseligkeit im Monde oder Jupiter ein Zeugniß werden soll? — Freund! könnte uns nicht der Gedanke des

Herrn

Hrn. von Paw viel natürlicher scheinen: le mal physique, et le mal moral, répandus à pleines mains sur *notre* planéte, ne nous permettent guéres de croire, que les autres globes, qui nous environnent, *en soient exempts.* *)

A. Aber verspricht der Lichtglanz dieser fernen Kugeln nicht etwas für den heitern, seligen Zustand ihrer Bewohner?

3. Freund! die Erde gehet den Mondbürgern so gut auf, wie der Mond uns. Fontenelle sagt: der Anblick der Vollerde, vom Monde aus gesehen, muß noch prächtiger seyn, als uns der Anblik des — so viel kleinern — Vollmond ist. Die Oberfläche der Erde glänzt zu gewissen Zeiten dem Monde, wie die Oberfläche des Mondes, der Erde. — — Vielleicht wirft sich ein Mondbürger beym Anblik der ihm aufgehenden Erde nieder; vielleicht ruft er aus: glückliche, überglükliche Bewohner jener unermeßlichen Lichtsphäre! gewiß seyd ihr unsterblich, und lustwandelt ewig in einem Paradiese!

Ich darf dir nicht sagen, wie richtig diese Philosophie ist! Der Mann im Monde siehet uns nur nicht auf unsern Nachtstühlen — in unsern Hospitälern — in unsern Galeeren — auf unsern Schlachtfeldern — in

*) Recherches philos. sur les Americains, T. 2. p. 265.

zu tausend traurigen Lagen, unter dem Druck von zehntausend Uebeln, deren Katalog die traurigste Arbeit meines Lebens seyn würde!

Laß uns, mit Voltairens Candide, in den Garten gehen und Kohl pflanzen!

A. Freund! — ich muß dir Recht geben!*) — so gern ich dir kalten Schneemann auch widersprechen möchte. Ich weiß indeß, du tadelst den Schöpfer nicht, dessen Plan wir nicht begreifen. Du willst ihn aber auch nicht durch kleinliches ärmliches Lob entehren. Ruhig und heiter siehest du dem Schicksal entgegen, welches Er dir bestimmt hat! ruhig und heiter, selbst ohne es zu kennen! Ohne den Besitz der wunderbaren Lampe zu hoffen, erwartest du von ihm alles Gute, was der Zusammenhang der Dinge dir zu genießen gestattet.

Anonym.

---

*) Freund A. ergiebt sich etwas schnell. Indessen ist und bleibt soviel gewiß, daß uns das Glük der Bewohner anderer Welten nichts helfen kann, als in so fern wir Hofnung haben künftig daran Theil zu nehmen; eine Hofnung von der uns die Vernunft wenigstens nicht beweisen kann, daß sie Täuschung sey.

W.

Anzeiger des Teutschen Merkur.

April 1788.

Ankündigungen.

1) Aussichten und Parthien des Herzogl. Parks bey Weimar.

Der hiesige Fürstl. Park hat von der Hand der Natur viele wesentliche und ausgezeichnete Schönheiten erhalten, die ihn sowohl dem Liebhaber schöner Garten-Anlagen im Englischen Geschmacke, als auch dem Künstler und Landschaft-Mahler für sein Studium interessant machen. Berg und Thal, Felsen, Höhlen und Klüfte, rauschendes Flußwaßer, springende Quellen, und ein klarer sanfter Bach, Wiesen, Rasen-Plätze, wilde Wald-Parthien, und regelmäßigere Pflanzungen, Aussichten in ferne schöne Gegenden, und nähere Gegenstände die dem Auge gefallen und es angenehm überraschen, wechseln mit dem, was die Kunst nur ganz bescheiden und versteckt für diese reizende Anlagen that, so glücklich hier ab, daß in einem Kunst- und Garten-Liebhaber, der sie sahe, der Wunsch ganz natürlich entsteht Abbildungen davon zu besitzen. Ich bin von Vielen dazu aufgefordert worden, und werde daher ihren Wunsch zu erfüllen suchen, und die schönsten Aussichten und Parthien des hiesigen Herzoglichen Parks, mahlerisch behandelt, auf einzelnen großen colorirten Blättern, nach und nach liefern. Größere Aussichten sind in Queer-Folio auf Holländ. Imperial-Papier-

pier gedruckt, und beschränktere Parthien, die das nah Detail der Gegenstände angenehm macht, in kleinerem Formate. Von jenen kostet das Blatt in allen Buchhandlungen 1 Laubthaler, oder 2 Fl. 45 Krz. Reichsgeld. Meinem Vorsatze nach sollen in jeder Leipziger Oster- und Herbst-Messe zwey Blätter erscheinen, davon die beyden ersten wirklich fertig, und in den Kunsthandlungen jedes zu 1 Laubthaler bereits zu haben sind.

No. 1. Ist die Aussicht am obern Eingange des Parks auf die Gothische Kapelle;

No. 2. Die Gegend bey der Klause.

Die Blätter werden alle numerirt, so daß der Liebhaber sie darnach entweder in seinem Portefeuille sammlen, oder auch als bunte Zeichnungen unter Glas fassen kann. Zum Schlusse gedenke ich noch eine kurze Beschreibung der sämmtlichen Blätter zu liefern, die ihnen zu mehrerer Eräuterung dienen soll.

Meine Haupt-Comissionairs an die sich alle Liebhaber wenden können, sind:

1. in Leipzig Hr. Baptist Klein, Kunsthändler.
2. in Wien und Frankfurth a. M. die Hrn. *Artaria* und *Comp.*
3. in Braunschweig die Bremerische Kunsthandlung.
4. in Berlin, die Hrn. *Morino et Comp.*

Liebhaber können sich auch ausserdem hieher an die Expedition des Journals des Luxus und der Moden wenden.

In obgedachten Kunsthandlungen ist auch das einzelne von mir im vorigen Jahre gelieferte colorirte Blatt

Monument des Herzogs Leopold von Braunschweig, in dem Garten der verwittibten Frau Herzogin von S. Weimar Durchl. zu Tieffurth,

um

um 1 Laubthaler zu haben, welches ich den Liebhabern auf Verlangen hierdurch habe anzeigen wollen. Weimar den 22. März 1788.

G. M. Kraus,
F. S. W. Rath und Director des
Fürstl. freyen Zeichen-Schule.

---

2) Sammlung der Gedichte des Hrn. Langbeins.

Die Versicherung braver Männer, daß ein großer Theil des Publikums meine, in verschiedenen Journalen und Almanachen befindlichen Gedichte, nicht ungern gelesen habe, giebt mir Muth, den Kern daraus in Einem Bande zu sammeln. Der weggeworfenen Schalen ohngeachtet, kann er gegen ein Alphabet anwachsen, wovon wenigstens der vierte Theil neu, und noch nicht gedruckt ist. Erzählende, besonders komische Gedichte, und überhaupt leichte Jedermann verständliche Volksgesänge (im edlern Sinne des Wortes) machen den Inhalt.

Um den Nachdruckern den Markt ein wenig zu verderben, nehme ich bis zum 1sten August, dieses Jahres, Einen Thaler Vorausbezahlung an, und verspreche dagegen schönen Druk auf feines Papier, einige Kupfer von Meisterhänden, und in der diesjährigen Leipziger Michaelis-Meße postfreye Ablieferung nach Wien, Prag, Berlin, Breslau, Hamburg, Frankfurt und Weimar.

Pränumeration nehmen, auf mein Ersuchen, an: In Wien, Hr. von Alxinger, und Hr. Blumauer; in Prag, Hr. Professor Meißner; in Zittau, Hr. Gerichtsactuarius Kretschmann; in Berlin, Hr. Buchhändler Maurer; in Breslau, Hr. Buchhändler Löwe, in Dresden, Hr. Bibliothekar Daßdorf, Hr. Registrator Rupert Becker, und ich selbst.

Denen, die sich mir sonst durch Pränumerations-Sammlung verbinden wollen, biete ich für ihre Bemühung, nebst meinem Dank, 15. pro Cent Rabatt an, den Sie sich entweder sogleich abziehen, oder in Exemplaren nehmen mögen; wofür ich aber auch Briefe und Gelder frey, und letztere in Gold oder Conventions-Münze, erwarte. Die Namen der Pränumeranten werden vorgedruckt; ich bitte dahero, mir solche nebst ihrem Charakter und Wohnort, und der Addresse, unter welcher die Exemplare abgeliefert werden sollen, hübsch deutlich geschrieben, in den ersten Tagen des Monats August zu melden. Geschrieben zu Dresden am 18. April 1788.

A. F. E. Langbein.

---

3) Damenzeitung.

Es hat sich eine Gesellschaft auswärtiger Gelehrter, welche deshalb schon der gewissesten Korrespondenz in und ausserhalb Teutschland versichert hat, verbunden mit einigen einsichtsvollen Damen, entschlossen, eine periodische Schrift, unterm Titel:

Damen-Zeitung,

herauszugeben. Diese Schrift wird enthalten: 1) eine kurze Uebersicht der neusten politischen Merkwürdigkeiten, wobey man besonders Rücksicht auf diejenigen Ereignisse nehmen wird, welche die Damenwelt am meisten interessiren können. Auch wird dieser Artikel in Absicht der Neuheit der Nachrichten, mit den besten holländischen, französischen und teutschen Zeitungsblättern wetteifern. 2) Aufsätze über verschiedene Gegenstände. 3) Gedichte, welche zuweilen in Musik

gesetzt,

gesezt, und mit einem Notenblatte begleitet seyn werden. 4) Kleine Erzählungen. 5) Anekdoten. 6) Eine wöchentliche Relation der neusten weiblichen Moden, wobey man auf diejenigen Moden Rücksicht nehmen wird, denen man eine etwas längere als achttägige Dauer versprechen kann, um einen Kupferstich, so oft es erforderlich ist, illuminirt, beyzufügen. 7) Biographieen berühmter Damen. 8) Berichte aus dem Reiche der schönen Wissenschaften, Künste, des Theaters ꝛc. ꝛc. und kurze Anzeigen von guten Romanen, Schauspielen, und andern das schöne Geschlecht interessirenden Schriften.

Ueberzeugt, daß gegenwärtige periodische Schrift neben jeder Nouvelle du Jour, welche man schon für Damen geschrieben hat, und noch schreibt, bestehen kann, habe ich mich entschlossen, die Herausgabe derselben, mit Bewilligung und auf Bitten der Mitarbeiter, zu übernehmen. Ich bin auch deßhalb mit meinen Freunden meiner vaterländischen Gegenden, welche dem Publikum bereits rühmlich als Schriftsteller bekannt sind, in Briefwechsel getreten, und habe die Versicherung einer thätigen Unterstützung dieses Instituts, von denselben erhalten. — Da der Plan zu dieser Schrift schon vor meiner Ankunft in hiesige Gegend gemacht war, so habe ich weiter nichts zu sagen, als daß ich nach demselben, gewiß für gute Unterhaltung, Manichfaltigkeit und Neuheit der mitgetheilten Aufsätze ꝛc. ꝛc. besorgt seyn werde. Ich kann also, ohne weitere vorausgeschickte Aufforderungen gewiß den Beyfall der unpartheyischen Lesewelt erwarten, und versehe mich einer guten Aufnahme dieser neuen Wochenschrift.

Nürnberg C. A. Vulpius.

Die unterzeichnete Buchhandlung, welche den Verlag der gegenwärtig angekündigten Wochenschrift übernommen hat, wird eben so viel Sorgfalt auf die typographische Schönheit, als der Herausgeber auf gute Auswahl der Aufsätze, verwenden. Auch erbietet man sich, in einer Beylage alles anzuzeigen, was auswärtige Handlungen von Mode-Waaren, Erfindungen 2c. 2c. bekannt gemacht zu haben wünschen. Die Haupt-Spedition besorgt die Kayserl. Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitungs-Expedition in Nürnberg. — Wöchentlich werden von dieser Schrift zwey Bogen in Oktav erscheinen. Man kann auf allen löbl. Postämtern und in allen Buchhandlungen Teutschlands, hierauf Bestellungen machen. Durch die Postämter wird man diese Schrift wöchentlich, durch die Buchhandlungen monatlich, mit einem Umschlage erhalten. Vier Monate oder 32 Stück, werden ein Bändchen ausmachen, welchem jederzeit ein Titelblat und Register beygefügt werden wird. Wer sich zu dieser Schrift engagirt, macht sich auf ein ganzes Jahr, auf 12 Monat-Stücke, oder vier Bändchen, verbindlich. Das erste Stück erscheint im Monat September dieses Jahrs. Der sehr mäßige Preiß ist für den ganzen Jahrgang, oder 4 Bändchen, vier Rthl., in Golde, wovon die eine Hälfte bey Empfang des ersten Stücks des dritten Bändchens entrichtet wird.

Die auf diese Schrift gemachten Bestellungen werden zu Anfang des Monats August d. J. eingesendet. Man kann zu allen Zeiten antreten, es ist aber billig, daß man alsdenn die bereits erschienenen Stücke mitnimmt und den ganzen Preis bezahlt. Nürnberg, den 1sten April 1788.

Felßeckerische Buchhandlung.

---

4) An-

4) Ankündigung eines philosophischen Werkes.

Wenn bis Ende May 1788 die erforderliche Zahl Pränumeranten beysammen ist, so wird folgendes Werk der Presse übergeben; und die Exemplare erhalten die Hrn. Collecteurs bis Ende Junius franko. Der Titel des Werkes ist: Gottfried Immanuel Wenzels Abhandlungen philosophischen und physikalischen Inhalts.

1) Unterschied der Philosophie der Vernunft von der Philosophie der Schule.

2) Ueber die Verbindung der Philosophie mit der Arzneykunst, und das Genie des Arztes.

3) Naturgeschichte des Menschen zur Erweiterung der Menschenkenntniß.

4) Betrachtungen über Aberglauben, Schwärmerey und Unglauben.

5) Ueber eine besondere Aeußerung religiöser Schwärmerey.

6) Ueber eine sehr richtige Folge falscher Religionsbegriffe.

7) Heiterkeit des Geistes bey Sterbenden zeuget nicht von der Rechtschaffenheit im Leben.

8) Ueber Tugend und Laster.

9) Sieben Briefe über die Empfindung des Schönen.

10) Eilf Briefe über die Empfindung der Liebe, und ihren Einfluß auf den Charakter des Menschen.

11) Die Kunst zu lieben und geliebt zu werden, philosophisch betrachtet.

12) Liebe, Sympathie und Antipathie.

13) Ueber die Klagen über böse Zeiten.

14) Versuch über die Entstehungsart und Vorbedeutung der Träume.

15) Ueber die Nachtwandler.

16) Fragment einer Geschichte thierischer Erzeugung.

17) Ernährung, Wachsthum und Abnahme thierischer Körper.

18) Das Thier in seine Bestandtheile aufgelöst.

19) Ueber das hohe Alter der Menschen der Vorzeit.

20) Vom Einfluß der Luftelektrizität in den menschlichen Körper.

21) Betrachtungen über die Natur des Luftkreises.

22) Betrachtungen über die Veränderungen des Luftkreises.

Das Werk wird auf gutem Papiere sauber und korrekt abgedruckt, die Namen der Pränumeranten demselben vorgesetzt, und darauf Ein Gulden Kaysergeld Pränumeration angenommen.

G. J. Wenzel.

NB. Der fehlende Artikel, Anzeige neuer Bücher, soll nebst dem diesmal abgehenden halben Bogen in künftigem Stücke ersezt werden.

Der
Teutsche Merkur.

May 1788.

I.

Ueber die nähere Betrachtung der Schönheiten eines epischen Gdichtes als Erhohlung für Gelehrte und Studierende *).

An einem heitern Frühlingstage unter freyem Himmel, trunken von den Reitzen einer schönen Landgegend, die man so eben mit offenen Sinnen genossen hat, fühlt man sich wohl zuweilen aufgelegt, den vor unsren Augen arbeitenden Landmann zu bedauern, der diesen Schauplatz der Wonne mit seinem Schweiße, oft auch mit seinen Thränen, befeuchtet, ohne dafür durch

*) Mit dieser Rede hat der Verfasser seine öffentliche Vorlesungen über den Oberon eröfnet. Es waren weit über vierhundert Studierende dabey zugegen; Ein Umstand der als Merkmal der immer zunehmenden Kultur, wodurch sich die heutigen akademischen Bürger Jenas vor ihren Vorfahren auszeichnen, gewiß nicht unmerkwürdig ist.

durch eine einzige der zahllosen Schönheiten, welche die Natur rings um ihn herum ausgegossen hat, entschädigt zu werden. Blind für alle die anmuthigen und prächtigen Scenen, die sich von allen Seiten her seinem Blicke darbieten, sieht er nichts als das kleine Stück Erde, das er zu bearbeiten hat, und das ihm seine saure Mühe kaum mit dem dürftigsten Unterhalt belohnt. Fast täglich wohnt er dem herrlichen Schauspiele der auf und niedergehenden Sonne bey, ohne sich dabey etwas anderes, als den Anfang und das Ende seines Tagewerks zu denken. Gleichgültig wendet er sein Ohr von dem lieblichen Gesange der Lerche und der Nachtigall weg, um den Fröschen und Unken, den Raben und Eulen zu horchen, die ihm Veränderungen des Wetters und des Schicksals prophezeyen. Mit einem Worte, die Natnr scheint ihn mit ungerechter und beyspielloser Härte zu behandeln, indem sie ihn, der in so vielen Rücksichten ihr fleissigster Diener, ihr getreuester Freund, ihr gutartigster Sohn ist, von der Theilnehmung an ihren feineren und edleren Freuden ausgeschlossen hat, die sie an so manchen undankbaren Liebling verschwendet.

Und doch, meine Herren, ist hier unser Mitleiden ganz am unrechten Orte, ist es nichts weiter als empfindsame Schwärmerey, und muß in eben dem Verhältnisse verschwinden, als wir über die Bestimmung und die dieser Bestimmung angemessenen Bedürfnisse des Landmanns reifer nachdenken.

Ganz

Ganz anders verhält es sich, wenn wir das ähnliche Schicksal des Gelehrten, oder Studierenden, betrachten, der auf den Feldern der Wissenschaften, wie der Bauer auf den ländlichen Gefilden, nichts als Arbeit und Brod zu suchen und zu erwarten hat. Auch er sieht im unermeßlichen Gebiethe des menschlichen Wissens nichts weiter, als den Acker, den er zu bedienen sich vermiethet hat, oder sich zu vermiethen denkt; und wirft aufs höchste kalte oder gar verächtliche Seitenblicke auf die benachbarten blühenden Fluren, die er für unfruchtbar hält — weil sie kein Getreide tragen. Er läßt sich auch nicht im Traume einfallen, daß es eine und eben dieselbe Sonne der Vernunft seyn könne, die nicht nur das nährende Produkt des Fleisses, sondern auch die erquickende Frucht der Begeisterung und die ergötzende Blume des Witzes zur Reife bringt, und durch deren Stralen die bezauberte Welt der Dichter die reitzenden Farben und das wohlthätige Licht erhält, wodurch sie das Auge des scharfsichtigsten Geistes noch mehr aufzuhellen und zu stärken vermag. Der arme hält den Namen Wissenschaft durch das Beywort schön für entheiligt; und was Wunder, daß er alles, was man unter diesem Ausdrucke zu verstehen gewohnt ist, für zeitverderbende Tändeley erklärt, da er die Einbildungskraft dem Verstande, den Witz dem Scharfsinne, die Empfindung der Vernunft, das Angenehme dem Nützlichen, das Vergnügen der Arbeit, und das Schöne dem Wahren im geraden Widerspruch entgegen,

 zu-

stellen gewohnt ist. Das poetische Werk, das seine Aufmerksamkeit würdigen soll, muß in einer todten Sprache geschrieben seyn, und dann liest er dasselbe ohne Gefahr von einer lebendigen Schönheit gestört zu werden, und in der einzigen Absicht, um daraus die Schätze seiner grammatikalischen Weisheit und antiken Gelehrsamkeit zu bereichern, durch die er allenfalls das Amt eines Schulmanns zu zieren hoft. — Mit einem Worte, meine Herren, der nächste beste Laye in den Geheimnissen der Wissenschaften, der sich durch Umgang mit der feinern Welt gebildet hat, und Liebhaber von unterhaltender Lektüre ist, hat weit mehr Genuß von den Blüthen und Früchten des menschlichen Geistes, als der mühsam arbeitende Gelehrte oder Studierende, der durch die Wissenschaften nichts als Brod, oder durch nichts als Brodwissenschaften Ehre erwerben will.

Sie werden das Loos eines solchen Gelehrten um so bedaurenswürdiger finden, jemehr Sie die Bestimmung seines Standes und die demselben angemessenen Bedürfnisse erwägen. Indessen daß der Pflüger seinem Tagewerke um nichts schlechter, ja vielmehr nur um so viel besser vorsteht, weil er für die feinern Schönheiten der Natur keinen Sinn hat, muß es dem Gelehrten sowohl an Empfänglichkeit für den Genuß, als an Fruchtbarkeit für die Erzeugung der nährenden Früchte des Geistes in eben dem Verhältnisse mangeln, als es ihm an Geschmack für die erquickenden und ergötzenden

den fehlt. Der Gelehrte und Studierende bedarf einer Erholung, er bedarf ihrer zum Vortheile seiner Arbeiten selbst. Er bedarf einer Erholung, die sowohl dem Grade als der Beschaffenheit seiner Arbeit angemessen ist. Nur der Körper ersetzt seine erschöpften Kräfte durch Ruhe: der Geist erfrischt die seinigen durch Veränderung der Beschäftigung; er kann sich an dem Antheil den er an den Vergnügungen des Körpers nimmt, die mehr seinem Werkzeuge als ihm selbst angehören, unmöglich begnügen. Er kann es um so viel weniger, je höher sich die Sphäre seiner Wirksamkeit über die Sinnenwelt erhebt. Er bedarf desto mehr der Nahrung für die Einbildungskraft, je mehr die Vernunft mit Zergliederung allgemeiner Begriffe zu thun hat; bedarf um so mehr der feinen Spiele des Witzes, je ernsthafter, trockner und einförmiger die Arbeit seines Scharfsinnes ist; er bedarf um so mehr der Erquickung durch die wohlthätige Wärme des Herzens, jemehr er durch seine Berufspflichten an die kalten Geschäfte des Kopfes gefesselt ist; er bedarf, damit ich alles zusammennehme, des Vergnügens, das ihm die Felder der schönen Wissenschaften in so reichem Maße anbieten in eben dem Verhältnisse mehr, je schwerer und vielfältiger die Arbeiten sind, die er auf den Feldern der ernsthaften (Brod-) Wissenschaften zu vollenden hat, und jemehr ihm an dem glücklichen Erfolg dieser Arbeiten gelegen ist.

Die Absicht, meine Herrn, warum ich Ihnen für denjenigen Nachmittag, der wöchentlich der Erhohlung von ihren ernsthaftern Geistesarbeiten bestimmt ist *), eine geistige Unterhaltung aus dem Felde der Dichtkunst (denn für nichts weiter will ich meine Vorlesungen über den Oberon angesehen wissen) angebothen habe, hat also wohl keiner Rechtfertigung vonnöthen. Vielleicht darf ich aber desto gewisser hoffen, daß sie diese Absicht billigen, und durch ihre Theilnehmung befördern werden, wenn es mir gegenwärtig gelingt ihnen zu Gemüthe zu führen, wie sehr die Unterhaltung, die aus der näheren Betrachtung und dem feinern Genusse der Schönheiten poetischer, und vorzüglich epischer Werke entsteht, so wohl durch die Größe des Vergnügens, als durch die Art und die Wichtigkeit des Nutzens, den sie gewährt, die Bedingungen erfülle, welche bey einer zweckmäßigen Erhohlung für Gelehrte und Studierende vorausgesetzt werden müssen. Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit.

Daß der Dichter in der Schönheit seiner Werke, und folglich auch in dem Vergnügen, das er durch dieselben zu bewirken vermag, mit der Natur wetteifern, und sie in den Fällen, wo zwischen ihnen beyden Vergleichung statt findet, sogar übertreffen könne, ist ein Vorzug, den er mit jedem Virtuosen gemein hat. Der Grund

*) Sonnabends.

Grund dieses Vorzugs gereicht der Natur nicht weniger als der Kunst zur Ehre. Denn während die Natur auch hierdurch auffallende Proben von der Weisheit ihrer Maaßregeln giebt, indem sie bey ihren Werken die Schönheit nicht selten höhern Zwecken aufopfert; kann und muß die Kunst, die bey den ihrigen keinen andern Zweck hat als zu gefallen, alle ihre Maaßregeln dem Gesetze der Schönheit unterordnen. Daher hat es der Virtuose so ganz in seiner Gewalt, von dem Geschöpfe seines Geistes alles zu entfernen, was die angenehme Wirkung hindern und schwächen, dasselbe hingegen mit allem auszustatten, was diese Wirkung erleichtern und verstärken kann. Der Liebhaber der Natur findet in den Meisterwerken der Kunst alle die Reitze wieder, die er in dem Gebiethe seiner Freundin kennen und lieben gelernt hat; aber findet sie, sie, die er sonst auf jenem weiten Gebiethe an unzähligen Gegenständen mit vieler, oft vergeblicher Mühe aufsuchen mußte, — er findet alle diese Reitze beym Kunstwerke in einem einzigen Gegenstande vereiniget, von allem fremdartigen geläutert, und in ein Ganzes zusammengewebt, dessen erster überraschender Anblick mit entzückender Wonne, und dessen fortgesetzte Betrachtung mit der Ueberzeugung begleitet wird, daß die Natur dises Werk gerade so gemacht haben würde, wenn das Vergnügen der Sterblichen ihr einziger Zweck gewesen wäre.

 In

In dieser Vervielfältigung, Verfeinerung und Veredlung der Gegenstände unsres Vergnügens thut es die Dichtkunst ihren Schwestern, der Malerey, der Bildhauerkunst und der Musik zuvor. Was diese vor ihr durch die unmittelbare Wirkung auf unsre sinnlichen Werkzeuge voraus haben, das ersetzt die Dichtkunst durch ihre unmittelbare Wirkung auf den Geist, durch welche sie ein Vergnügen erzeugt, welches der Erholung des arbeitenden Gelehrten um so angemessener ist, da es nicht nur allein, (wie bey der Musik und den bildenden Künsten der Fall ist), diejenigen Fähigkeiten des Gemüthes beschäftiget, die bey Gelehrten und Studierenden gewöhnlich müssig bleiben, sondern auch, und vorzüglich diejenigen erquickt, die bey ihm gewöhnlich am meisten angestrengt werden, — Gedächtniß, Scharfsinn und Vernunft.

Indessen, daß sich die Musik und die bildende Kunst vermöge der Natur ihrer Zeichen begnügen muß nur gewisse Gegenstände von gewissen Seiten zu zeigen, herrscht die Dichtkunst mit unumschränkter Macht so weit das Gebieth der Schönheit reicht; ihr Stoff ist nicht nur alles Wirkliche, sondern auch sogar alles Denkbare; selbst dasjenige, was in der Natur häßlich und unangenehm ist, gewinnt unter ihren Händen Anmuth und Reitz, und sie ist in der Wahl ihrer Gegenstände um so weniger beschränkt, da sie jeden Gegenstand nach ihrer Absicht umschaffen kann, und bey

deser

dieser Schöpfung kein anderes Gesetz erkennt, als das größte mögliche Vergnügen. Eben dem Umstande, der ihr von so manchem Unverständigen zum Vorwurfe gemacht wird, daß sie nämlich nur Worte, d. h. nur solche sinnliche Zeichen in ihrer Gewalt hat, die an sich selbst ohne Bedeutung sind. — eben diesem Umstande, sage ich, hat sie es zu verdanken, daß sie nicht etwa nur an dasjenige gebunden ist, was sich durch Linien, Farben, und Töne darstellen läßt, sondern daß ihr die ganze Schöpfungskraft der Phantasie ohne Einschränkung zu Geboth steht. Mit dem Zauberstabe dieser Feenköniginn ausgerüstet, ersetzt, ja übertrifft sie sogar die Wirkung des sinnlichen Eindruckes; läßt uns nicht blos denken, sondern sehen und hören, was sie uns sehen und hören lassen will; verwandelt die geistigsten Begriffe in die sinnlichsten Anschauungen, und begabt Gedankendinge mit den Eigenschaften und Kräften der wirklichen. Und so entsteht auf ihren Wink jene neue Welt, die Boileau, der Gesetzgeber des französischen Parnasses, mit folgenden Zügen schildert:

„Verkörpert treten hier die Geister auf; *)
„und was nicht Leben, Geist und Sprache hat,
„wird hier belebt, beseelet und beredt, —
„und jede Tugend, deren Namen hier

 „Erd-

*) Im Französischen:
Là pour nous enchanter tout est mis en usage,
tout prend un corps, une ame, un esprit, un visage,
Cha-

„ertönet, steht sogleich als Göttin da;
„Die Weisheit wird Minerva, und ihr Ernst
„stralt milder aus dem blauen Aug' hervor:
„Die Reitze, sonst nur einzeln zugetheilt
„den Töchtern dieser Unterwelt, und nur
„im Ideal vereint, das Schönheit heißt,
„entzücken hier in Cypriens Person.
„Nicht etwan Erdendämpfe, die sich selbst
„entzünden, sind die Ungewitter hier:
„ein, jeder Donnerkeil entfährt der Faust
„des aufgebrachten Jupiters. Ein Sturm
„der Schiffern mit dem nassen Tode dräut,
„ist nicht der Winde Werk: der Wassergott
„ists, der in seiner Wuth die Fluthen peitscht;
„und Echo ist kein Schall, der durch die Luft
„zurücke prellt; die arme Nymphe ists,
„die über ihres Jünglings Härte weint. u. s. w.

Ich

Chaque vertu devient une divinité,
Minerve est la prudence, et Venus la beauté.
Ce n'est plus la vapeur qui produit le tonnerre,
C'est Jupiter armé pour effrayer la terre;
Un orage terrible aux yeux des Matelots
C'est Neptune en courroux qui gourmande les flots;
Echo n'est plus un son qui dans l'air retentisse,
C'est une Nymphe en pleurs, qui se plaint de Narcisse.
Art. Poët. Chant III.

Ich bedaure den geistlosen Vernünftler, der über die poetische Welt spotten, und den gefühllosen Pedanten, der nicht begreiffen kann, wie einem in dieser erdichteten Welt wohl seyn könne. Wir, m. H. wollen sie jederzeit von der ehrwürdigen Seite, ansehen, von der sie uns durch Vernunft und Erfahrung gezeigt wird, als eine Welt die ganz für unser besseres Vergnügen geschaffen ist, die nach den weisen Gesetzen der Schönheit regieret wird, und in so ferne sie uns wirklichen Genuß gewährt, auch sogar an Realität der wirklichen Welt durchaus nichts nachgeben kann.

Alles was bisher von der Poesie überhaupt gesagt worden, gilt in einem ganz vorzüglichen Grade von der Epischen, in welcher die Kunst ihren weitesten Spielraum hat, wo sie alle ihre Kräfte aufbietet, alle ihre blendenden Farben erschöpft, und sich nicht begnügt den Leser befriedigt, erfreut, entzückt zu haben, wo sie ihm nicht nur Beyfall, sondern Bewunderung abnöthiget. Die epische Dichtart vereiniget alles, was die übrigen an Stoff anziehendes und an Behandlungsart vorzügliches aufzuweisen haben. Nicht nur ohne die geringste Verwirrung, sondern in dem lichtvollsten Zusammenhange, der eben eine ihrer größten Schönheiten ausmacht, stellt sie alles, was uns in der leblosen und lebendigen, in der sichtbaren und unsichtbaren Natur an stärksten interessieren kann, in einem einzigen grossen Gemählde auf; die weitaussehenden Entwürfe,

die

die gefahrvollen Unternehmungen und glänzenden Thaten von Staatsmännern und Helden, und die Angelegenheiten der hoffnungslosen, der geprüften und belohnten Lieb ; den Kampf empörter Elemente bey Ungewittern und Seestürmen, und die holde Freundlichkeit der Natur an einem heitern Frühlingsmorgen; Schlachtentümmel und die schrecklichen Verheerungen des Krieges, und die stillen Freudenfeste des arbeitsamen Landmanns in den blühenden Gefilden des Friedens, den Aufruhr wüthender Leidenschaften in der Brust des Sklaven der Sinnlichkeit, und freudenvolle Ruhe des Herzens unter den sanften Zepter der Vernunft, prächtige, und anmuthige Naturscenen, grosse Charaktere edler Menschen, und feine Gemählde schöner Seelen — Denken sie sich, meine Herren, das herrliche Ganze, das aus der harmonischen Verbindung so verschiedener Theile, wovon jeder für sich schon anziehend genug wäre, herauskömmt; denken sie sich dieses so wunderbare und doch so natürliche Ganze mit allen Schönheiten der übrigen Dichtarten geschmückt; allenthalben, wo es die Natur des Stoffes zuließ und foderte, ausgestattet bald mit der Lebendigkeit der dramatischen Darstellung, bald mit dem erhabenen Ernste und der tiefen Rührung der Tragödie, bald mit der Einfalt und Naivität der Idylle, bald mit den schmelzenden Klagetönen der Elegie, bald mit der hohen Begeisterung und dem hinreissenden Schwung der Ode; denken sie sich endlich dieses Ganze in eine Sprache

ein-

eingekleidet, die sich nach der Musik eines melodischen Sylbenmasses, mit dem Anstand und der Leichtigkeit einer Grazie fortbewegt, und mit jedem Schritte, jeder Wendung dem trunkenen Blicke neue Schönheiten entfaltet, und sie werden sich ungefähr den Grad des Vergnügens vorstellen können, den die Unterhaltung mit einem epischen Meisterwerke zu gewähren vermag.

Aber sollte dieses Vergnügen durch diejenige nähere Betrachtung seines Gegenstandes, die ohne Zergliederung desselben nicht möglich ist, und die den wesentlichsten Theil unsrer Unterhaltung mit dem Oberon ausmachen soll, nicht vielmehr gestöhrt, als befördert werden? — Ich weiß nur allzuwohl, m. H. daß es der wirklichen Liebhaber und Virtuosen so wohl als der angeblichen Kenner und Philosophen genug giebt, die dieß zu behaupten geneigt sind. Ich weiß aber auch die Unstatthaftigkeit dieses Vorurtheils zugleich mit den Entstehungsgründen desselben ziemlich genau anzugeben. Bald ist es ein gewisses Uebermaaß der produktiven *) Einbildungskraft, durch welche gewisse Geister mehr aufgelegt sind Theile in ein Ganzes zusammenzusetzen, als ein Ganzes in seine Theile aufzulösen; — bald bloße Bequemlichkeitsliebe, die nicht gerne aus dem behaglichen Zustande des Helldunkels herausgeht — warum

*) Man erlaube mir diesen fremden aber hier besonders passenden Ausdruck.

warum diese Leute, die mit dem Gefühl beurtheilen, mit dem Verstande empfinden, und mit der Vernunft betasten wollen, so entschiedene Feinde vom Zergliedern der Geisteswerke sind. Was wir mit dem Obeson vornehmen werden, däucht ihnen eben so abscheulich und unsinnig, als ob ein Maler oder Bildhauer eine lebendige junge Schönheit, die sich von ihm erbitten ließe das Modell von einer Venus oder Grazie abzugeben, mit dem Anatomischen Messer zerschneiden wollte, — um ihre Reitze näher ins Auge zu fassen. Allein sie begreiffen leicht, meine Herren, daß die Schönheit eines ächten Meisterstücks der poetischen Kunst, durch Zergliederung eben so wenig verlohren gehen könne, als das Meisterstück selbst dadurch zerstört wird. Es ist hier von keinem blendenden Meteore die Rede, aus welchem zwar eine glänzende Phantasie mit den Farben des Regenbogens spielt, dem man sich aber nicht zu weit annähern darf, wenn es nicht als eitler Dunst befunden werden soll; von keiner der hinfälligen Hirngeburten, die durch den sonst erworbenen Namen ihres Urhebers, oder durch andere günstige Zufälle, eine Zeitlang über dem Strohm der Vergessenheit emporgehalten werden, der sie über lang oder kurz verschlingen muß: es ist von einem Werke die Rede, das seinen Meister überleben wird. Ein solches Werk m. H. hat durch die genaueste Prüfung nichts zu verlieren, aber desto mehr zu gewinnen. Ein großer und zwar der für den Gelehrten beträchtlichste Theil seiner Schönheiten

heiten kan nur durch Vereinzelungen seiner Theile entdeckt und genossen werden; der Geist, dem der schöne Körper sein Leben und seine besten Reitze zu danken hat, kann nur durch schärferen Blick, der nicht auf der Oberfläche hinweggleitet, sondern tief ins Innerste eindringt, ausgespäht, und erkannt werden. An der Hervorbringung eines solchen Werkes hat der Verstand wenigstens eben soviel Antheil gehabt, als die Einbildungskraft, der Scharfsinn eben soviel als der Witz, die bildende Vernunft eben soviel als der gebildete Geschmack, das tiefherrschende Nachsinnen eben soviel als die Eingebungen des Genius in den glücklichen Stunden der Begeisterung. Und wie sollten Schönheiten, die lediglich durch Verstand und Scharfsinn, Vernunft und Nachdenken vorhanden sind, durchs blosse Gefühl, durch eine Art von leidendem Genuß, ohne allen Aufwand von Verstand und Scharfsinn, Vernunft und Nachdenken gefunden werden? Und sind nicht gerade diese Schönheiten, die edelsten und größten? Und ist nicht das Vergnügen, das sich von Geisteswerken erwarten läßt, sowohl dem Grade der Erkänntniß als dem Grade der Schönheit derselben angemessen?

Und nun, m. H. dürfte wohl keiner von uns nach dem Nutzen fragen, der für uns mit der Unterhaltung, die ich vorschlage, unzertrennlich verbunden ist. Woran kann und muß dem Gelehrten und Studieren

renden mehr gelegen seyn, als an derjenigen Fertigkeit der höheren Kräfte seines Geistes, von der nicht nur der glückliche und leichtere, sondern auch sogar der mögliche Erfolg des Studierens abhängt? Und wie viel muß nicht diese wichtige Fertigkeit durch eine Uebung gewinnen, die sich so gar auf die Erhohlungsstunden erstreckt, auf Stunden die nicht selten an Unterhaltungen verschwendet werden, wodurch man die entgegengesetzten Fertigkeiten, Gedankenlosigkeit, Plattheit und Stumpfsinn annimmt? — Wie viel muß nicht der Geist durch eine Uebung an einem Gegenstande gewinnen, der durch unwiderstehlichen Reitz eben so sehr zur Anstrengung auffordert, als er dieselbe erleichtert und belohnt? Durch eine Uebung endlich, die, indem sie Vernunft und Scharfsinn zugleich so stark und so leicht beschäftiget, diesen Fähigkeiten ungleich besser zu statten kommen muß, als selbst die mühsamste Anstrengung derselben in einem Fache, wo sie sogar allein wirksam sind?

Ein zweyter noch mehr in die Augen fallender Vortheil, den der Gelehrte oder Studierende aus der Unterhaltung, von der hier die Rede ist, ziehen muß, ist die Reinigung, Verfeinerung und Erhöhung seines Geschmackes. Das Vermögen angenehmer Empfindungen, welches wir mit den Thieren gemein haben, wird nur durch Vernunft zu demjenigen Sinn für Schönheit erhoben der dem Menschen eigenthümlich ist;

und

und wenn dieser Sinn, der als bloße Anlage allen Menschen ohne Unterschied beywohnt, zu derjenigen Fertigkeit und Feinheit hinausgetrieben werden soll, die den höhern Ständen und zumal den Gelehrten unentbehrlich ist: so kann dieses nur durch eine solche Uebung geschehen, in welcher die beyden Bestandtheile dieses Sinnes, d. i. Gefühl und Vernunft zugleich, und in ihrem innigsten Zusammenhange, in Thätigkeit gesetzt werden. Die vereinzelte Uebung der Vernunft und des Gefühles für sich selbst kann in Ewigkeit keinen Geschmack, muß vielmehr nothwendig das Gegentheil davon hervorbringen. Die gelehrte Welt hat keine größern Meister in der Syllogistik und Disputirkunst, aber auch keine ärgern Barbaren aufzuweisen, als die Doctores subtiles, invincibiles und irrefragabiles unter den Scholastikern; und wie so mancher Gelehrter unter unsern Zeitgenossen hat sein ganzes Leben mit Abstractionen und Vernunftschlüssen, mit Behaupten und Widerlegen, mit Aufbauen und Einreissen von Systemen zugebracht, ohne daß ihn jemand, der Geschmack zu verlieren hatte, lesen oder hören konnte, und ohne daß man seinen Arbeiten ein anderes Verdienst einzuräumen hätte, als die wichtige Wahrheit, daß einseitige Pflege des Geistes ihren eigenen Zweck zerstöre durch sein Beyspiel bestätiget zu haben. Eben so wenig läßt sich der Geschmack ohne Mitwirkung der Denkkraft durch die blosse Anwendung des Gefühls bilden. Ich darf sie m. H. hier nur an die in der neuesten Ge-

schichte unserer Litteratur so lehrreiche Periode der Kraftgenien erinnern, wo die mit einer bis dahin ungewöhnlichen Popularität verbundene Simplicität und Energie in den Schriften eines grossen Geistes eine Menge unberufener Kunstjünger wähnen ließ, die ganze Stärke des poetischen Genies bestände in der mit gesuchter Regellosigkeit gepaarten Lebhaftigkeit der Empfindung. Die poetischen Ungeheuer, welche von dem daraus entstandenen und bis zur Naserey gediehenen Wetteifer, unregelmäßig und kräftig zu schreiben, erzeugt worden sind, würden unser Jahrhundert um die sonst von ihm so sehr verdiente Ehre des Geschmacks bey der Nachwelt unfehlbar gebracht haben, wenn sie ihr Jahrzehend überlebt hätten. — Das Gefühl äussert sich zwar bey keinem seiner Sinne mächtigen Menschen ohne alle Mitwirkung der Vernunft, ohne welche jeder Genuß auch der sinnlichsten Schönheit schlechterdings unmöglich wäre; allein der gewöhnliche Grad der Thätigkeit der Vernunft beym Gefühle der Schönheit, macht noch bey weiten nicht den Geschmack aus. Unzählige haben den Oberon mit Gefühl, aber wohl kaum halb so viele mit Geschmack gelesen; unzähligen hat er Vergnügen gewährt; aber nicht halb so vielen den Geschmack gebessert. Er besitzt viele Schönheiten, die freylich jedem, der nur unsre Muttersprache fertig lesen gelernt hat, in die Augen springen müssen; aber er besitzt noch weit mehrere und vielleicht auch weit beträchtlichere Schönheiten, die das rohe Gefühl mit aller seiner

ner Spurkraft nicht wittern kann. Diese letztern stehen entweder nur dem völlig ausgebildeten Geschmacke, oder der Vernunft offen, die an ihnen ein noch nicht ganz geläutertes und geschärftes Gefühl zum Geschmacke erhöhen will. Unmöglich kann sie dabey diese wichtige Absicht verfehlen, wenn sie es nicht etwa nur beym blossen Lesen bewenden läßt; wenn sie, Hand in Hand mit dem Gefühle, die Beschaffenheit, Ordnung und den Zusammenhang der einzelnen Theile untersucht, und in dem sie die Regeln ausfindig macht, während daß ihr das Gefühl die Anwendung im Beyspiel vorhält, dem Geiste zur Entdeckung und zum Genusse derjenigen Vollkommenheiten verhilft, die für den Pöbel der Leserwelt so gut als nicht vorhanden sind. — Und was, meine Herren, kann dem Gelehrten und Studierenden, der das Maaß seines Laufes kennt und es zu erfüllen ernstlich entschlossen ist, wichtiger seyn, als diese Fähigkeit feinere und höhere Schönheiten zu entdecken und zu geniessen, die in Rücksicht auf die Werke der Natur und der Kunst, Geschmack, in Rücksicht auf die menschlichen Handlungen, sittliches Gefühl heißt, in den beyden vereinigten Rücksichten aber diejenige Veredlung der Menschheit ausmacht, die, weil sie sowohl in den ursprünglichen Anlagen als in der letzten Bestimmung der menschlichen Natur gegründet ist, den Namen der Humanität im strengsten Sinne verdient.

Wie sehr ich alle diese Betrachtungen vor Augen gehabt habe, da ich den Oberon zum Gegenstande meiner öffentlichen Vorlesungen für dieses halbe Jahr wählte, wird, wie ich hoffe, in diesen Vorlesungen selbst am besten zu beurtheilen seyn. So wenig Ihnen übrigens das laute und allgemeine Urtheil, womit die Nation den Werth dieses Gedichts entschieden hat, unbekannt seyn kann, so wenig dürfte es hier am unrechten Orte seyn, wenn ich ihnen das bestimmtere Urtheil über Oberon und das poetische Verdienst seines Urhebers von einem Manne anführe, den der bessere Theil unsers lesenden Publikums als einen eben so einsichtsvollen Kenner als unpartheischen Richter der Werke des Geschmackes anerkennt *). X.

II.

Etwas über

Form, Geist, Charakter, Sprache, Musik und Tanz der Ehstnischen Nation rc.

(s. T. M. vorigen Monat. S. 331.)

Moralischer Charakter der Nation.

Die Ehsten waren, wie bekannt, gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts noch Heiden: wie ihr Charakter

*) Siehe No. 50. a) der Allgem. Litt. Zeitung von 1786.

rakter damals war, ist unbekannt. Giengen viele von ihnen, gleich andern Bewohnern der ostseeischen Küsten, auf Raub aus, nährten und erhielten sie sich zum Theil durch Fehde und Krieg: so muß diese Lebensweise ihrem Charakter, wenn er vorher auch noch so mild war, nicht das beste Gepräge aufgedrückt haben. Ich würde aus ihrem Betragen gegen die bremischen Kaufleute und das auf ihren Küsten von ihnen errichtete Etablissement, auf Mordlust, Verschlagenheit, Tücke, Untreue schliessen, wenn es ihnen der Trieb der Selbsterhaltung und Sicherung ihrer Familien und Plätze nicht an die Hand gegeben haben könnte; daß das also keinen gegründeten und der Seele eingeprägten Charakter voraussezt; — sondern es war blos ein elektrischer Schlag, der sie faßte, und dessen Stoß sie folgten, weil die Rettung aller der Ihrigen damit verbunden zu seyn schien. Was hatten auch diese fremden Kaufleute auf diesen Küsten zu harren? Die Ehsten wolten nicht mit ihnen handeln, und warum drangen sie ihnen ihren Handel auf, und sezten sich an einem Ufer fest, wo die Töne, die da gesprochen wurden, ihnen unbekannt waren? — Beynahe jegliche Nation, die solche fremde Gäste an ihren Ufern erhielt, machte sie auch mit ihnen Verträge — so brach sie sie doch bald — und erschlug sie.

Die Ritter Teutschlands, die nichts mehr in dem gelobten Lande und Preussen zu thun hatten, drangen

nun auch nördlicher herauf und überwanden die Liven und Ehsten — und durch sie wurde das Christenthum im römischen Gewande eingeführt. So sehr es auch verfälschtes Christenthum war, so waren doch seine damaligen moralischen Maximen zum Theil von solcher Art, daß sie das Herz der Nation vielleicht moralisch besser machten. Der äussere Zwang, durch den sie nun von ihren neuen Oberherren von den Räubereyen auf dem Warrager Meere oder der Ostsee abgehalten wurden, nebst der Religion, die sie dazu verband — brachte sie zu friedsamern Beschäfftigungen. Ohne Zweifel waren vorher blos Jagd und Fischerey, die an den Küsten sehr reichlich ausfällt, nebst Viehheerden und etwas Kornbau die sichern und friedlichen Quellen ihrer Nahrung: jezt, bey der Oberherrschaft der teutschen Ritter, ward der leztere weiter ausgebreitet, und da sie mit bessern Ackerinstrumenten bekannt wurden, erleichtert. Diese Entfernung von Raub und Fehde, diese mehr friedliche Lebensart, wo ein jedes wegen des veränderten Zustandes an seine Stelle gebunden ward; die scharfe Aufsicht auf ihr Betragen, unter der sie waren, dies alles sollte keinen Einfluß auf die Umänderung ihrer sittlichen Denkungsart gehabt haben? — Gewiß es muß ihn gehabt haben, wenn es an dem ist, daß durch den Konflikt der Organisation, Lebensweise, Religion und äussere Aufsicht unser moralischer Charakter bestimmt wird.

Auf die katholische Religion folgte die gereinigtere Lehre. Die Helligkeit drang überall durch, und das

Im-

Interesse des Adels war damit verbunden, daß sie angenommen und eingeführt würde. Der Sclave mußte sich beugen, und den Anordnungen folgen, die man in Gang brachte. Unterricht, der jezt allgemeiner ward, Uebersetzung der Bibel in die Landessprache, scharfe Aufsicht jedes Herrn über die Bewohner seines Dorfs, wo selten etwas ungeahndet blieb, ein gewisser Grad von Trägheit, der hier klimatisch ist, und die Leidenschaften nicht so hoch empor kochen läßt — dieses scheinen nun die Quellen ihres jetzigen guten moralischen Charakters zu seyn.

Gewiß der moralische Charakter dieser Nation ist recht sehr gut. Sie liebt und schäzt ihre Religion. Die meisten gehen des Sonntags, wenn gleich ihre Kirche manchmal eine, zwey Meilen, ja noch weiter entfernt ist, zum Gottesdienst, hören da still und andächtig den ihren Fähigkeiten angemessenen Religionsunterricht an; zu Hause lesen sie in ihrem Gesangbuch und der Bibel. Die Mutter unterrichtet das Kind im Lesen und lehrt ihm, so viel sie kann, den Katechismus: sie muß es auch, weil ihr Kind nicht eher als es Lesen kann und die Hauptstücke weiß, zur Kommunion gelassen wird, noch heyrathen darf. Sechs Wochen, ehe es zur Kommunion gelassen wird, ist es beym Prediger. Dieser reist auch meistentheils alle Jahre herum und examinirt jegliche Familie in ihrer Behausung, jung und alt, in den Lehren des Christenthums. Das junge Kind

wird dadurch attent, der Mann und das Weib werden in Erhaltung oder Erweiterung ihrer Religionskenntnisse nicht nachlässig. Wer schlecht befunden wird, wird von dem Prediger, gegen den sie alle nur mögliche Hochachtung haben, mit Worten bestraft. Ist eine ganze Familie in Absicht dieser ihrer Pflichten auf Kind und sich selbst saumselig, so wird sie von dem Kirchengericht bestraft. Reichthum, Ueberfluß, Ueppigkeit legen ihnen keine Schlingen. In jedem Dorf ist der Herr in den allermeisten Fällen gleich daseyender Richter. Bey so bewandten Umständen mußte der Charakter der Nation gut werden.

Man macht dem Ehsten den Vorwurf, daß er tückisch sey. Ein Sclave, der ohne Belohnung für seine Mühe arbeiten, und öfters mehr als seine Richtschnur mit sich bringt, arbeiten muß — der, wenn er unsern Wünschen weder gemäß noch genug arbeitet, hart bestraft wird und für dessen Wohlstand alle Quellen verstopft sind (u. s. w.), sollte der nicht tückisch seyn? Der Hund, den ich übel behandle, soll Zuneigung gegen mich erhalten, und meinen Wünschen, sobald er sie abmerkt, zuvorkommen? — Gewebe menschlicher Dinge, du müßtest zerreissen, wenn er anders handeln könnte.

Und doch bey alle den Beleidigungen, die man seinem Körper, seinen Kindern und seinem Wohlstand anthut, ist er wenig zur Rachgierde geneigt. Nicht selten

ver-

verliert seine Tochter ihre Unschuld, eine in ihrer Größe willkührliche Strafe wird ihm auferlegt, und er rächt sich nicht oder sehr selten. Und worin besteht meistens seine Rache? Etwa in der Ermordung seines Herrn, oder seiner Gemahlin oder eines seiner Kinder? Von den zweyen lezten hat man kein Beyspiel, und von dem ersten sehr wenige. Alles was er thut, besteht darin, daß er durch vermehrte Trägheit den Wunsch seines Herrn zu vereiteln sucht, und manchmal in der Scheuer, worin das Getraide getrocknet *), gedroschen und zum Theil aufbewahrt wird, also in dem Behälter seines Fleißes und seiner Arbeit, und von welchem nichts auf ihn und seine Familie übergeht, Feuer anlegt, oder es verwahrloset.

Von Ueberfall einer Bauerfamilie gegen die andere und ihrer Ermordung oder Plünderung, von Straßenraub von einem Ehsten verübt, von Erwürgung eines Menschen, der ihm nichts that, von gewaltsamen Einbrüchen an dem Hause seines Herrn, hat man kein Beyspiel.

Die einzigen Amtleute **) die man erschlagen hat,

*) Da es nicht selten naß vom Felde kömmt, so ist in jeder Scheuer ein großer Ofen, der unter der Erde geheizt wird, um es zu trocknen.

**) Sind Aufseher über die Bauern, daß sie gehörig arbeiten, und die sie wo sie es nicht thun, sogleich bestrafen. Meistentheils sind es Taugenichtse von verdorbenen teutschen Handwerkern, die sich nicht mehr durch ihr Handwerk nähern wollen.

hat, waren Ausbunde menschlicher Grausamkeit: sie musten erst vielen ihre Weiber und Töchter schänden, und vielen ihre Rücken zerfleischen, ehe man so einen Schritt that.

Tag und Nacht hat der Edelmann, Prediger und Bauer seine Behausung offen, und er wird nicht beraubt.

* * *

Die Gutmüthigkeit und Zärtlichkeit des weiblichen Herzens kann ich nicht genug rühmen. Welche reichhaltige Quelle moralisch guter Handlungen also! Wer suchte wohl so hoch im Norden soviel Empfindsamkeit, (ich kann es mit Recht mit diesem Namen belegen) soviel Feinheit in den Empfindungen bey Sklavinnen, denen so oft harte Arbeit zu Theil wird? Alle Ausflüsse ihres gutmüthigen und zärtlichen Herzens, von denen ich so oft Zeuge war, schweben in diesem Augenblicke vor meinen Augen — Nimm ihn hin, liebes Volk, den Dank eines Mannes, der dir nicht mehr als dies zu geben vermögend ist!

Beynahe Yorikische Feinheit in alle dem Gewebe der Empfindungen bey einem Ehstnischen liebenden Mädchen, das der Hof nur etwas verfeinert hat!

Das Weib, das zur Amme von der Herrschaft genommen wird, welche Zärtlichkeit gegen das Kind, das sie saugt! Mit beynahe mehr als mütterlicher Delikatesse behandelt sie es! Sie ist nun auf einige Zeit

den

den Nahrungssorgen entrissen, wird gut gehalten, gut genährt: aber wie dankbar ist sie auch nicht dafür gegen den jungen Sprossen der Erde! Sie schmeichelt, ihm zuvorkommend auf alle Weise. Das Kind des Edelmanns ist daher bis in sein 6. 8. 9tes Jahr ausserordentlich liebkosend: kein Kind in Teutschland kömmt ihm so leicht hierin bey: es ist der Abdruck der Behandlung seiner Amme. Du zärtliches, gutmüthiges Fräulein, das du deinen künftigen Gatten durch alle das feine Gekette deiner Gefühle beseligst, du hast die erste Stimmung deines Herzens zur Zärtlichkeit, deine schmeichelnde liebkosende Stimme — deiner Bäurin zu verdanken. O, trage auch das Deinige dazu bey, daß die Härte ihres Schicksals sich vermindre.

Auch der Mann ist gutmüthig und wohlwollend. Mehr als einmal bin ich in seiner Hütte eingekehrt, und er hat mir in allem gewillfahret. Es ist leicht zu denken, daß er es, vermöge seiner männlichen Organisation, und da er er härtere Behandlung als das Weib erfährt, in minderm Grade sey. Aber doch ist noch in ihm ein hohes Maas von gutherzigem Betragen wenn man etwas von ihm bedarf oder bey ihm übernachtet.

Was diese Anlage des Herzens für gute Erfolge für Tugend und Religiosität habe, sollte ich das noch weitläuftig zu erörtern brauchen?

Geist der Nation.

Da sie bis jetzt in wenig Verhältnisse, die ausser den Grenzen des Ackerbaues, der Fischerey, Jagd, Müllerey und Zimmerey liegen, gesetzt ist, so läßt sich wenig über diesen Punkt sagen. Das Ackergeräthe, Hausgeschirre, Becher, Teller von Holz, Linnen, Tuch, Wagen, Pflug, verfertigt sich der Ehste selbst und ganz gut: er baut sich selbst sein Haus, welches aus über einander gelegten, fast an einander passenden und am Ende in einander eingreifenden Balken besteht. Einige Edelleute haben manchen ein Handwerk, damit er für sie in ihrer Behausung arbeite, erlernen lassen: man hat Tischler, Zimmerleute, Schuster, Schneider, Schlösser, Schmidte, Maurer, deren Arbeit freylich der teutschen nicht beykömmt, worin sie es aber nach und nach zu größerer Vollkommenheit bringen können. — Die Weiber spinnen, weben Leinewand, Tuch, knitten Strümpfe, Gürtel, Handschuhe, nähen die Kleider für sich, Kinder und Mann, und verfertigen, wenn man sie auf den Hof kommen läßt und unterrichtet, ganz artig noch andre Handarbeiten. Es giebt gute Serviettenweberinnen unter ihnen.

Einige junge Herren, die nach Teutschland oder Frankreich auf Akademien oder Reisen giengen, nahmen Ehsten als Bediente mit: diese erlernten in kurzer Zeit teutsche oder französische Sprache. Ich habe Zeichnungen und Gemälde von einem gesehen, der ohngefehr

sehr ein Jahr von einem Maler unterrichtet war: in dieser kurzen Zeit hatte er's recht weit gebracht.

Kurz, der Ehster hat einen gesunden geraden Verstand, der nicht zu hoch fliegt, aber auch nicht zu tief sinkt, ob es gleich an dem ist, daß er das, worin er unterwiesen wird, meistens etwas langsam erlernt. Doch eine fremde Sprache erlernt er bald. Ein kurzer Aufenthalt auf dem Hof macht ihn die teutsche Sprache verstehen: nach einiger Zeit fängt er zu sprechen an, und ob ihm gleich die Aussprache verschiedener harter Sylben und Buchstaben schwer fällt, so erlernt er sie doch nach und nach ziemlich vollkommen. Das weibliche Geschlecht, so wie es alle Sprachen leichter erlernt, zeichnet sich auch bey der teutschen zu seinem Vortheile aus. Ich habe Ehstinnen gekannt, die man in der Reinheit des Teutschsprechens von den in Ehstland gebohrnen Teutschen, die unsre Sprache vollkommen sprechen, nicht unterscheiden konnte. Auch russisch lernen sie durch einquartirte Soldaten in kurzer Zeit. Gutes Gedächtniß, ausgezeichnete Attention, feines Gehör, und biegsame Sprachorganen, um die Nüancen des Accents einer Sprache zu fassen und nachzuahmen, kann man ihnen also nicht absprechen.

Ihre ausserordentliche Lust zur Poesie zeigt aber auch keinen geringen Grad von Einbildungskraft.

Reisende haben den hohen Grad von Imagination bey den Lappen und Grönländern bemerkt: die durch die

die Kälte gespannten Fibern, von denen, wenn eins gerührt wird, gleich wie auf einen Klavier eine Menge andrer Saiten nachklingt, bringen ohne Zweifel das zu Stande, was bey dem Morgenländer der schnellfliegende Nervengeist thut. Ich will den Ehsten nicht auf die hohe Sprosse jener nördlichern Einbildungskraft hinaufheben, oder ihn gar zu einem Orientaler machen: aber viele seiner Poesien, die mit mannichfaltigen Bildern angefüllt sind, und das schnelle Ueberhüpfen des einen Gedankens zum andern, lassen mich ihm doch mit Recht einen nicht geringen Grad von Einbildungskraft beylegen.

Sein feines Gefühl — mit seinem geraden, obgleich mit eintger Trägheit belasteten Menschenverstande, woran sich gutes Gedächtniß und jener hier nicht gesuchte hohe Grad von Imagination kettet — dies alles zusammen kann keinen Dummkopf bilden, sondern das ist gewiß ein Geist, der zu mehrern fähig ist: und wenn er noch nicht die auszeichnendsten Proben seiner Fähigkeit geliefert hat, so liegts an den Umständen, die bis jetzt seine Kräfte noch nicht entwickelten. Was wären wir Teutsche mit unsrer Poesie, wenn wir nicht das ganze Morgenland, Griechenland und Italien erst geplündert, und ihre Blüthen und Bilder in unsern Geist übergepflanzt hätten? — Ich glaube nicht, daß wir soviel natürliche Anlage zur Poesie haben als der Ehste: unter solchem Druck, als er lebt, würden wir weder solch feines Gefühl aufzuweisen haben, noch singen

— wir

— wir würden entweder unsre Dränger tödten, oder schlummernd still einhergehen und unser Elend geduldig ertragen.

Der Ehste und die Ehstin sind sehr satyrisch. Ich habe manchmal das Kammermädchen, wenn ihr Fräulein dummes Zeug und Abgeschmacktheiten begangen hatte, hinterm Spinnrocken hervor rufen hören:

Das Fräulein mit den goldnen Schuhen,
mit stolzgewölbten Augenbraunen,
und aufgestrecktem Hals,
bey jeder Kleinigkeit uns scheltend,
welche Thorheiten beginnt sie,
führt sie aus —

und nun wurden ihre Albernheiten der Länge nach mit der feinsten Satyre gepfeffert — und das alles ex tempore.

Beym Erndefest, wenn ihnen der Herr einen Schmaus gegeben, und sich schlecht gehalten hat, bey Kindtaufen und Hochzeitschmäusen, die kärglich zugeschnitten waren, stellen sich zuletzt ein paar Weiber, oder ein Kerl und eine Frau einander gegenüber, und gehen alle die kahlen Schüsseln und die Mängel des Schmauses, die Kargheit und die Flecken des Charakters des Herrn, oder dessen der sie zum Mahl einlud und so mager bewirthete, durch, daß Leute, die vollkommen ihre Sprache verstanden, mich versichert haben, daß

der

der feinste Sarkasine, die bitterste Satyre über ihre Lippen] fließe.

Des Morgens beym Pfluge singen sie — einer singt vor, der andre nach — bey der Ernde singen sie — und will der Herr, daß sie bald die Felder endigen sollen, so darf er nur einen Dudelsack bringen und ihnen dazu spielen lassen: ihre Arbeit wird mit Lust und in kurzer Zeit vollbracht.

Töchter des Himmels, Harmonie der Töne und Dichtkunst, ihr erweitert auch die Brust des Sklaven, macht ihn entzückt während der Augenblicke der größten Anstrengung, daß er sein schweres Tagewek freudiger zu Ende bringe.

Dieß bringt mich zu ihrer Sprache.

Ihre Sprache.

Da meine Kenntniß von ihr in der kurzen Zeit, als ich hier bin, nicht hoch gestiegen seyn kann; so vermag ich also nicht in ihr Inneres, in die Komposition ihrer Wörter, in die Nüangsen ihrer Beugungen, wodurch sie auf einmal eine ganze Idee mehr ausdrücken, in den Bau und und den Geist ihrer Redensarten u. s. f. einzudringen: ich kann mich daher bey meiner unvollkommenen Bekanntschaft mit ihr, nur an

*) Verschiedene Proben Ehstnischer Volkslieder, S. im December 1787. des T. M.

an ihre Oberfläche — an ihr äusseres — an ihren Schall — an den Klang ihrer Töne halten: und so muß ich denn behaupten, daß sie eine äußerst wohlklingende, weiche, zärtliche und in ihren Tönen harmonievolle Sprache sey.

Es urtheilt hier nicht jemand, der nicht mehrere Sprachen Europens auch der Annehmlichkeiten ihres vaterländischen Schalls nach kennte: mir sind die Eindrücke der Englischen Dame, die sie mit ihrem schmeichelnden Sweatheart macht, das gewiß ausserordentlich süß die Nerven durchfährt — und die süßen Töne der französischen und Italienischen Sprache bekannt. Demohngeachtet muß ich, wenn ich Ehstlands Dame oder nur eine der gröbsten Arbeit (die dann auch die Töne vergröbert) entrissenes Dorfmädchen diese Sprache sprechen höre, die ehstnische über die zwey erstern setzen und an die letztern anschliessen. Man wird zwar anfänglich über dieses Urtheil lachen: aber wie oft hat man nicht im Anfang so über Dinge gelacht, die man hernach bey näherer Untersuchung wahr befunden hat.

Hier oben im Lande des Eises und Schnees, der herbsten Witterung — eine Sprache, die sich in ihrer Süßigkeit an die italienische anschließt? wie ist das möglich? (wird man ausrufen)! — aber daß alles sind noch keine Einwendungen gegen mich.

1) Ich sagte in dem Abschnitt über den Geist und Charakter dieser Nation, daß sie sehr gutmüthig und mit feinem zarten Gefühl begabt sey. Ich sagte

2) daß ihre Imagination lebhaft sey, und ohne Zweifel durch das Spannen ihrer Fibern von der Kälte eben das bewirkt werde, was bey den Morgenländern durch die Menge und Flüchtigkeit des Nervengeistes bewirkt wurde.

3) Es ist die Sprache des gebeugtesten Sklaven der nur Demuth und Unterthänigkeit kennt. Dieser Sklave aber ist nicht ein Wilder ohne Kultur — sein Geist ist durch die Religion angebaut: dieser sein Zustand ist ihm ein von der Gottheit bestimmtes Schicksal, in das er sich willig ergiebt. Gewohnheit, von seiner ersten Jugend an — daß er keinen feinern Bauer kennt, mit dem er sich vergleichen könnte, bringt sein Murren in die engesten Schranken: es ist bey ihm nur ein momentanes Mundmurren bey der überlästigsten Arbeit — sein unterthäniger zur Empörung so wenig geneigter Geist, sein demüthiges herabgebeugtes Herz — das sollte, wenn es fühlt, grobe Töne zum Munde herausschüttern? Alles das müßte nicht seyn, was ich unter Nummer 1. 2. und 3 gesagt habe, wenn seine Sprache — hart, wild, bebend, und nicht vielmehr äusserst geschmeidig seyn sollte.

Selbst alle Eingeborne des Landes werden mir das, was ich hier sage, nicht zugeben: aber sie haben nicht

alle

alle diese Sprache, so oft sie sie auch sprachen, von dieser Seite betrachtet; „es ist ja die verachtete Bauersprache, was kann daran gutes seyn!" — Ich habe doch eine große Anzahl von Damen, die mit ihrem zarten weiblichen Gefühl mehr kompetente Richter sind, für mich — und darf ich noch hinzufügen, daß ich, der ich dies Urtheil fälle, von meiner zartesten Kindheit an, die süßesten Musiken der neuern Zeit kenne, also melodisches Ohr gnug habe, was ich höre, in seiner Rauheit oder Feinheit aufzufassen und zu beurtheilen; so darf ich wohl hiebey — auch ein nicht zu verwerfender Richter seyn.

Alles harte in unsrer Sprache, wenn viel Konsonanten hintereinander kommen, lernen die Ehsten nur nach langer Zeit und Uebung erst aussprechen. Dies ist, wie mich dünkt, ein klares Kennzeichen davon, daß ihre Sprache wenigere Konsonanten unmittelbar hintereinander habe, folglich weicher als die unsrige sey. Und lehrt das nicht schon eine kurze Uebersicht nur des Geschriebenen ihrer Sprache? Weiß man dann aber schon, wie weich sie das b, d, und noch einige andere Konsonanten aussprechen?

Das rauhe h haben sie in ihren Wörtern im Anfange wohl geschrieben, aber sie sprechen es entweder gar nicht oder sehr gelinde aus.

Kein Wort fangen sie je mit einem b an, sondern statt dessen mit dem gelindern w. Welche Feinheit hierin! — Z fehlt ihnen: sie setzen statt dessen ts.

Ch, wie wir Teutsche es aussprechen, und dessen eigentliche Pronunciation auch den feinern Italienern so schwer wird, fehlt ihnen auch.

Das st, wie's in den meisten Provinzen Teutschlands ausser Niedersachsen und Westphalen ausgesprochen wird, daß es nach ihrer Pronunciation scht geschrieben werden müste, mangelt ihnen gänzlich.

Wir sind seit einem Herder glücklicher Weise von der abgeschmackten Meinung Süßmilchs abgekommen, daß alles, was gesprochen wird, mit den 24 Buchstaben unseres Alphabets ausgedruckt werden könne. Man glaube also nicht, daß ich schon jeden in den Stand gesetzt habe, über die Feinheit dieser Sprache zu urtheilen, wenn man vorige Lieder nach seiner Weise liest. Die Diphtongen — welchen angenehmen, abwechselnden, aber auch so manchmal penetranten, sonorischen Laut haben sie in dem Munde des Ehsten!

Man ziehe eine Parallele zwischen folgender Arie des Metastasio und der darauf folgenden ehstnischen, so wie sie mir in die Hand gefallen ist — wer muß nicht gestehen, daß ausserordentliche Feinyheit darin sey, und sie sich wie ein Epheu an ersterer hinaufschlinge.

Die Italienische.

Confusa, smarrita
Spiegarti vorrei
Che foste — che sei —

In-

Intendimi, oh Dio:
Parlar non poss'io
Mi ſento morir.

Fra l'armi ſe mai
Di me ti rammenti,
Io voglio --- tu ſai ---
Che pena! Gli accenti
Confonde il martir.

Eſte Ehſtniſche.

Minno romo olli Roſi
Römaks omma wennale
Pea oitſis pea närtſis,
Närtſis judis ſurmale

Menda on need ilmſed römud
Irrikdenn' on nende ön
Tänna paiſtal pän meil Selgeſt
Homme pilwed kattawad

Minno roſi oitſeb jälle
Sure iſſa rohhoajas
Ioua aeg wi mind ſinna
Kus ei ſurm meid lahhutab,

Ia ſe mötte roſi peäle
Lühhendago meie aeg
Löpwad otſa meie römud
Oh ſüs löppeb kurbadus ka.

Kerge muld ſe katko kinni
Sedda kalleſt pörmokeſt
Lilled öitſke haua peale
Oepik laulgo halledaſt.

Meine Freude war die Rose: der Bruder liebte sie: aber so wie sie blühte, verwelkte sie: sie welkte und eilte zum Tode.

So sind die Erdenfreuden: kurzdauernd ist ihr Glück, heute scheint uns die Sonne helle: morgen verbergen sie schon Wolken.

Meine Rose blühet wieder im Garten des großen Vaters. Eile Zeit, bringe mich dahin, wo uns der Tod nicht mehr trennt.

Ja der Gedanke an meine Rose verkürze meine Zeit. Wohl gehen unsere Freuden zu Ende, aber auch unsre Betrübniß hört auf.

Leichte Erde decke den theuren Staub. Blumen blühet auf ihrem Grabe: Nachtigall singe da traurend ein Lied.

Zwar ist dieses Lied von einem Teutschen auf den Tod seiner Gemalin gemacht (vom Hr. v. Tiesenhausen auf Saus) Aber ich führe es auch nicht in Ansehung seiner Ideen, Form und Bilder als Ehstnisch an, sondern nur in Rücksicht seiner Töne und Schälle. Und vielleicht würde es noch besser klingen, wenn es ein National Ehste, oder Ehstin gemacht und noch den Reim zugefügt hätte, dessen Mangel selbst etwas wider mich ist.

Ich

Ich setze noch die Hälfte von einem Kirchenlied, das Reim hat, her: es ist die Uebersetzung von „Allein Gott in der Höh sey Ehr:

Au kitus olgo iggawest
Sell' aino Iummalale,
Et temma surest heldus sest
Meid awwitanud jälle
Meist melehea on Iumalal
Suur rahho — pölw on taewa al,
Keik waen on otsa sanud.

Sind, Issa, meie kidame
Ning pallume sult abbi
Kes pead ulles targaste
Keik omma senna läbbi;
So wäggi se on otsata,
Mis tahhad, peab sündima
Sa olled kaumis Issand.

Der Franzose, dem alles schön ist was nur auf seinem Grund und Boden wächst, glaubt, daß amour und coeur schon dem Klange nach ausserordentlich süß sey. Weil ihm der Gedanke und der Gegenstand da von soviel Wonne verursacht, so wähnt ers auch schon von dem Klange des Worts. Aber welche Noth hat ein italienischer Komponist, über viele ähnliche Wörte eine gute Melodie zu finden! Die vielen eng, öng

ähn sind dem, der nicht von Jugend auf daran gewöhnt ist, wirklich unausstehlich: die vielen mais, pour, contre, jour, auroit, près, travers, fut, fort, très, prêt u. s. f. erwecken einem Ausländer von feinem Ohr, wenn er sie singen hört, Ekel. Man lese die beliebtesten französischen Arietten noch soviel mahl, man wird in den Sylben und Worten wenig Accent finden. Wie ganz anders ist es bey der allerkleinsten italiänischen Arie, nur von vier, fünf Zeilen.

Man singe die kleinen englischen Arien, die uns in dem Lady's Magazine so häuffig mitgeheilt werden, und ob sie gleich meist von Liebe oder Schäferleben handeln, also Lieder zärtlicher Gattung sind: so glaube ich dennoch, daß nicht das melodische in den Worten liege als in einem ehstnischen Liedchen. Man muß mich nicht so verstehen, als wenn ich das accentvolle, sonorische, viele Arten des Gefühls genau abdrückende, mächtige, erschütternde dieser philosophischen Sprache Europens ableugnen — ein Shakespeare, Milton, Pope und Dryden müsten weder gelebt haben, noch ihre Poesien auf uns gekommen seyn — ich sage nur daß das musikalische der ehstnischen Sprache — dieser Sprache oben an dem beeißten Ufer des Belt, äusserst frappire: und wenn man sie ohne Vorurtheil in ihren Klängen, die über die Lippen eines Weibes hinfliessen (das zärter organanisirte Weib spricht doch wohl immer süßer seine Sprache als der Mann) hört, und

mit andern Sprachen Europens vergleicht, man ihr vielleicht gleich nach der italienischen in Ansehung ihres musikalischen ihren Platz anweisen müsse. Verschiedene hiesige Prediger haben mich noch in meiner Meinung bestärkt, indem sie mich versicherten, daß sich im ehstnischen mit großer Leichtigkeit Verse in Reimen verfertigen ließen, indem die mehrsten Modifikationen im Nomen und Verbum durch angehängte Vokale u. s. w. gemacht würden. Welcher neue Beweis aus einer andern Quelle für das musikalische ihrer Sprache!

Gesänge und Tänze der Nation.

Wie lieblich sind die Töne ihrer Gesänge und Tänze! Die gröste Einfachheit der Melodie paart sich mit der schmeichelndsten Gefälligkeit der Worte: ich bin jederzeit ganz hingewesen, wenn ich, dem vorher nur Wirrwar und schwerfällige Sonate gefiel, unter dieser Zone soviel liebkosende aus dem Innern des Herzens herausgequollene Melodie hörte.

Hier sind einige ihrer Melodien. Wem Simplicität und Wahrheit noch nicht gefällt, dem habe ich sie nicht hergeschrieben.

Tanz und Gesang. No. 1.

In mittelmäßiger Bewegung.

Tanz und Gesang. No. 2.

Ebenfalls in mittelmäßiger Bewegung.

No. 3. ist eine ehstnische Bauermelodie, worauf obiges Lied: „minno romo" vom Herrn von T. — gemacht ist.

Gesang. No. 3.

Langsam traurig.

Wie viel Takt und Melodie ist in den Gesängen und Tänzen dieses armen Volks! Tanz und Gesang sind sehr oft mit einander vereint, wie bey N. 1. und 2. N. 3. ist ein bloßer Gesang.

Beynahe das einzige Instrument, das der Ehste kennt, ist der Dudelsack *). Es giebt ausfüllende Musik, und das ist ihm zum Tanz genug. Jeder nimmt sein Mädchen an die Hand: ein Paar tanzt vor, die andern paarweise, jederzeit ein Mädchen und ein Jüngling, in einer Reihe hinterdrein, die bald in eine Schlangenähnliche bald Zirkelförmige Linie sich bildet. Manchmal lassen die Mädchen die Jünglinge los: beide tanzen abgesondert in langen gekrümmten Reihen dahin, und wenn sie sich einander begegnen, fassen sie sich an und tanzen wieder Hand in Hand auf die erste Weise. So einfach dieser Tanz ist, so giebts doch mannichfaltige Abänderungen. Der Erfindungsgeist des ersten tanzenden Paars strömt jederzeit auf die übrigen über: sie tanzen dann gleichsam in seiner Vernunft, bekleiden sich mit seinem Geiste — ich möchte ihn den ersten friedlichen zum stillen Vergnügen erfundenen Tanz der Natur nennen — der seit seiner Erfindung nicht viel weiter ist ausgebildet worden. Die Pas sind ganz einfach: in 2 Minuten ist der ganze Tanz gelernt.

Da

*) Er hat noch ein anderes: das aber sehr kümmerlich klingt: einige Drahtseiten sind über ein Stück Holz gezogen, worüber er mit einem Stückchen Holz fährt. Es ist eine Art Monokord.

Da ihr ganzer Charakter stillfriedlich einfach ist: da ein guter Theil ihrer Lebenskraft ihnen ausgerupft ist, da ihr ganzes Wesen ihnen herabgebeugt ist: so muß auch dieses Gepräge ihr ganzer Tanz auf sich tragen; denn nichts ist wahrer als was jener vortreffliche Engländer in seinem Essay on Dancing sagt:

„The dancing is the voice aud expression of the heart, when all the beauties and eujoyments, which omnipotence could create or benevolence could bestow, struck the sight of beings formed to possess them, voice, limbs and every corporeal and mental power would be exerted in the praise of the beneficent author of these delights. Words falling short of his inward sentiments, he would naturally supply the want of them by the sound of instruments: the feet also would have their part, and *express in their manner*, with motions directed by harmony, the transports which he felt.

Nationaltanz ist nichts anders als das Resultat der National Organisation und des National Charakters in seiner Freude. Darf ich von Tanz auf Charakter wieder zurück schliessen; so hat der Charakter des Ehsten sehr viel wehmüthiges. Das Siegel des Herabgebeugten und der Wehmuth ist ihm, soviel er auch Tanz ist, aufgedrückt.

Mehr als ein Jahrhundert müßte wohl hingehen, ehe er zu einem pyrrhischen oder kuretischen Tanze fähig würde.

Pars leves humero pharetras, it pectore summo
Flexibus obtorti per collum circulus auri.

Tres

Tres equitum numero turmae, ternique vagantur
Ductores: pueri bis ſeni quemque ſecuti,
Agmine partito fulgent, paribusque magiſtris
Olli diſcurrere pares, atque agmine terni
Diductis ſoluere choris: rurſusque vocati
Convertere vias, infeſtaque tela tulere.
Inde alios ineunt curſus aliosque recurſus,
Adverſis ſpatiis, alternosque orbibus orbes
Impediunt, pugnaeque cient ſimulacra ſub armis;
Et nunc terga fugae nudant, nunc ſpicula vertunt
Infenſi, facta pariter nunc pace feruntur.

Aeneid. V.

III.

Benno,

Bischof von Osnabrück.

Ein Traum aus unsrer Väter Zeit *).

In Iburgs **) Tempelhallen wandelt' ich,
auf Leichensteinen stand mein banger Fuß;
ich stand und las die halbverwischte Schrift,
die Kunde gab von Männern, deren Staub
dort jenes großen Aerntetages harrt.
Und sieh! — Ein graues Denckmal, das mir hehr
und ehrenwerth vor andern Steinen schien,
lockt meine Neugier. Zitternd wanckt' ich hin
und ehrfurchtsvoll. In gothschen Charackteren
stand auf dem heilgen Stein' die Ueberschrift:

„Lies, wer ich war — du wirst einst, was ich bin —
„und sage: Bischof Benno! schlafe wohl!„

Ich

*) Es gereicht diesem Gedichte zugleich zur Empfehlung und zur Entschuldigung, daß es einen Jüngling von 16 zum Verfasser hat. Von diesem Alter fodert man keine vollkommenen Früchte — Aber schon die Wahl eines solchen Sujets in einem solchen Alter macht dem V. Ehre, so wie die Ausführung ihm rechtmäßige Ansprüche an Aufmunterung giebt, und von der Ausbildung einer so schönen Anlage in reiffern Jahren viel erwarten läßt. W.

**) Ein Kloster, ohnweit Osnabrück, welches Benno stiftete.

Ich las die Worte Bischof Benno! — las,
und heilger Schauder lief durch mein Gebein —
es schwanckten über mir (so däuchte michs)
des alten Tempels hohe Wölbungen,
und wonnetruncken sanck ich auf mein Knie,
ein Thränenbach rann auf des Heilgen Grab —

„O Benno! Dulder Benno! rief ich aus,
so schläst du hier, der Freundschaft Märtirer!
So ruhst du hier von deinen Leiden aus,
O du, den jezt ein weisses Stralenkleid
für seine Treue lohnt an Gottes Thron!
Als Knabe weint' ich Thränen auf das Blat,
auf dem die unbestochene Prüferin
Geschichte, deiner Größe Zeugin ward —
als Jüngling wein' ich Thränen auf dein Grab —
O du, einst Vater meines Vaterlandes!
Sey du hinfort mein Engel! Leite du
mich dieses Lebens Labyrinthe durch,
und wahre stets mein Herz vor Arg und List,
laß es einfältig, wie das deine seyn: „

Noch Eine Thräne nezte seinen Stein,
dann wandt' ich mich, und floh, der Schwärmerey
mich ganz zu weihen, in den tiefsten Hain,
und von den Wipfeln grauer Eichen sanck
in lindem Säuseln die Begeisterung
herab, mit Träumen von vergang'ner Zeit.

I.

Des Schnees Silber deckte Berg und Thal,
der Sturm durchpfif den nackten lichten Wald,

den eingezwung'nen Waldstrom bändigte
des Eises Fessel, denn der Frost war hart.

In seiner Väter hochgewölbten Halle saß
bey einem großen, schönen Tannenfeuer,
das knatternd im Kamine Funcken schoß,
Herr Wulf, ein Osnabrücker Rittersmann.
Und um ihn waren seiner Freunde viel,
und neben ihm auf weichem Polster saß
sein Weib — ein edles schönes teutsches Weib,
der Stern in ihrem großen blauen Auge
war gleich dem Türkiß, der mit hellem Blau
am Federhuth des Feldherrnhelmes strahlt,
und auf der keuschen Wange blüheten
die frischen Rosen der Gesundheit auf.

Rings um die Herren, an der stolzen Wand
der Halle, waren all' im Konterfey
des Ritters Väter aufgestellet: aber
des Wirthes Angesicht' entgegen hieng
Herr Benno, Bischof Osnabrücks, und neben ihm
der Kaiser Heinrich, *) Bennos armer Freund!
Vom Lichte angestralt, das durch die großen
gespizten Fenster, die in bunten Farben
von Warpen strozten und von Wappenschmuck,
sich strömend in den Feyersaal ergoß.

Die guten Herren schwazten dies und das:
doch Wulfens Hausfrau, die den feuchten Blick
starr auf des Bischofs Bildnis heftete,
hub endlich so zu ihrem Ritter an:

Der arme, der verfolgte Benno! Sieh
den unerschütterlichen Mannessinn

auf

*) Heinrich der vierte.

auf seiner Stirne! schau, wie er den Arm,
der oft ein Schild des guten Kaysers war,
an seine stahlbedeckten Lenden stämmt!

Wulf.

Und welche Größ' in seinem Angesicht!
wie sichtbar blickt die heilge Seele durch!
Bey Gott! es ist als ruf' es jedem zu:
Weg von mir wer nicht reines Herzens ist.
Wie treffend seines Auges Feuerblick! —
Wer spottet dieses Menschen? — Spöttling! blik'
in dieses Aug' und deine Zung' erlahmt.
Doch — Ritter! — ach! verarget sie mir nicht
die Thräne — denn sie schändet meine Wange nicht.
Seht! Dieser Held, der hier in Rüstung steht,
jezt deckt ihn ein zerrißnes Bettlerkleid —
Er bettelt, flehet die Barmherzigkeit
der Menschen — ach! um Brod und Wasser an —
Der Kayser bog sein Knie vor Pabst Gregor,
und seine Macht zerschmolz, und seine Freunde
entflohn — wie aus dem dunklen Felsenneste
die Käuzlein fliehen, wenn, dem Sturze nah
der stolze Fels bis in die Wurzeln schüttert.
Sie flohn — Nur Er, der Mann von Osnabrück,
blieb Heinrich treu, und jezt jezt bettelt er!

Hausfrau.

O Jammer, jammervoll! Ein Mann wie er
So tief herabgedrückt! — Geliebter Herr,
O sag uns mehr von ihm und seinem Freund!
Erzählt' uns die Geschichte, über der
ich oft geweint, und immer weinen muß
so oft du sie erzählest — die Geschichte

 wie

wie du, auf Heinrichs Flucht von Harzburg sie
im Walde trafst! Ihr Herren, helft mir bitten!

Einer der Ritter.

Ihr nehmt das Wort vom Mund uns, schöne Frau!
Von Benno, Wulf! Von Heinrich, lieber Wulf!

Wulf.

Wohlan ich will es! — Trauliches Geschwätz
macht Luft ums Herz, und auch ein traurendes
Gefühl um gute Menschen thut uns wohl.

Des Kaysers Heinrich Schicksal kennet ihr —
denn, wem von seinen Thaten nicht der Ruf
das Ohr schon tausendmal erschüttert hat,
der müßte wahrlich Taub gebohren seyn.

Ihr wisset es, ich selber trug vordem,
eh seiner Völker Wuth zur lichten Lohe ward
mit Benno Heinrichs Zeichen auf dem Schild.

In Goslars Mauern lag des Kaysers Heer —
Einst sassen wir zu Tische — Heinrich war
von Herzen froh', wir alle waren froh
bey süssem Scherz. Der volle Becher ging
herum. Der Saitenklang, das süsse Lied
des Troubadours gab unsern Adern Feu'r —
Auf einmal trat ein Unglücksbot' herein,
starr seine Augen, seine Lippen blau,
er zitterte vor Furcht — „Herr! lieber Herr,
Ihr wißt der Sachse schwur Euch Rach' und Tod,
jetzt sind sie da mit einem großen Heer —
Man sieht von unsern Zinnen schon den Staub,
der um der stolzen Rosse Huf sich hebt."

Da sank der Becher aus des Kaysers Hand —

„Ist

„Ist wahr das Wort des Todes, das duſprachſt?„
Wahr Herr! ſo wahr, als Gott im Himmel lebt.
„Auf denn, ihr Ritter! legt die Rüſtung an,
wir fliehen! unſer harret Harzburgs Thor — „
Dies war der einz'ge lezte Rettungsort,
die Burg am Harz, ein fürchterliches Schloß.
Wir aber flohen, wie der Waller flieht
dem Hüttlein in der grauen Ferne zu,
denn hinter ihm vom hohen Himmel her,
mit Bliz gerüſtet, hängt Gewitternacht —
Welch eine Flucht voll Müh' und Fährlichkeit!
Berg auf, Berg ab! und nichts denn Berg und Wald.
Des Heeres Vortrab führte Heinrich ſelbſt
und unſer Benno, der dem Käyſer ſtets
zur Seite ritt, denn treuer war ihm ſelbſt
ſein Schatten nicht, als ihm ſein Benno war —
Ich ſelber folg' auf einem kranken Roſſ',
langſamen Schritts, des Heeres Nachtrab nach. —
Auf einmal ... Ein junger Ritter. Nun? der Feind?

Wulf. Nicht das, mein Trauter!
Auf einmal hör' ich hinter mir Geächz
wie Sterbender, und tönt es hinter mir
wie Rüſtung, die den Sinkenden umtönt —
Ich wende mich und ſieh! — mein Knappe wälzt
geſtürzt vom Roſſ' im Graſe ſich vor mir —
Er hält die ſchlaffe Hand empor, die Hand
iſt angefüllt mit rothem Blut', es quellen
aus ſeinem Gurte dicke Tropfen Blut.
Wer ſchlug die Wunde dir? rief ich erſtaunt —
Herr! ächzt er, ſeit dem lezten Strauſſe deckt
der breite Gürtel dieſe Wunde — „Wie?
du zeigteſt mir ſie nicht?„ Ach! lieber Herr!

Ich dachte, zeigest du sie ihm, er läßt
in Goslar dich allein, ein andrer folgt
ihm nach in Kampf und Schlacht, und hörst du denn
von seiner Mannheit reden, — ach! dich bringt
der Gram dem Tode näher, als die Wunde —
Er sprachs, ward bleich und sank in Ohnmacht hin.
Was sollt ich thun? Ich sah mich um und sah
im nahen Dickigt einen Felsen stehn;
vom Moose seiner Stirne tröpfelte
langsam ein helles Wässerlein hinab;
wie von der Stirne des gekränckten Mannes
die ungewohnte Thräne niederbebt,
so sank der Tropfen aus dem fetten Moos:
doch sah ich, daß er bald zum Giesbach ward,
und über eines weichen Grases Sammt
die kleine spiegelhelle Welle glitt. —
Izt nestelt' ich die Pferd' an einen Ast
und nahm den armen Jungen auf die Schulter —
Sanft legt' ich ihn dahin ins weiche Gras,
schöpft' eine Well' in meine hole Hand
und wusch ihm seine rothe Wunde rein,
indessen er als tod im Grase lag —
Der edle, liebe Junge, brav und treu!
ich hatt' ihn traun! wie meine Seele lieb.
Schon hatt' ich weisse weiche Leinwand in
der Hand, dem Blut den Weg zu wehren — sieh!
da richtet er sich plözlich auf und rief:
Die Erde dröhnet unter meinem Ohr —
die Sachsen! O die Sachsen! — Rettet Euch!
Flieht! Für mein Grab laßt unsern Herrn Gott sorgen.

Und seine Seele war in Gottes Hand —
Kaum schlief er ein — so hört' ich ein Getümmel,

und

und plötzlich wirbelt eine Wolke Staubs
durchblizt von Waffenleuchten vor mir auf —
Da dacht' ich: „lieber Junge! schlafe wohl!
Ists doch dem Todten wahrlich einerley
ob er die Wölfe speiset, oder Würmer. —
Laß meine Thräne die Einseg'nung seyn!"
Schnell warf ich mich aufs erste beste Roß
und floh — doch ach! der öden Berg' und Wälder
unkundig fehl' ich meinen Weg, verliere
In einem ungeheuren Walde mich
An eines Berges Fuße dehnte sich
der Wald, die wüste Heide weit hinab,
weit, unabsehbar! — Von den alten Wipfeln
der Eichen sank die fürchterlichste Nacht
ins schauernde Gefilde, und so weit
sie sank, erblikt' ich nichts was Leben hat.
Rings war es todt, gleich als um einen Sumpf
auf welchem dicke Luft voll Todes ruht,
in der des schnellsten Vogels Fittig starrt
und selbst der Adler todt herniederschwebt —
Das bange Roß zog seinen Fuß zurük
und stand — Ich zweifelte: sprengst du hinein?
Gehst du zurücke? Nein! du findest doch
die Burg wohl nicht. — So dacht' ich hin und her;
da schallt zum zweiten male Streitgeschrey,
der Panzer Kriegsklang, der Trommete Schmettern
an mein erstauntes Ohr. Nun merkte ich
daß Sachsenlandes Heer nicht ferne war —
Bang schaut' ich um, da sah ich hocherfreut,
daß weit hinab die Waldung lichter war
als wo ich stand. Rasch floh mein Roß dahin,
ich sah mein Auge log mir nicht, und huy!
war ich zum Wald' hinein — Soweit die Kraft

des Pferds in einem Tage rennen mag,
flieh' ich von Furcht und banger Angst gequält.
Da sinkt mein edler Zelter hin und stirbt!
Wär' er auch nicht dahin gesunken, nichts
hätt' es mir frommen mögen, denn der Wald
ward immer dunkler, ward zuletzt so dicht
daß kaum hindurch ein Vogel schlüpfen mochte.
Die Aeste tausendjähr'ger Eichen, welche sich
in feste Knoten unauflösbar schlangen,
verwehrten selbst dem Sonnenstral den Weg.
Mich überfiel die Nacht, die Nacht vergieng,
der Tag war wenig heller als die Nacht.
So irrt ich sonder Speise, sonder Trank,
zwey lange Tag' und eine Nacht im Wald —
Ich Unglückseliger! Der Hunger nagte
wie Feu'r an meinem Eingeweide — Tod
rings um mich her, kein Vogel zeiget sich,
und nirgends Weg! kein ferner Hofnungsstral!
Entkräftet wärf ich mich an einen Baum,
des Rachens eines wilden Thieres oder
der längern Quaal des Hungertodes harrend.

Auf einmal wekt mich ferner Menschentritt —
dem laur' ich nach, und komm' an einen Ort,
wo ein gebrochnes Licht sich durch den Wald
herabsenkt und die Nacht in Dämmrung wandelt.
Sieh da! zwey Waller kommen durchs Gebüsch
in weite Mäntel eingemummt, auf ihren Stab
gestüzt, mit schwankendem unsichern Schritt'.
So wie ein Wolf mit dürrem Rachen in
die Heerde stürzt, fiel ich die Waller an,
in meiner Rechten das gezückte Schwert:
„Gebt mir zu essen, Männer, oder sterbt!"

Der

Der erste Waller dreht sich um und spricht:
Wir haben selber nichts, geht fürder, Freund!
Da dreht der zweyte Waller sich und reicht
mir eine Krone dar von klarem Gold —
„Sieh, spricht er, Kaiser Heinrichs Krone, Freund!
Komm, reich uns so viel trocknen Brodtes nur
als sie an Golde wiegt und Edelsteinen,
und sie ist dein! — Sag' hungerst du, wie wir,
drey Tage schon?"

Er schweigt — und sieh! der weite Mantel sinkt
von seiner Schulter, statt des Pilgers steht,
vor Hunger blau und bleicher als ein Todter
der auf der Bahr' in seinen Brettern ruht,
ein Mann in Rüstung da — in Kaiserrüstung!
steht — heilger Gott im Himmel! Heinrich da! —

O Jammer! Jammer! Elend sonder Maas!
Ein Held — ein Kaiser, jedem Unfall preis!
dem Tode nah, dem Hungertode nah!
Ha! lebt' ich tausend Jahr' und aber tausend,
es würd' auch diese Reihe Jahr' hindurch
des edlen jungen Mannes Bild, der Ton,
mit dem er — sprach: Sag', hungerst du wie wir
drey Tage schon? — mir gegenwärtig seyn.

Einer der Ritter.

Als Gott mir helfen mag, mein bester Wulf,
mir ist, ich seh ihn leibhaft vor mir stehn!

Wulf.

Und meine Beine schwankten unter mir —
als hätte plötzlich eines Geistes Hand
mit kaltem Grausen mich beym Bart gefaßt,
so wurde mir — und rücklings bebt' ich hin

an

an einem Baum — „Mein Kaiser und mein Herr!
Weh mir! auf wen hab ich mein Schwert gezückt?
Kaum hört der erste Waller diesen Schrey,
so wendt' er seinen Fuß — und starrt und sinkt
mir in den Arm und ruft: „Wulf! lieber Wulf!"
O Freunde! Freunde! Bischof Benno wars,
der in den Arm mir sank. Es quoll ein Bach
von seiner Wimper auf die Wange mir —
„Wulf! bist verirrt? nicht wahr? wir sind es auch —
Der Sachse zwang von Harzburg uns zu fliehn,
die schwarze Nacht begünstigte Flucht —
Izt irren wir als Bettler hier im Wald,
und sehen nichts, ach! seit drey Tagen nichts
was unsern Hunger, unsern Durst besänftigt —"
Ich schluchzt' und schwieg — O Wehmuth! bist auch du
an Wonne reich? — Wir hielten uns umarmt
und weinten wie die Kinder, denn es war
als läg' im Weinen ein geheim Vergnügen.
Bis Kaiser Heinrich dieses heilgen Bunds
der dritte ward, sein Arm' uns beid' umfing,
auch Seine Thrän' in unsre Thräne fiel.
Da schlug hoch unser Herz, da glichen wir
drey Felsen in der offenbaren See,
die durch ein ewig Bündnis die Natur
in einen einzigen zusammengoß.
„O! rief mit Schluchzen Kaiser Heinrich aus:
jezt ruft mir alles zu: Du bist ein Mensch!
ich fühl' es tief, allein es ist mir gut —
O Freunde! diese Menschenwonne wiegt
all meine Kaiserfreuden zehnmal auf —
Gewiß! gewiß! noch fiel' ich nicht zu tief,
ich habe meine Osnabrücker noch!
Doch seht! schon schwimmt der breite Mond herauf,

Seht ihr ihn hinter jener Eiche stehn?
Fort! fort, so weit der matte Fuß uns trägt "
Sprach ich: Gott wahr' uns vor dem Hungertod!
Wir tappten fürder Arm in Arm, bis wir
(O Freude sonder Maas! dich fühlt nur der,
der manches Jahr in Kerkernacht verjammert
und Gottes liebe Sonne wiedersieht)
bis wir zuletzt des Waldes Ende sahn.
Wir hörten bald, wir seyn im Hessenlande.
Drauf sehnt' ich mich in Weibes Arm zurück *)
und an der Väter ehrenwerthen Heerd.
Ich riß mein blutend Herz von ihnen loß —
Seitdem (dreymal zwölf Monden sind es schon)
hab ich die Edlen gar nicht mehr gesehn! —

Ach! Freunde! Freunde! wo er itzt wohl irrt
der Arme! — Gott! er ward zum Bettler, zum
verhöhnten Bettler! — Mancher Ritter, der
im Sonnenschein' ihn einstens Freund genannt,
stößt ihn mit Hohn zurück und weigert ihm
ein Stücklein trokenes Brod! — Wir werden ihn
wohl nimmer wiedersehn. Denn Brüder! ach!
es ist ja alles sächsisch um uns her!
O! könnt ich einmal noch sein Antlitz sehn
auf Erden — warlich! all mein Hab und Gut
auf einen Heller gäb' ichs hin dafür! —

Er schwieg. In jedem Angesichte stand
derselbe Wunsch. Die Edlen wußten nicht,
wie nah — was er verdient' — Erhörung war.
Doch still! Geschlossen sey der dunkle Vorhang,
die Ohren und die Herzen willig her,

bis

*) Hier bittet — die Jugend des Dichters um Nachsicht. W.

bis ihr das Urbild jenes Konterfeis
auf welchem in der Halle jeder Blick
itzt doppelt aufmerksam gerichtet war,
in seiner Lieben Arme sinken seht.

2.

Der Ritter schwieg, da knarrete die Thür
und siehe! Wulfens Söhnlein trat herein.
Ein Knab' (er sah den zwölften Sommer erst
verschwinden) feuervoll und graden Sinns,
wie seine Väter, aber voll Gefühls
für edle Thaten — wenn sein Vater ihm
von Bennos Edelmuth erzählte, stand
die helle Thrän' im Aug' ihm, und er rief:
Ach! Vater, diesen Benno möcht ich sehn!
Kommt er denn nimmer, nimmer wieder hier?

Itzt stürzt' er schnell auf seinen Vater zu
und schrie:

Knabe.
Es ist ein Bettler vor dem Thor.

Wulf.
Ein Bettler? Nun, so gieb ihm.

Knabe. Gabe will
er nicht. Den Hausherrn, sagt er, müss' er sehn.

Wulf.
Ein Bettler? und mich sehn? Ein Pilgersmann
vielleicht?

Knabe.
Nun ja! Ein Pilgersmann. Er ist

groß

groß von Gestalt. Sein Auge liegt ihm tief
im Kopf, als wie vor Gram, doch ist es voll
Bedeutung, und es brennt ein Feuer drin,
daß ich ihn anzusehen nicht vermag.
Bey seiner Ankunft hatt' er seinen Kopf
bedächtiglich vermummt in eine Kutte —
Heh! Wenn das Benno wäre!

Wulf.

Geh! Du bist
ein Schwärmer, laufe, flieg und laß ihn ein.

Der Knabe kommt zurück und wirft die Thür
weit auf und schreit: Komm, Pilger! komm herein!
Der Pilger trit herein, den Kopf vermummt
in eine Kutt', in langen Wellen fließt
sein schwarzer Bart herab. Er geht den Saal hindurch,
sein Ansehn Majestät, sein Schritt voll Ernst.
Er geht ans helle Tannenfeuer, neigt
sein Haupt und spricht:

Pilger.

Ihr Herren, wer von Euch
ist Ritter Wulf?

Wulf.

Ich bin es, lieber Fremdling!

Pilger.

Herr Ritter! Gnade Gottes, einen Grus
und diesen Bruder-Handschlag bietet Euch
der arme Benno...

„Benno?" — kreischte Wulf
und Benno hallete die weite Halle.

Pilger.

Pilger.

Wohl, Benno, Herr! Ihr habet es gesagt.

Wulf.

Ha! Wort des Lebens! Salbung für mein Herz!
Ists nicht vor Wonne daß die Knie mir zittern?
Geliebter! sagt, wo irrt er izt? wo ließ
der Zufall euch ihn sehn? Wo bettelt er?
Kommt! sezt euch bey uns an das Tannenfeur!
Knapp! gieße diesen Doppelbecher voll —
Ein Trunk vom Rhein erwärmt das starre Blut!
Rückt näher, Pilger, daß das Eis im Bart
euch schmelze — So — Und wollt Ihr jezo nicht
die Neugier uns noch höher treiben als
es möglich wäre, so erkläret Euch.

Pilger.

Das will ich; aber Ritter, sagt vorher,
ist jeder dieses Kreises — Heinrichs Freund?

Die Herren schwiegen. Statt der Antwort goß
ein jeder den geraumen Becher voll
und hielt ihn hoch in seiner Hand und rief:
Heil Heinrich! Heil auch unserm Benno! Heil!

Der Fremdling sezt sich jezt in ihren Kreis,
der um das helle Tannenfeur sich zieht,
das knatternd im Kamine Funken schießt.

Starr aber weilet Ritter Wulfens Blik
auf ihm, als rufe sein Gefühl ihm zu:
's ist unser Benno selber! — Aber wenn
er siehet, wie des Fremden Haupt so tief
ihm auf die Brust hängt — wie sein Haar schon greist,

die

die dürre Haut ihm am Gebeine klebt,
und wie zwar Feuer glüht in seinem Aug',
doch bleich sein Angesicht und beinern ist,
dann denkt er wieder: Nein! er ist es nicht!
Er wollte reden, öfnete den Mund
und schloß ihn wieder. — Und der Gast hub an:

Pilger.

Wohlan! Ihr tranket Kaiser Heinrichs Wohl
und Benno's Wohl! da habt ihr einen Stein
von Herzen mir gewälzet. So vernehmt
wo ich den Thränenwerthen sah — Ich bin
(nach meinem Namen forschet nicht) ich bin
ein Teutscher — habe viel gesündigt, viel
dafür gelitten, mehr als Menschenkraft
ertragen mag. Ja! hätte Gottes Hand
in meine Schulter Riesenkraft gelegt,
doch wär' ich dieser Last gesunken, wie
ein Knabe unter Mannes Rüstung sinkt —
Allein mich tröstete das Wort der Kraft:
„Ach! unbegreiflich, Herr! ist dein Gericht,
und unerforschlich deine Wege! — Wer
hat je des Herren Sinn erkannt? Wer saß
in Gottes Rath? und gabst du Gott zuvor,
daß jetzt dein Stolz Vergeltung heischen mag?"
Dies wand mir stets das Eisen aus der Hand,
doch wurde mir zuletzt die weite Welt
zum Eckel, ich ergrif den Pilgerstab.
Mein Auge sah der Erdbewohner viel'
und ihrer Städt' und ihrer Sitten viel.
Ich habe bey dem heilgen Grab gekniet,
Jetzt irr ich durch das weite Reich. Ich sah
vor kurzem deine Wälder, Paderborn!

 Durch

Durch einen dieser Wälder wandert' ich
ermattet, meine Solen waren wund,
Mich peinigte der Hunger, peinigte
der Durst. Flugs sah ich fern ein Strohhüttlein,
lang hatt' ich schon nichts menschliches gesehn.
Froh dankt' ich Gott und sprang dem Hüttlein zu.
Und siehe da! hart vor der Thüre saß
auf einem hingestürzten Eichenstamm,
ein Armer im zerrissenen Pilgerkleid,
in seiner Hand ein Stücklein Käs' und Brod.
Ein Haufen kleiner Kinder bammelten
um ihn herum und freueten sich sein,
und lalleten ihm ihre Freude vor.
Allein an seiner Stirne stand der Gram
klar hingezeichnet, wie mit schwarzer Schrift,
als an der Stirne des Verzweifelten,
der tief im Busen Selbstmord überlegt —
Und der — war Benno selbst. Ich ging hinzu.
Das Unglück macht vertraut. Die Rede fiel
auf Heinrich. Drauf erzählt' er mir: Er sey
dem Kaiser Heinrich in gar manche Jahr
gefolget, habe manchem braven Mann
vor seinem Angesicht die Knie schlaff gemacht.
Wie er in Welschland seine Sündenschuld
blutsaur gebüßt, der Kaiser saurer noch —
und wie er dorten ach! zum letztenmal
den Schmerzensmann gesehn. Dies sagt' er mir
und noch weit mehr. Zulezt redt' er mich an:
„Wie weit gedenkt ihr noch, mein lieber Freund?
Ich hoffe morgen Osnabrük zu sehn,
erwidert' ich. „ Wie? Lieber! Osnabrück?
So fraget doch nach einem Ritter Wulf;
Ich bitt' euch, geht nach seiner Burg. Es ist

nicht

nicht weit vom Wege. Meld't ihm meinen Gruß,
so ihm an eines Bettlers Gruße liegt.
Seht, ob er seines Bennos noch gedenkt.
Für mich ist die Gewißheit Glücks genug,
daß meine Lieben froh und frölich sind.
Ich bettle mich jezt hin nach Oppenheim;
dort hofet Kaiser Heinrich. Bist auch du
des Pilgerlebens müde? — Sey ein Mann!
Komm, folge mir und wirf den Panzer um,
es giebt auch Harnische, die dir gerecht sind.
Nun lebe wohl! — Hier sprang er in die Thür,
dankt unter Thränen seinem edlen Wirth
und ging. Ihm weinten Wirth und Wirthin nach,
allein die kleinen Kindlein heulten laut.
Ich folg' ihm sicher bald nach Oppenheim,
es giebt auch Harnische, die mir gerecht sind —
O! wie behaglich wird das Wort ihm seyn:
Ich habe Wulfen deinen Gruß gebracht,
und alle deine Lieben froh gesehn.

Wulf.

Ich habe, leider! Fehden überley,
die mich in Athem halten. Hätt' ichs nicht,
ihr ginget nicht allein nach Oppenheim.

Einer der Ritter.

Ihr, lieber Pilger, wißt wohl sonst nicht viel
von Bennos edlen Thaten?

Pilger.

Warlich! nichts.
Zwar hört ich oft im frohen Volksgesang
den Namen Benno. Hört' ihn öfters noch,
wenn man von Heinrich sprach, doch weiter nicht.

Ritter.

Seyn ihm und unserm armen Kaiser denn
des Winterabends Stunden ganz geweiht!
Bey meines Vaters grauem Haupt! es ist
ein süsses Labsal, die Erinnerung
an seine Lieben, welche ferne sind.

Von allen keiner war, der Antwort gab.
Beredtes Schweigen herrschte durch den Saal —
doch siehe! Ritter Wulfens lieber Sohn
der mit weit offnem Mund und großem Aug'
starr an des Pilgers Blicken hing, hub an,
das todte Schweigen brechend:

Knabe. Vater! wißt
Ihr die Geschichte, die der Reisige,
der gestern in der Burg war, uns erzählt?
's ist ja von Benno!

Pilger.

Höret, lieber Wulf!
Das ist ein schöner Junge, doch es ist
ihm traun! nicht gut, daß er das alles hört
von Benno. Fürchtet daß er denken lerne
wie Benno! Jenen Wenzel stellet ihm
zum Beyspiel vor, der Heinrichs junges Herz
erschlich und dieses Herz vergiftet hat:
das frommt ihm warlich baß. Von Bennos Art
ein Sprößling Rieseneiche wird er nie,
die weit umschattend kleiner Bäum' ein Heer
mit dem Gewölbe stolzer Aeste deckt.
Für unsern Boden ist er nicht gemacht.
Es giebt des Epheus heuer allzuviel,
das schleichend ihn umranket und erstickt.

Wulf.

Wulf.

Wohl ist das leider wahr, doch halt' ich baß,
wie Benno betteln als ein Biedermann,
denn als ein reicher Hofschranz in den Häusern
der Könige des Landes Mark verschwelgen.

Knabe.

Was ists, Ihr sprecht so leise Vater?

Wulf.

Nichts.

Erzähle du, wir hören gerne zu.

3.

Knabe.

In einer kalten, grimmigkalten Nacht
durchirrte Benno einen dicken Wald,
in seine dünnen Lumpen eingehüllt —
und hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegte!
Der Mond schien hell, die Sterne funkelten.
Bis an die Knie watet' er im Schnee —
Wohin sein Auge sah, schien jeder Baum
und jedes krause Zweiglein auf dem Baum
mit einer weissen Silberrind' umgossen.
Der Vollmond, der durch's schimmernde Geweb
der krausen Zweiglein lächlend ihn umschien,
erhellte seinen Pfad — die Nacht war schön,
allein! den armen Bischof fror so sehr!
Ach! jeder Baum, dem er vorüberschlich,
goß schauernd Haufen Schnees auf ihn herab.
Urplözlich zeigt sich ihm ein Hofnungsstral!
Was glänzt so helle durch den lichten Wald?
Sieh! einer stolzen Burg die Mauern sinds.
Dem Helden däucht, er kenne diese Burg.

Ein Ritter saß darauf, der kürzlich noch
sein Freund und Freund des armen Heinrichs war.
Deß ward er froh. Er klopfte laut ans Thor,
denn seine Zähne knirrten vor Frost.
Der Herr der Burg, der noch beym Becher wachte,
sprang selber hin und öffnet ihm das Thor.
„Herr! sprach der Unerkannte, reicht mir doch
ein wenig warmes dar und einen Trunk"
Hier, Pilger! rief der Ritter, aber trink:
Verderben über Heinrich! — Benno nahm
den, Becher hielt ihn hoch empor und rief:
Verderben über Pabst Gregor! — Da riß
der Herr den Becher ihm vom Munde, goß
dem Wein ihm vor die Füsse, daß es klatschte,
und schmiß das Thor mit lautem Krachen zu.
Ach siehe! Benno öfnet schnell das Thor
und schreit ihm nach: „Freund! kennst du den nicht mehr,
der, als der Kaiser vor den Sachsen floh,
sein eignes Roß dir lieh, weil deines stürzte?"
So seyd ihr Benno? war die Antwort — Hum!
Ihr seyd des Pabstes Feind — es ist mir leid.
Geht sucht bey eurem Heinrich Dach und Fach.

Starr stand der Bischof da, fraß seinen Grimm
in sich und kaute seine Lippen blutig —
Sieh da! — O Gott! es ist doch warlich wahr,
was mir mein Vater sagte: Dankbarkeit,
mein Söhnlein! suche bey dem Menschen nicht.
Ein wildes Thier ist dankbarer als er —
Ein alter, abgezehrter Jagdhund kömmt,
blickt an ihm auf, geht rund um ihn herum,
und bellet nicht, wie Hunde dann nicht thun
wenn sie Bekannte sehen, springt an ihm

herauf,

kerauf, leckt seine starren Hände, wedelt
mit seinem Schweife, wirft dann wieder sich
zu seinen Füssen mit Gewinsel hin,
als früg' er traurig: Kennst du mich nicht mehr? —
Zulezt erkannte Benno seinen Freund;
er hatte diesen Hund auf einer Jagd,
wo er des bösen Herrn Begleiter war,
geheilt von einer Wunde, die der Zahn
von einem grossen wilden Schwein' ihm schlug.
Als Benno nun des Thieres Freude sah,
da ward die Brust zu enge für sein Herz —
der süssen Wehmuth helle Thräne lief
die Wang' herunter — Und er zog hervor
aus seinem Bettlersack' ein Stücklein Brod,
es war das lezte, so ihm übrig war —
Er brach das Brod und gab das halbe Stück
dem Hunde, denn das Thier war schrecklich hager:
das andre Stück nahm er, und rief und sprach:
„Wohl dir, du edles Thier, daß die Natur
dir diesen Grad von Geistes Kraft versagt,
der ach! der Schöpfung Herrn zum Schurken macht!"

Er schweigt. Die Ritter sehn einander an —
Wie einer, zwischen endlichem Entschluß
und Ungewisheit mit sich selber kämpft,
so saß der Pilger da, er warf sich hin
und her, rieb seine Stirne, trocknete
die Augen. — Aller Blicke sahn auf ihn,
und keiner wußte das Erhabene
und Seltene an ihm sich auszudeuten.

4.

Der Knabe, dessen Red ein Thränenstrohm
ersticket hatte, fuhr jezt weiter fort:

 Kna-

Knabe.

Ein dürft'ger Landmann nahm den Armen auf
und sättigt' ihn drey ganzer Tage lang.
Am vierten sezt er seine Reise fort.
Sein Weg ging wieder durch denselben Wald.
Allein! kaum kommt er tiefer ins Gebüsch,
horch auf! da schlägt ein jammerndes Geschrey
und Waffenrauschen an sein staunend Ohr.
Er eilet, fliegt — und sieh! der falsche Herr,
der ach! den Becher ihm vom Munde riß,
liegt vor ihm in dem blutbesprizten Schnee,
und neben ihm wälzt sich sein sterbend Roß.
Vier Räuber hangen mit gezückter Wehr
hoch über ihm — Fürst Benno stürzt hervor,
zukt einen Dolch, den ihm Herr Heinrich gab,
und den er stets in seinem Busen trägt,
schreit: Haltet ein, Banditen! — und sie fliehn.
Der arme Ritter hebt sein Haupt empor
und blicket sich nach seinem Retter um.
Er kennt ihn, stutzet, schlägt sich vor die Stirn,
springt auf und wirft sich vor ihm auf die Kniee.
„O du, zum zweytenmal mein Engel! du!
„du mehr als Mensch, der du wie Gott dich rächst!
„vergieb doch auch, ich flehe dir, wie Gott!
„Komm mit zu meiner Burg! Ich will es dir
„zehntausendfach vergelten! Komm o komm!"

Doch Benno, welcher seine Schalkheit sah,
erwiedert' ihm mit einem Blick des Ernsts:
„Ich bin ein Hund, der seinen Herrn verlor —
Er sucht den Herren in der ganzen Welt,
am Wege steht ein Mann mit Brod und Fleisch,
der lockt den Hund, denn ihm gefällt der Hund —

Doch!

Doch! dieser eilet seiner Straße fort,
ihn kümmert das nicht, was am Wege steht,
er denket nur an das, was er verlor!"

Der edle Knabe schweigt, die Hausfrau weint,
den Rittern stürzen Thränen in den Bart —

Der Pilger sah sie weinen, hielt sich jezt
nicht mehr, sein Blut ward Feur, sein Herz zerschmolz,
und er vergaß, daß er nur Bennos Bothe war,
sprang auf, verhüllete sein Angesicht,
und rief mit thränenunterbrochner Stimme:

Pilger.

Wohl! Wohl ein Hund, der seinen Herrn verlor —
Allein, er wird ihn wiederfinden! — Horcht!
Die Trommel rauscht, und die Trommete schallt!
Rausch, Trommel Heinrichs! schall Trommete! schall!
Ich folge dir! Ich folge dir!

Den Rittern sinckt der Becher aus der Hand —
Wulf springt begeistert auf vom Stul' und schreit:
Er ist es selbst! und sinckt ihm um den Hals.
„'s ist Benno! Benno!„ rief jedweder aus
„'s ist Benno! Benno! scholl die weite Burg —

Doch Benno riß aus Wulfens Arm sich los,
die Möncheskutte sank von seinem Haupt —
Da hing sein Kinn ihm nicht mehr auf die Brust!
Hoch stand er da und herrlich an Gestalt,
gleich einer Eiche, wenn der Frühling naht:
welck sind um sie die Blätter, ihr Gewand,
allein der Stamm ist nichts als Saft und Kraft.

Benno.

Bin ich denn wirklich Benno? Nun! wohlan!
Kommt meine Lieben und umarmet mich —

 und

und du mein Sohn, nimm diesen Kuß zum Dank!
Izt lebet wohl! — Es ist die höchste Zeit
für mich, auf daß der nahe Jäger nicht
vernehm', es habe der erwünschte Wolf
so weit von seiner Höle sich verirrt.

Wulf.

Wohin? Die Nacht naht! Es liegt tiefer Schnee —
Um Gottes willen, Benno! bleibt — Ich will
ein königliches Lager euch bereiten.

Benno.

Der weichen Decken bin ich längst entwöhnt —
Wollt ihr mich wieder weichlich machen? Nein!
Zum leztenmal: Es ist die höchste Zeit!
Doch — Eins noch! — Führt mich euren Thurm hinan
(man sieht von eurem Thurm doch Osnabrück?)
daß ich sie sehe — meine — meine Stadt!
zum leztenmal, ja wohl zum leztenmal —

Knabe.

Werft's Fenster los! — Kommt, lieber Benno! Kommt!
die Burg liegt hoch — Seht da die liebe Stadt!

Benno.

Dank, Lieber! Dank! ich habe sie gesehn!
(hier! schluchzt er laut und blickt noch einmal hin)
Gott! Gott! wohl nie werd' ich sie wiedersehn —
Ich werde weich — Lebt wohl, auf ewig wohl! —

Knabe.

Ach! bleibt doch! bleibt! seht was es Wetter ist! —
Wie? Vater! laßt Ihr ihn alleine gehn?
Ich wollt' er nähme mich zum Knappen an,
ich zöge warlich mit — Ihr Herren! hört!
Wär' ich wie Ihr, ich gienge warlich mit.

Wulf.

Was ist das, Bub'? — O Wulf! wer bist du doch,
daß eines Knaben Wort dich schaamroth macht! —
Bleibt, Herr! Als Gott mir hilft, Ihr gehet nicht!
Ich leb' in Streit, gewaltig ist mein Feind,
doch ist es Fehd' um eitel Worte nur —
Versöhnet uns (Ihr könnt's mit Einem Wort)
Ist das gethan, so modre mein Gebein,
fern von dem ehrenwürdigen Gewölbe,
wo meine Väter Staub bey Staube ruhn,
geh' ich nicht stracks mit Euch nach Oppenheim.

Benno.

Und wer ist Euer Feind?

Wulf.

Mein Nachbar Oder.

Benno.

Ein Wort, ein Mann. Ich bleibe bey Euch, Wulf.

Einer der Ritter.

Zieht Wulf, so bin ich warlich auch dabey.

Alle.

Wir sind dabey! Wir alle sind dabey!

Wulf.

Fort! schafft die grösten Tumler in den Saal!
Auf! Brüder! auf! Die Nacht soll unser seyn!
Und wenn zum drittenmal der Himmel graut,
mit unserm Benno fort an Heinrichs Hof!

T. W. B.

IV.

Nachtrag
des Herausgebers des T. M.
zur Geschichte
des angeblichen Adepten, Nikolaus Flamel.

(S. Teutsch. Merk. April 1788. S. 254. u. f.)

Die abenteuerliche Geschichte des Adepten Nikolaus Flamel, womit uns ein schätzbarer Ungenannter im lezten Stücke des T. M. unterhalten hat, ist wenigstens in Teutschland nicht so bekannt, daß sie nicht für viele unsrer Leser den Reiz der Neuheit gehabt haben könnte. Sie ist unstreitig in mehr als Einer Rücksicht, vornehmlich wegen der wunderbaren Beglaubigung, die sie zweyhundert Jahre nach Flamels Tode aus dem Munde eines Usbeckischen Derwisch empfangen haben soll, die merkwürdigste aller Adepten-Geschichten. Aber was sie ganz besonders und gar sehr zu ihrem Vortheil von andern Legenden dieses Gelichters unterscheidet, ist wohl der Umstand, daß Nikolaus Flamel meines Wissens der einzige Goldmacher ist, der Kirchen gebaut und Spitäler dotiert, und diese bis auf den heutigen Tag fortdauernde Stiftungen der Nachwelt als (anscheinende) reelle Belege der Wahrheit seines Vorgebens, daß er im Besitz des Steines der Weisen gewesen sey, hinterlassen hat.

Unser

Unser Ungenannter sagt zwar nicht mit dürren Worten, daß er die wunderbaren Erzählungen, welche Flamel von sich selbst und der Derwisch des Paul Lucas von Flameln gemacht haben soll, für historische Wahrheit halte: aber er sagt doch soviel zu ihrer Beglaubigung, daß man ihn beynahe im Verdacht haben sollte, er habe sich eine kleine schalkhafte Lust daraus gemacht, seine Leser in eine Art von unbehaglichem Schwanken zwischen glauben und nicht glauben zu versetzen, welches, bekannter maßen, bey den meisten die Wirkung zu thun pflegt, daß sie, um eines so unangenehmen Seelenzustandes loß zu werden, durch einen kleinen Taschenspielerstreich ihres Willens, die uns allen angebohrne Liebe zum Ausserordentlichen und Wunderbaren den Ausschlag geben lassen, und Begebenheiten, gegen die sich sonst nichts anders einwenden läßt, als daß sie aus Vernunftsgründen unglaublich sind, lieber den historischen Zeugnissen, die für ihre Wahrheit reden, so lange glauben wollen, bis man ihnen entweder die absolute Unmöglichkeit der Sache, oder die Falschheit der Zeugnisse, worauf ihre Wirklichkeit beruhet, erwiesen haben werde.

Da ich meines Ortes nicht gerne, (selbst nicht durch mein bloßes Stillschweigen) Ursache seyn möchte, daß auch nur ein einziger Leser dieses Journals durch eine darin gefundene Veranlassung von dem ebenen Pfade der gesunden Vernunft auf irgend einen von den Seiten

tem

tenwegen verleitet würde, die uns am Ende doch immer in Abgründe, oder wenigstens in — den Schmutz führen: so bitte ich um Erlaubniß, meine Gedanken über des Goldmacher Flamels Geschichte hier in möglichster Kürze nachtragen zu dürfen.

Zuvor wird es wohl nicht überflüssig seyn, einige die Person dieses Mannes, seinen vorgeblichen übergroßen Reichthum, und seine milden Stiftungen betreffende Umstände in etwas zu berichtigen.

Fürs erste also war Nikolas Flamel nicht bloß ein Schreiber, sondern auch ein Mignaturmahler, eine Profession womit in damaligen Zeiten viel zu verdienen war.

Fürs zweyte scheint der Ungenannte durch die Art wie er von Flamels Stiftungen spricht, einen viel größern Brgriff davon in uns zu erwecken als man sich nach dem Berichte der Geschichtschreiber, Lexikographen u. a. davon zu machen hat. Flamel, sagt er, stiftete in Paris vierzehn Hospitäler, baute drey neue Kirchen und begabte sieben alte mit großen Summen. Eben dies sagt zwar auch der Verfasser der *Melang. tirés d'une grande Bibliotheque* Vol. XXV. p. 365. Allein daß er das Wort stiften hier nicht so genommen wissen wolle, als ob Flamel diese Spitäler und Kirchen allein und ganz gestiftet habe, erhellet schon daraus daß er z. B. Vol. XLIII. p. 338. von der Kirche S. Jaques de Boucherie ausdrücklich sagt: Flamel habe zu ihrem

ihrem Bau beygetragen, und sie mit einigen Stiftungen begabt. In eben diesem Bande des besagten Werkes, p. 397. heist es auch von der Pfarrkirche des SS. Innocens: „man weiß daß Nikolas Flamel an der Erbauung dieser Kirche Antheil hatte." So wird es wahrscheinlich auch mit den übrigen gewesen seyn.

Wenn aber gleich in der Angabe der Flamellischen Stiftungen viel Uebertriebenes seyn sollte, so ist doch immer so viel unläugbar, daß sie beträchtlich und zahlreich genug waren, um das Vermögen irgend eines Parisischen Schreibers und Mignaturmahlers zu König Carl VI. Zeiten weit zu übersteigen, und die öffentliche Aufmerksamkeit in einem so hohen Grade zu erregen, daß endlich der König selbst ihn durch den Requetenmeister Cramoisy befragen ließ: durch was für ein geheimes Mittel er, den man einst als einen Mann ohne Vermögen gekannt hatte, zu einem solchen Reichthum gekommen sey?

Philosophisch zu reden, konnte dieses Mittel, wie ungewöhnlich es auch seyn, und wie geheim es Flamel zu halten Ursache haben mochte, doch kein anderes als ein ganz natürliches seyn. Aber zu Carl VIten von Frankreich Zeiten dachte man nicht philosophisch: damals gab es auch noch übernatürliche Mittel reich zu werden. Flamel hätte davon mehr als eines angeben können, und würde sogleich allgemeinen Glauben gefunden haben. So konnte er z. B. sagen: er habe

seine

seine Schätze Kraft eines Bündnisses mit dem leidigen Satan — aber dies hätte ihn geraden Weges nach dem Greve-Platz auf einen Scheiterhauffen geführt. Er konnte sagen: eine Fee habe ihm mit einen Beutel voll Gold, der niemals leer werde, begabt — aber dann hätte er den Beutel hergeben müssen. Er hätte sagen können: er habe von ungefehr in einem Winkel seines Kellers einen großen Stein mit einem talismanischen Ring entdeckt, und da er den Stein aufgehoben, eine marmorne Wendeltreppe von hundert und funfzig Stufen, am Ende derselben ein von einem großen Karfunkel erleuchtetes Gewölbe, und in dem Gewölbe ein großes marmornes Becken voller Goldstücke gefunden u. s. w. Aber auch das hätte ihm nichts geholfen: immer hätte er seinen Schatz hergeben müssen. Die sicherste und dem Charakter seiner barbarischen Zeit (wo die ganze Welt an Alchymie glaubte) angemessenste Antwort war noch immer: er habe den Stein der Weisen gefunden.

Dazu war nun freylich ungefehr so ein Mährchen nöthig, wie das, so er dem Könige in seinem Berichte vorgelogen haben soll; und es war klug von ihm, auch den lieben Gott und den heil. Jakob von Compostell, der damals in der ganzen europäischen Christenheit noch eine ansehnliche Person vorstellte, in die Sache zu verwickeln. Flamel war um diese Zeit schon ein sehr alter Mann. Er lebte äußerst eingezogen und frugal. Die Schätze, die ihm der Stein der Weisen,

in

in drey Operationen, verschaft hatte, waren meistens auf seine frommen Stiftungen verwendet worden. Indessen war ihm doch die Quelle seiner Schätze geblieben, denn er besaß das geheimnißvolle Hieroglyphen-Buch des Hebräers Abraham, wozu ihm der getaufte Jüdische Arzt Sanchez (der in der Handschrift meines Ungenannten Canchez heist) den Schlüssel gegeben hatte. Dieses Buch lieferte Flamel dem König aus, und kaufte sich damit von allen weitern Anfoderung loß. — Es befindet sich noch in der königlichen Bibliothek, und könnte, in den dermaligen bedrängten Umständen der Französichen Finanzen, Sr. Majestät und dem Staat große Dienste thun.

Aber wie kam es, daß Carl VI. oder die famose und immer so geldbedürftige Königin Isabelle und ihre Günstlinge sich dieses herrlichen Mittels, wodurch sie, aller ihrer so verhaßten gewaltsamen Geld-erpressungen hätten überhoben seyn können, nicht beßer zu Nutze machten? Wie kam es, daß man aus einem Fund von dieser Wichtigkeit kein Staatsgeheimniß machte, sondern zugab, daß es im 16ten Jahrhundert sogar durch den Druck bekannt wurde? Und warum kam die Französische Staats-Wirthschaft, ungeachtet der unfehlbare Prozeß, der Steine der Weisen zu machen, in der königlichen Bibliothek liegt, im Jahre 1787 um mehr als hundert Millionen zu kurz?

Für uns Leute des achtzehnten Jahrhunderts dürfte denn doch, bis diese Fragen beantwortet seyn werden, das rathsamste bleiben, zu glauben, Flamel sey — vielleicht nicht auf die gewöhnlichste und rechtmäßigste — aber doch auf eine ganz natürliche Art zu seinem Reichthum gekommen. Könnten wir auch nicht errathen wie? so würde doch das Unvermögen unsre Neugier hierüber zu befriedigen nicht einmal ein scheinbarer, geschweige ein hinlänglicher Grund seyn, das hieroglyphische Buch des Juden Abrahams und den heil. Jago von Compostell zu Hülfe zu nehmen, um uns eine unerklärbare Sache durch etwas noch zehnmal unerklärbarers — nicht begreiflich, sondern noch viel unbegreiflicher zu machen. Aber selbst das Wie? liegt nicht so weit über dem Punct, zu welchem der menschliche Verstand hinauf reichen kann, als unser Ungenannter uns bereden zu wollen scheint; und die Vermuthung des Gabriel Naude' (der einer der verständigsten Männer der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war) wenn sie auch (nach Lenglets du Fresnoy Bemerkung) mit einem unheilbaren Chronologischen Fehler behaftet wäre, leitet uns wenigstens auf eine andere, die, als eine bloß mögliche Hypothese noch immer unendlich wahrscheinlicher ist, als die Meynung, daß Flamel den Stein der Weisen, (welches eben soviel gesagt ist als das Wünschhütchen des Fortunatus oder Salomons Siegelring) gefunden habe. Die Juden, sagt Du Fresnoy, wurden erst im Jahr

1406

1406 aus Frankreich wieder ausgetrieben, und Flamel hatte die Kirche zu St. Jaques de la Boucherie schon lange (er hätte uns wohl sagen können wie lange?) erbauen lassen. Gut! Aber warum erinnert er sich des heftigen Sturms nicht, der bey dem Aufstand der Pariser im Jahr 1393 über die vom Hofe begünstigten, der Nation aber äusserst verhaßten Juden ergieng? Das Volk drang auf eine allgemeine Vertreibung der Juden aus dem Königreiche, und als man ihm nicht sogleich willfahren wollte, brach es in die Häuser der öffentlichen Einnehmer, welche gröstentheils Juden oder Lombarden waren, öffnete ihre Cassen, schüttete das Geld auf die Straße, zerriß ihre Bücher und Rechnungen. In einer einzigen Gasse wurden vierzig Juden-Häuser geplündert, und viele Juden, die sich mit der Flucht retten wollten, getödtet *). — Könnte dies nicht etwa der Schlüssel zum Geheimnis unsers Adepten seyn? Konnte Meister Flamel bey dieser Gelegenheit nicht so gut als ein andrer über irgend eine wohlgespickte Juden- oder Lombarden-Casse gerathen seyn, und anstatt das Geld auf die Gasse zu schütten, für besser gefunden haben, es in aller Stille nach seinem Eckhause rue des Ecrivains zu schaffen? **) — Oder

 wenn

*) S. Meusels Geschichte von Frankreich 2 Th. S. 459 und die daselbst angeführten Gewährsmänner.

**) Um doch auch die gute und verschwiegene Frau Pernelle, Flamels liebes Ehgemahl, ihren Theil zu Erwerbung ihres gemein-

(wenn uns diese Vermuthung zu liebloß scheint), wäre es nicht sehr möglich, daß einige reiche Juden von seiner Bekanntschaft (denn es scheint doch daß er immer viel mit Juden zu verkehren gehabt habe) beym Ausbruch dieses Ungewitters ihr Gold und Silber in der Eile heimlich zu ihm geflüchtet hätten? — daß zufälliger Weise gerade diese Juden hernach das Unglück betroffen hätte, unter denen zu seyn, die im Tumult ihr Leben verlohren? — und daß Flamel diese Gelegenheit, sich zum Intestat-Erben derselben zu machen, um so getroster benuzt hätte, da sich so etwas in so verwirrten und gesezlosen Zeiten, wie diese waren, mit ziemlicher Sicherheit unternehmen ließ? — Dies, dächte ich, wäre doch eine ganz natürliche und plausible Erklärung, wie der Parisische Bürger, Schreiber und Mahler Flamel sein bereits durch seine Schreiberey und Mahlerey erworbenes Vermögen auf einmal beträchtlich genug hätte vermehren können, um einen überflüssigen Fond zu allen den milden Stiftungen zu haben, die ihm zugeschrieben werden.

Aber, wie fiel ein Mann, der (nach dieser Hypothese) auf eine so unchristliche Art zu seinem Reichthun

meinschaftlichen Reichthums beytragen zu lassen, könnte sie nicht zufälliger Weise eben bey einem Hause, wo das Geld zum Fenster herausgeschüttet wurde, vorbeygegangen seyn, und als eine gute Wirthin eine tüchtige Schürze voll aufgelesen und nach Hause getragen haben?

thum gekommen war, auf den Entschluß, einen so christmilden Gebrauch davon zu machen? Ich berühre diesen Einwurf nur, weil er mir gemacht werden könnte; denn an sich bedeutet er sehr wenig. Wäre Flamel etwa der erste gewesen, der Leder gestohlen und dann ein paar Schuhe um Gottes willen weggegeben hätte? War es nicht natürlich, wenn ihm bey seinem auf die eine oder andere Art eben nicht durch die gewissenhaftesten Wege erlangten Reichthum ein wenig unheimlich wurde? War es dem Geiste des 14ten Jahrhunderts nicht sehr gemäß, unrecht erworbenes Guth — das aber doch am Ende nur Unglaubigen, nur dem Volke das unsern Herrn gekreuziget hatte, abgenommen worden war — dadurch zu entsündigen, daß man einen Theil davon an den lieben Gott abtrat und zu frommen Stiftungen anwandte? Vermuthlich befand sich noch mancher Ehrenmann seines Schlages zu Paris in dem nehmlichen Falle; denn die lezten Jahre des 14ten und die ersten des 15ten Jahrhunderts sind gerade die Epoke, in welcher eine Menge Kirchen und Spitäler zu Paris durch milde Beyträge begüterter Bürger erbaut und dotiert wurden. Indessen fand Flamel, wie es scheint, so viel Geschmak an dieser Art seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, und zugleich seiner armen Seele ein Recht an ewige Messen und tägliche Fürbitten zu verschaffen, daß er selbst durch das Mittel, wodurch er anfangs die Aufmerksamkeit der Leute von den Wegen, wie er zu

seinem großen Vermögen gekommen war, abzuleiten suchte, endlich verdächtig werden mußte. Flamel, der wohl so einfältig nicht war als er sich in seinem Livre des explications stellt, konnte leicht voraussehen, daß es, (zumal unter einer so heillosen und immer geldbedürftigen Regierung wie Carls VIten war, gar leicht zu mißlichen Explicationen kommen könnte. Er hielt also eine Erklärung bereit, womit sich zwar in unsern Tagen weder die Requetenmeister noch die Könige so leicht abfertigen lassen würden, die aber in den seinigen die klügste war, die er nur immer erdenken konnte. Er gab vor, daß er von Gottes und des Heil. Jacobs von Compostell Gnaden, ohne sein Verdienst noch Würdigkeit, den gebenedeiten Stein der Weisen gefunden habe; er lieferte das hieroglyphische Buch des vorgeblichen Adepten Abraham, wovon er vermuthlich so wenig verstund als irgend ein Clerc des Königs, dem Hofe aus, hielt (wie man wahrscheinlich voraussetzen kann) den König, so lang es nur immer möglich war, mit Versprechungen und Zurüstungen zu dem großen Werke, hin, (welches unter der unsäglichen Verwirrung und Zerrüttung des Staats, die auf die bekannte Ermordung des Herzogs von Orleans, des großen Günstlings der Königin Isabelle, folgte, um so leichter war) und starb darüber im Jahr 1413 in einem sehr hohen Alter, nnd in dem Rufe, daß er das große Geheimniß der Weisen, womit seit mehrern Jahrtausend so viele arme Teufel vornehme und reiche Thoren

zum

zum Besten gehabt haben, nicht nur selbst besessen, sondern sogar schriftlich hinterlassen habe.

Eine gründliche Untersuchung und Berichtigung dieses von ihm selbst veranlaßten Rufes war weder von dem Geiste seiner Zeit zu erwarten noch in den damaligen Umständen des Hofes möglich; — hingegen können wir uns darauf verlassen, daß es unter den Alchymisten des 15ten Jahrhunderts nicht an diesem oder jenem gefehlt haben werde, der seine Rechnung dabey zu finden glaubte, unter Flamels Firma und Credit, solche Werklein wie das *Sommaire philosophique* und das *Desir desiré*, in die goldbegierige Welt ausgehen zu lassen. Denn daß Flamel selbst der Verfasser derselben gewesen sey, ist nichts weniger als ausgemacht. In einer Zeit, wo diese Betrüger unverschämt genug waren, ihre Hirngeburten solchen Männern wie Robert Bacon, Albertus Magnus und Thomas von Aquino, ja sogar dem Pabst Johann dem XXII. *) (der doch

*) Dieser Pabst, sagen die Alchymisten, brachte es unter der Führung des großen Adepten **Arnold von Villanova** so weit in der Kunst, daß er bey seinem im Jahr 1334. erfolgten Tode bereits zweyhundert Zentner Goldes mit eignen Händen gemacht hatte: ja er hielt es sogar für die Pflicht eines wahren allgemeinen Vaters der Christlichen Welt, ein so wohlthätiges Geheimniß nicht mit sich ins Grab zu nehmen, sondern es der ganzen werthen Christenheit zum Besten in einem lateinischen Tractat **von der Kunst die Metalle zu verwandeln**

doch in der Bulle: Spondent, quas non exhibent divitias, pauperes Alchimistae, den Fluch des Ernulfes über die Meister dieser losen Kunst aussprach) unterzuschieben, — von solchen Leuten läßt sich doch wohl erwarten, daß sie nicht ermangelt haben werden, auch den Nahmen und Ruf eines Flamels zu benutzen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

W.

deln (der im 16ten Jahrhundert ins Französiche übersezt wurde) öffentlich bekannt zu machen. Daher kam es denn auch, daß Gold und Silber in diesen Zeiten so gemein wurden wie Gassensteine, daß die Schatzkammern der Könige und Fürsten davon so voll waren, daß man in der ganzen Christenheit nicht mehr nöthig hatte, Steuern und Gaben von den Unterthanen einzutreiben, kurz daß die von Lucian gepriesenen **Saturnischen Zeiten** sich überall wieder einstellten; wie die Geschichtschreiber des 14ten 15ten und 16ten Jahrhunderts auf allen Blättern beurkunden. — Ernsthaft zu reden, Johann XXII. verstand sich wirklich aufs Goldmachen so gut und besser als irgend einer seiner Vorfahrer; besonders trug ihm seine **Sündentaxe** große Summen ein, vielleicht eine nicht geringere als ihn die pauperes alchymistae aus dem Schmelztiegel ziehen lassen; und wenn es wahr ist, daß er achtzehn Millionen Goldgulden baares Geld hinterlassen, wie **Villani** als Augenzeuge versichert, so hätte Se. Heiligkeit einen schönen Tractat de arte transmutandi peccata et stultitiam mundi in solidos aureos, schreiben können.

V.

V.

Auszug eines Schreibens
von Herrn Göttling aus Amsterdam
an
Herrn Bergrath Dr. Bucholz in Weimar.
März 1788.

Es herrscht jezt in Holland eine allgemeine Ruhe und alles scheint prinzlich gesinnt zu seyn. Den Fremden macht es einen ganz besondern Eindruck, jedermann beyderley Geschlechts, mit einem Orangebande, welches seine Gesinnung an den Tag legen soll, einhergehen zu sehen — Viele haben sogar das Bild des Prinzen, in Gold oder Silber eingefaßt, an der Brust hängen. Man findet auch noch in allen den holländischen Städten, die ich sah, aufgerichtete Ehrenbogen, als Rudera von dem erfreulichen Einzuge des Prinzen und der prinzlichen Familie.

Bekannt ist es, daß die mehresten holländischen Städte schön gebauet und mit schönen Kanälen (Krachten) durchschnitten sind; und hat man eine Stadt gesehen, so hat man sie beynahe alle gesehen, denn sie unterscheiden sich blos in Ansehung der Größe von einander. In Rotterdam war ich nur einen einzigen Tag, und weil es mir ganz an Empfehlungen fehlte, so muste ich mich bloß begnügen die Stadt gesehen zu

 haben.

haben. Vorzüglich ist hier die Börse schön gebauet und verdient in diesem Betracht der in Amsterdam vorgezogen zu werden, ob letztere gleich in Ansehung der Größe den Vorzug verdient. Nur allein der Haag unterscheidet sich von den übrigen holländischen Städten durch seine vorzüglich schönen Gebäude. Der dasige Aufenthalt scheint zwar mehr ländlich als städtisch zu seyn — aber alles ist so gut geordnet, daß das Auge des Fremden in Erstaunen gesetzt wird, wenn er mit einem Blicke große Reihen von schönen Gebäuden, schöne Alleen, große regelmäßige freye Plätze, wo in der Mitten große Teiche befindlich sind, zu übersehen das Vergnügen hat — Die schönen großen Teiche, sind gleichsam dahin gegoßenen Spiegeln ähnlich, und man siehet daher alle Gegenstände doppelt. Einer dieser großen freyen Plätze ist zum Paradeplatz bestimmt, wo der Prinz alle Tage bey der Parade selbst gegenwärtig ist — Es war mir ein rührender Anblick, wie ich sah, daß alles mit großer Devotion herzu drang um den Prinzen zu sehen — In dem Hause wo ich logirte war die Societät der prinzlich-gesinnten. — Die Thüre des hierzu bestimmten Zimmers war mit einem Thürhüter versehen, der sich durch einen besondern Mantel und einen langen Stab mit großem Knopf in der Hand auszeichnete, und die Hereinkommenden genau examinirte, damit kein Ungeweiheter herzutreten möchte. Das hier in dem Haag befindliche Naturaliencabinet des Prinzen ist sehr der Mühe werth zu sehen, und es ist

alle

alle Montage von 11 bis 12 Uhr offen — auch ist hier eine beträchtliche Kanonengießerey.

Nach Leiden hatte ich von Herrn Prof. Gmelin in Göttingen, an den dasigen Prof. der Chymie Herrn Volten, Empfehlung. Dieser bereitwillige liebe Mann hatte die Güte mir das dasige chymische Universitäts-Laboratorium zu zeigen, wo auch zugleich die chymischen Vorlesungen gehalten werden. Es ist hier auch ein sehr guter Vorrath von chymischen Präparaten. Bey dieser Gelegenheit zeigte mir Herr Prof. Volten eine artige metallische Vegetation, welche in der Retorte zurück geblieben war, nachdem er Silberamalgam in Salpetersäure aufgelößt, und so wohl die Salpetersäure als auch das Quecksilber davon abgezogen hatte. Die mehresten akademischen Anstalten, als die Anatomie, das Naturaliencabinet, den Botanischen Garten und dergl., kann man gegen ein Trinkgeld an den Aufwärter, auch ohne Empfehlung sehen. Albini Präparate aber sind auf der Anatomie ohne Mitwißen des Professors nicht zu sehen! doch hatte Herr Prof. Sandifort die Freundschaft mir auch diese vortrefliche Samlung zu zeigen. Vorzüglich freuete ich mich über das Denkmal des verewigten Boerhave, welches in der Universitätskirche aufgerichtet ist — es ist zwar einfach, aber schön, aus weissem Marmor gearbeitet.

In Harlem war ich von Herrn Prof. Lichtenberg zu Göttingen an Herrn D. van Marum empfohlen, und

und daher hatte es auch keine Schwierigkeiten, sei-
ne große Elektrisirmaschine, welche im Taylorschen
Museo aufgestellt ist, zu sehen. Ob gleich diese Ma-
schine und ihre vorzügliche Wirkung durch Herrn von
Marums Buch schon bekannt ist, so muß es doch dem
Reisenden sehr angenehm seyn, Gelegenheit zu haben,
diesen vortreflichen elektrischen Apparat selbst zu se-
hen — Wie gerne hätte ich mich auch von der Wirkung
dieser Maschine überzeugen mögen! allein es war zu
umständlich, und daher zu viel gefordert, Herrn von Ma-
rum den Antrag zu thun. Man findet auch hier eine
schöne Mineraliensamlung von Harzprodukten, und ich
freuete mich nicht wenig, hier einen so vortreflichen teut-
schen Schatz beysammen zufinden. Das eigentliche
Taylorsche Mineraliencabinett befindet sich in Herrn
von Marums Hause, und es sind 7 oder 8 Zimmer
damit angefüllt. Man findet hier viel merkwürdige
Dinge, vorzüglich aus den Mineral- und Thierreich
beysammen.

Auch hatten meine mir unvergeßlichen Lehrer, die
Herren Prof. Lichtenberg und Gmelin, die besondere
Freundschaft für mich gehabt, mich mit Empfehlun-
gen nach Amsterdam an Herrn Prof. van Swinden,
D. Deiman und D. Grüellmann zu besorgen. Herrn D.
Grüellmann, einen teutschen und hier sehr in Achtung ste-
henden jungen praktischen Arzt, lernte ich zu erst ken-
nen, und ich muß besonders die Bereitwilligkeit dieses
lieben menschenfreundlichen Mannes rühmen, mit der
er

er alle meine Wünsche zu befriedigen suchte. Er gab sich nicht allein sehr viel Mühe, mich mit den in Amsterdam befindlichen Gelehrten, welche sich besonders mit Chymie und Physik beschäftigen, bekannt zu machen; sondern ich fand auch sehr bald an ihm den wahren aufrichtigen warmen Freund, wovon nur derjenige das Wolthätige in vollem Maaße fühlt, der schon mehrmals in Verlegenheit gewesen ist, ohne solche bereitwillige Hülfe gutmüthiger Leute seine Absichten zu erreichen. Neben seinen praktischen Geschäften, die wirklich schon ansehnlich sind, ob er sich gleich nur wenig Jahre hier befindet, ist er auch nicht unwirksam. Besonders beschäftiget er sich mit der Litteratur, und sucht soviel möglich die vorzüglichsten holländischen neuen gelehrten Produkte in Teutschland bekannt zu machen, wofür er auf den gewissen Dank teutscher Aerzte und Naturforscher rechnen darf.

An Herrn Prof. van Swinden, fand ich nicht minder einen sehr guten bidern Mann, dem ich für die besondere Freundschaft, womit er mich beehrte, alle Ursache habe aufs wärmste zu danken. Dieser gründlich gelehrte Physiker ist mit einem sehr ausgesuchten physischen Apparat versehen. Er giebt gewöhnlich lateinische Vorlesungen. Alle Dienstage Nachmittag von 5 bis 6 Uhr aber, hält er eine niederdeutsche Vorlesung, woran die ansehnlichsten Männer der Stadt, sowohl bejahrte als Jünglinge, Theil nehmen, und hier

mit

mit gröster Aufmerksamkeit ihre Wißbegierde befriedigen. Herr Prof. van Swinden handelt in diesen Stunden ein einziges Capitel aus der Physik ab, und jezt ist der Magnet der Gegenstand der Vorlesungen. Es ist eine solche Vorlesung freylich um so lehrreicher, da es nicht an Zeit gebricht eine solche einzelne Materie ganz zu erschöpfen, der auf Akademien, wo der ganze weitläuftige Umfang der Physik in einem halben Jahre beendiget werden muß, freylich nur einige Stunden gewidmet werden können. Der Vortrag des Herrn Prof. ist sehr deutlich, wovon ich mich selbst zu überzeugen Gelegenheit hatte, da ich die Erlaubniß erhielt einigen solchen Vorlesungen mit beywohnen zu können; denn ob ich gleich sehr wenig Niederteutsch verstand, — so war mir doch alles sehr deutlich, was in diesen Stunden abgehandelt wurde.

Herr D. Deimann ist ebenfals ein teutscher, und hiesiger, sehr in Ansehen stehender praktischer Arzt, dessen Stunden aber, eben seiner häufigen praktischen Geschäfte wegen, so abgemessen sind, daß es schwer hält seine gewiß lehrreiche Gesellschaft einige Stunden zu genießen. Es war mir anfänglich etwas auffallend Schwierigkeiten zu finden, seine Bekanntschaft zu machen, als ich ihm in Gesellschaft des Herrn D. Grüellmann aufwarten wollte, ehe ich erfuhr, daß einige Unpäßlichkeit die Ursach dieser Verhinderung sey. Es ist wirklich zu bewundern, daß dieser Mann, dem sei-

seine praktischen Geschäfte so viel Zeit rauben, sich noch so ernstlich mit der, im engsten Verstande philosophischen Chymie beschäftiget. Er arbeitet mehrentheils mit Herrn von Trostweyck gemeinschaftlich, und die Meynungen dieser Herren sind auch so übereinstimmend, daß sie sehr gut miteinander fertig werden können. Ob diese Herren gleich der Stahlianischen Theorie mehr anhängen, und daher mehr Phlogistianer sind, so lassen sie doch auch Lavoisier's Theorie Gerechtigkeit wiederfahren. Sie gehen dabey ganz ihren eigenen Weg, und suchen durch eigene vielfältige Versuche der Wahrheit immer näher zu kommen — Ich hatte das Vergnügen einige Stunden in Gesellschaft dieser Herren zuzubringen, und freuete mich sehr, wie sie einige gegen ihre Theorie gemachten Einwürfe zu vertheidigen suchten.

Herr von Trostweyck, dessen eigentliches Geschäfte die Handlung ist, beschäftiget sich blos aus Liebhaberey mit physischer Chymie. Er hat ebenfals einen eigenen ausgesuchten physischen Apparat. Vorzüglich fand ich bey ihm eine vortrefliche Elektrisirmaschine, welche ganz nach der von Marumschen eingerichtet ist, und ich muß gestehen, daß ob sie gleich nicht völlig so groß als jene ist, ich doch über die Wirkung derselben in Erstaunen gesetzt wurde. Auch fand ich hier eine Luftpumpe, die bis jetzt das vollkommenste Instrument dieser Art seyn soll. So wohl die Elektrisirmaschine, als

als auch die Luftpumpe, sind von einem berühmten englischen Künstler Nahmens Cuthbertson *) den ich auch bey dieser Gelegenheit kennen lernte, verfertiget, der schon seit zwanzig Jahren in Amsterdam lebt, und auch der Verfertiger der von Marumschen Maschine ist.

Herr D. van Rhyn, Prof der Chemie, war sehr beschäftiget nach Gaubius Lehre die Eisentheile im Blute zu finden, worüber er schon verschiedene mißlungene Versuche gemacht zu haben vorgab — es war mir indessen doch etwas auffallend, von ihm mündlich zu hören, daß aus dem Grunde der Zinnober in Holland nicht mit Wasser gemahlen würde, weil es die Salztheile davon ausziehe.

Bey Herrn D. Grüellmann lernte ich auch den größten hiesigen praktischen Arzt, Herrn D. Michell, kennen, welcher sich durch verschiedene Preißschriften bereits rühmlich bekannt gemacht.

Auf der Anatomie, welche jeder Fremde gegen ein Trinkgeld an den Aufwärter sehen kann, sah ich eine sehr ansehnliche Sammlung von kranken Knochen, die ein alter erst kürzlich verstorbener Arzt D. Hovius seit 50 Jahren gesammlet, und die der D. Bonn sehr gut be-

*) Cuthbertson hat diese Maschine in einer eigenen kleinen Schrift beschrieben. Description of an improved air-pump and an account of some experiments made with it, by which its superiority above all other air-pumps is demonstrated. Amsterdam 1787.

beschrieben und mit guten Zeichnungen heftweise heraus giebt, und wovon, wie ich höre, kürzlich der dritte Heft erscheinen wird — Herr P. Bonn fügt auch die merkwürdigsten Stücke seines eigenen Cabinets in Zeichnungen bey.

Bey Herrn Prof. van Swinden lernte ich auch einen geschickten jungen Mathematiker Herrn Nieuland kennen. Er war nach Utrecht an die Stelle des Herrn Prof. Hennerts berufen, weil dieser aber nach beendigten Unruhen seine vorher niedergelegte Stelle wieder annahm, so hatte er die kleine Unannehmlichkeit, daß er einstweilen wieder zurücktreten muste — Herzlich wünschte ich diesem vortrefflichen Manne bald eine andere gute Stelle, die seinen entschieden anerkannten Kenntnissen angemessen wäre!

Herr Engelbronner, ein hiesiger berühmter Kaufmann, beschäftigte sich sonst mit Pharmacie und hat auch mancherley gute praktische chymische Kenntnisse. Man findet bey ihm ein ansehnliches Mineralienkabinet und vorzüglich manche seltene Mineralien — besonders freuete ich mich über eine vortreffliche Suite von Arsenik-Erzen, die er in gröster Vollkommenheit besitzt. Weil mein Aufenthalt in Amsterdam zu kurz war, und Herrn Engelbronners Handlungsgeschäfte zu der Zeit eben sehr dringend waren, so konnte ich auch seine Gesellschaft nicht oft genug genießen, um die interessanten Stücke seines Cabinets öfterer und alle zu sehen.

 Man

Man hat hier auch verschiedene bürgerliche gelehrte Zusammenkünfte, wo ein Mitglied von der Gesellschaft bey jeder Zusammenkunft eine Rede hält, und von diesen Gesellschaften sind Concordia und Felix meritis die vornehmsten. In ersterer werden wilkührliche Gegenstände wöchentlich einmal, in letzterer aber alle Tage zu einer gewissen Stunde, gewisse festgesetzte Materien, als Zeichenkunst, Handlungswissenschaft, Naturgeschichte, Naturlehre, Musik und dgl. abgehandelt. Um diesen Gesellschaften mehr einen Anstrich von freundschaftlichen Zusammenkünften zu geben, so ist es vergönnet dabey eine Pfeife Taback zu rauchen.

Der Sohn des Herrn P. van Swinden, ein junger hoffnungsvoller Mann, hatte die Güte mir die Einrichtung der hiesigen Seeschule, wo junge Seeleute erzogen werden, zu zeigen. Es finden sich hier auf 600 Knaben beysammen, die in allem, was ein guter Seemann braucht, vorzüglich in Mathematik unterrichtet werden. Damit ihnen künftig einmal das Seeleben nicht ungewohnt sey, so werden sie vollkommen so erzogen, als lebten sie auf der See. Diejenigen, so schon einmal eine Seereise gemacht haben, zeichnen sich von den Uebrigen durch gewisse Vorzüge aus.

Ausserdem finden sich hier noch Muster von mancherley wohlthätigen öffentlichen Anstalten. Dahin gehört besonders das neue Arbeitshaus, die Gasthäuser und das Findlingshaus. Es sind jetzt in letztern auf

1400

1400 Seelen von 1 bis 20 Jahren, und 600 Kinder unter ein Jahr, die noch der Muttermilch bedürfen, sind hin und wieder in der Stadt vertheilt.

Mit Pharmacie ist hier nicht viel zu thun, vorzüglich sind die mehresten hiesigen Apotheker in der Chymie sehr zurück — sie haben aber auch wenig Gelegenheit zu arbeiten; nur einige sind mit Arbeitshäusern (Laboratorien) versehen, die mehresten aber müssen ihre pharmacevtischen Präparate vor der Hausthüre bereiten: daher findet man auch in allen Straßen vor den Thüren, Geräthschaften, wo gesotten, gebraten, niedergeschlagen, sublimirt und destillirt wird — Bey denen die ein ordentliches Laboratorium haben, findet man auch die Präparate nach guten chymischen Grundsätzen bereitet; besonders fand ich bey den hochteutschen Apotheker Reuter ein sehr artig eingerichtetes Laboratorium und die von ihm verfertigten Präparate ächt und gut.

Obgleich die Holländer ebenfalls sehr geheimnißvoll mit ihren chymischen Fabriken sind, so hatte ich doch durch besondre Empfehlung Gelegenheit einige davon zu sehen — ich sah z. B. die Bereitung des ätzenden Sublimats, des versüßten Sublimats, des rothen Quecksilberpräcipitats, des Zinnobers, die Raffinirung des Camphers und Boraxes, Destillation des Scheidewassers, wobey ich eine sehr artige Einrichtung fand, die Vorlagen abzukühlen, grüne Seifenfabrik und dgl.

Die

Die große allgemeine Illumination am Geburtstage des Prinzen am 8ten März sah ich hier, und es gereuet mich nicht noch diesen Tag abgewartet zu haben, zumal da ich nie Gelegenheit hatte, so etwas feyerliches zu sehen. Stellen Sie sich die großen langen Krachten vor, die Amsterdam durchkreuzen, auf beyden Seiten so herrlich erleuchtet. Das Auffallendste dabey war, daß wenn man man auf einer Brücke stand, welche über die Krachten hingezogen sind, man die Erleuchtung von allen Seiten doppelt sah, weil das Wasser in den Canälen als ein Spiegel wirkte. Hier ertönte ein Jubelgeschrey, dort eine Freudenmusik, und unter der Brücke auf der wir uns befanden, schlichen Schüyten oder Kähne mit Musik und also unter unsern Füßen hin. Es machte auch dieses vorzüglich vielen Eindruck auf mich, daß man auch an diesem Tage alle Kinder aus dem Findlingshause an dieser Freude Theil nehmen ließ; denn diese wurden alle, schwarz gekleidet, durch die vorzüglichsten Gegenden der Stadt geführt.

Die vielen hundert Windmühlen zu Saardam von aller Art, als Papiermühlen, Mahlmühlen, Schneidemühlen, Oelmühlen, Tobakmühlen, Farbemühlen u. dgl. alle in Bewegung zu sehen, ist ebenfalls kein gleichgültiges Schauspiel. Daß die Holländer vorzügzüglich hier so gutes Papier bereiten, mag hauptsächlich in der sorgfältigen Sortirung der Lumpen liegen; denn man findet in einer einzigen solchen Mühle 30 bis 40 Personen beyderley Geschlechts, die sich blos mit Sortirung der Lumpen beschäftigen. — Zu Saardam ist auch die Mühle, wo der Zinnober gemahlen wird, welches sie aber sehr geheim halten.

Anzeiger des Teutschen Merkur.

May 1788.

I. Neue Bücher.

Etwas über des Herrn Oberhofpredigers Johann August Stark Vertheidigungsschrift, nebst einigen andern nöthigen Erläuterungen von Charlotte Elis. Konst. von der Recke, geb. Gräfin von Medem. Berlin bey Fr. Nikolai. gr. 8. 99 S.

Man kann diese merkwürdige Schrift wenigstens in soferne als ein Seitenstück zu der Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mietau u. s. w. welche diesen schwarzen Magus entlarvte, ansehen, als in derselben die in jedem Sinne dieses Wortes edle Frau von der Recke mit eben dem erleuchteten Eifer und der großmüthigen Selbstverläugnung, zum zweytemal als Zeuginn für die Wahrheit öffentlich auftritt. Wer sich weder durch die ungeheure Dicke noch durch gewisse andere nicht weniger ungeheure Beschaffenheiten des Werkes über Kryptokatholicismus abschrecken ließ, sich mit dem Geiste des Herrn Oberhofpredigers, und dessen Manier seine Gegner abzufertigen, bekannt zu machen, der nur vermag sich die Größe der Bedenklichkeiten vorzustellen, über welche sich die verehrungswürdige Frau, die sich auf nichts geringeres als auf ein paar Alphabete im Geschmacke jenes Werkes gefaßt machen darf, hinwegzusetzen hatte. Wir wollen sowohl die

Veranlassung als einiges von dem Hauptinhalt der gegenwärtigen Blätter mit den Worten der Verfasserin selbst anführen. „S. 5. Herr St. hatte nämlich bey seinem Aufenthalt in Mietau einen sehr thätigen Antheil an geheimen Verbindungen genommen; er ward von den Leuten, welche glaubten grosse Geheimnisse wären von unbekannten Obern, besonders aus Frankreich zu holen, für einen wichtigen Mann, der die rechten unbekannten Quellen der Geheimnisse wißte, gehalten; er hatte nicht nur nichts gethan um diese Meynung von sich abzuwenden, sondern vielmehr wirklich Schüler in diesen vermeynten geheimen Wissenschaften gehabt. — (S. 7.) Hierzu kam noch daß man sich schon zu jener Zeit ins Ohr sagte: Hr. St. sey bey seinem Aufenthalt in Frankreich zur römisch-katholischen Religion übergetreten, um dadurch das Vorrecht zu gewinnen, in der Sorbonne und in den katholischen Klöstern zu manchen wichtigen maurerischen Schriften zu gelangen; nun er aber diese in Händen habe, sey er äusserlich wieder zu seiner Kirche zurückgetreten. Den Grund oder Ungrund dieses Gerüchtes wagt die Verf. nicht zu entscheiden; so viel weiß sie gewiß, daß seit 1781 dieß in Kurland und Liefland von vielen geglaubt wurde, und noch itzt ungeachtet der weitläufigen Vertheidigungsschrift noch immer von vielen geglaubt wird. — (S. 9.) Dieß Gerücht, der Umstand, daß im St. Nikaise (für dessen Verfasser man Hrn. St. ziemlich allgemein hält) immer dahin gewiesen wird, in den katholischen Klöstern wären die rechten grossen Geheimnisse, und die rechten grossen Freymaurer zu finden, — verschiedene dunkele Stellen in Hn. St. Apologie der Freymaurerey, welche auch dahin ausgelegt wurden, — und manches andere (wovon in der Folge Beyspiele vorkommen) dunkle und unerklärliche in des Hrn. Oberhofpredigers Betragen, — bewogen die vortrefliche Frau in ihrer Nachricht über Caglioſtro, der Geheimnißkrä-

merey

merey des H. St. zu erwähnen, zumal da die Aussage des Cagliostro über Hrn. St. (der von jenem für einen Abgesandten des bösen Principiums erklärt wurde, aber dafür auch diesen für einen schwarzen Magiker erklärt hatte), zur vollständigen Darstellung alles dessen, was Cagliostro in der magischen Gesellschaft zu Mietau vornahm, gehörte. Sie glaubte (S. 6.) ein Mann der öffentlich als ein aufgeklärter Gottesgelehrter bekannt war, ingeheim aber von solchen elenden Künsten als grossen Geheimnissen, und unbekannten Kräften der Natur gegen so viele angesehene Leute geredet habe, sey es der Wahrheit und seiner eigenen Ehre schuldig, diese zweydeutigen Nachrichten von sich aus einander zu setzen, zu gestehen daß er sey betrogen worden, und von wem er sey betrogen worden, um seine Schüler sowohl als auch andere rechtschaffene Leute vor der unnützen und schädlichen Sucht nach Geheimnissen zu warnen. Dieses hatte Sie gehofft, aber wohl nicht, daß er in einer zwey (ungeheure) Bände starken Rechtfertigung alle diese Sachen bemänteln, und vieles vorgeben würde, was mit dem was er damals insgeheim sprach und that, gar nicht übereinstimmt. — (S. 7.) „Diejenigen welchen die geheimen Wissenschaften, die der Hr. Oberhofprediger hier ins geheim anpries, und das Ansehen welches er sich dadurch in einem gewissen Zirkel zu erwerben wußte, noch im frischen Andenken ist, haben sich sehr verwundert, daß er so viel zur Sache nicht gehöriges in seiner Vertheidigungsschrift vorbringt, gerade diejenigen Dinge aber, in welchem er insgeheim auf eine so unerklärliche Weise thätig gewesen, nicht berührt, und wenn er ja etwas dahin gehöriges nicht vorbey gehen kann, es entweder vermäntelt, oder nur Worte aber keine deutlichen Begriffe giebt. Gerade da, wo diejenigen, welche die geheime Rolle kennen, die er in Königsberg und hier (in Mietau) spielte am gewissesten einigen Aufschluß

erwarteten, hüllt er sich in ein geflissentliches Dunkel, geräth in großen Zorn, und stößt eine Menge heftiger alter und neuer Schimpfworte aus, so daß man es unglaublich finden möchte, ein Lehrer der Religion Jesu, welche Sanftmuth gebiethet, habe diese Schrift geschrieben. —"

Hierauf erzählt die Verf. die Veranlassungen, die Hr. St. ihr und ihren Freunden gegeben habe, ihn als einen weissen Magier dem Cagliostro entgegen zu setzen. — Nichts war nach der damaligen Stimmung ihrer Seele natürlicher, als daß sie den Mann für einen weissen Magier hielt, von dem die obenangeführten Dinge bekannt waren, und der ausserdem die Operationen mit dem Degen, welche Cagliostro übte, nicht etwa für Betrug, sondern für schwarze Magie erklärte, und zu den Geisterbeschwörern hingewiesen hatte, die durch räuchern auf klerikalische Art ihre Citationen zu Stande bringen." — Bey den Besuchen, welche die Frau v. d. R. bey ihrem damaligen Durste nach übernatürlichen Geheimnissen, dem H. St. machte, war mehrentheils die Rede von der Kraft, in dieser unsrer Umhüllung schon zu der Gemeinschaft mit Geistern zu gelangen. „Warnte nun etwa dieser in ganz Teutschland für aufgeklärt gehaltene Gottesgelahrte mich vor solchen falschen Ideen? wie man aus seiner itzigen gedrukten Rechtfertigung schliessen sollte, worin er über die Magie spottet; worin er vorgiebt, er habe Schröpfern von Anfang an verachtet, u. s. w. Suchte er mich auf andere Wege zu bringen? — Gerade das Gegentheil. Mit vieler Beredsamkeit, die jedesmal meine Hochachtung für die verborgenen Kenntnisse des Hrn. Oberhofprediger vermehrte, machte er mich durch so manche Erzählung von Begebenheiten, die sich zu unsren Zeiten zugetragen haben sollten, noch begieriger, selbst ähnliche Dinge zu erfahren." Um dem Gedächt-

dächtnisse des H. St. zu Hülfe zu kommen, werden ein paar dieser Geistergeschichten der Länge nach angeführt! — — „Dieß, fährt die V. fort, „stimmt doch wohl nicht ganz „mit dem Glaubensbekenntnisse überein, welches Hr. D. St. in seiner Rechtfertigung S. 325 ablegt: „Er glaube daß „die Seelen der Gerechten in Gottes Hand sind, daß die „Seelen der Verdammten der Teufel nimmer aus seinem „Gebiethe entlassen wird, und daß Niemand, er möge schwar„ze oder weisse, grüne oder gelbe Magie dazu gebrauchen, „die Gewalt habe Geister zu kommandiren, und vorbeymar„schieren zu lassen."

Was aber (S. 27.) die Verf. (und gewiß jeden Leser der nicht etwa mit H. St. eines Sinnes ist) vorzüglich in Erstaunen setzt, ist dieß, daß, (wie aus der Rechtfertigung S. 332, erhellt), Hr. St. gegen den Mann, auf dessen Veranlassung er 1773 an Schröpfern geschrieben habe, in Absicht dieses Gauklers die tiefste Verachtung bezeugt haben will. Die Verf. kann dieß nicht anders verstehen, als daß Hr. St. itzt vorgeben will, gegen Schröpfer und seine Operationen von Anfang an, also schon 1773, da er an ihn schrieb, wirklich die tiefste Verachtung gefühlt zu haben? „Und doch war der Herr Oberhofprediger noch 1780, und also sechs bis sieben Jahre nachdem er die berüchtigten seitdem gedruckten Briefe an Schröpfern geschrieben hatte, von ganz anderer Gesinnung! Denn als er mich in diesem Jahre auf meinem Krankenlager besuchte, schilderte er mir sehr ernstlich und in andringenden Worten Schröpfern als einen Mann der übernatürliche Kräfte besessen habe, und der, wenn er diese gehörig benutzt hätte, viel Gutes würde haben wirken können. Ja der Herr Oberhofprediger gieng gar so weit mir Schröpfers Nachfolger — Fröhlich — der seine geheimen

Schriften geerbt haben sollte, als einen Mann zu nennen, der vielleicht größer als Schröpfer werden könnte!!!

Genug um die Aufmerksamkeit unsrer Leser für diese Schrift rege zu machen, in welcher eine Dame auf wenigen Bogen mehr aufklärt, als der berühmte Archidemides in vielen Alphabeten verwirrt hat.

N.

II. Ankündigungen.

1) Neues militärisches Journal, ist der Tittel einer periodischen Schrift, von welcher Ostern 1788 das erste Stück ausgegeben wird.

Dieses Journal wird enthalten:

I. Ungedruckte Nachrichten von den Oestereichischen, Preußischen, Sächsischen und einigen andern Armeen.

II. Beyträge zur Kriegeskunst und zur Geschichte der leztern Kriege.

III. Ausführliche Nachrichten oder Anzeigen von jedem neuen militärischen Buche.

IV. Anecdoten und Caracterzüge von Generalen und andern Officieren.

Die ungedrukten Nachrichten, welche hier von den Oestereichischen, Preußischen und andern Armeen geliefert werden, sind meistens auf Reisen gesammlet, und machen gewissermaaßen eine militairische Reisebeschreibung aus.

Die Beyträge enthalten: 1) Instructionen, welche verschiedenen Armeen gegeben, aber sonst nicht gedruckt sind. 2) Abhandlungen über die Kriegeskunst, welche etwas Neues enthalten, oder einen Gegenstand aus einem neuen Gesichtspunkte darstellen. 3) Relationen von Schlachten, Belage-

lagerungen oder andern wichtigen Vorfällen. Einer jeden dieser Relationen wird man einen Plan oder eine Karte auf der die Bewegungen der Truppen, ihre Stellungen u. s. w. abgebildet sind, beyfügen, damit man sie ohne andere Hülfsmittel, welche manchen fehlen, verstehen kann.

Die Nachrichten von neuen Büchern werden ganz detaillirt den Inhalt derselben anzeigen, und damit sie nicht zu viel Raum wegnehmen, mit kleinerer Schrift, als die übrigen Abhandlungen gedrukt. Von ausländischen Büchern, zumal wenn sie sehr theuer, oder schwer zu erhalten sind, wird man, von den was in der Anwendung von Nutzen seyn kann, kurze Auszüge liefern.

Das erste Stück enthält:

1. Eine Instruction für die schlesische Infanterie, von dem verstorbenen Könige von Preußen, von 1781.

   Diese Instruction betrift die Uebung der Infanterie überhaupt, und die Art der Feuer, welcher sie sich gegen Cavalerie und Infanterie bedienen soll.

2. Eine Nachricht von den neuen preußischen Infanterie-Gewehren.

3. Einige Nachrichten von den Veränderungen welche bey den preußischen Infanterie-Regimentern und bey ihrer Artillerie, seit der Regierung des jetzigen Königs vorgenommen worden.

4. Eine genaue Nachricht von den jetzigen 4 pfündigen sächsischen Regimentsstücken, welche man sonst auch Geschwind-Stücke nennt, nebst einem Plan von denselben und ihrer Lafette und Richtmaschine; und ein Reglement welches die Bedienung dieser Stücke und das Verhalten derselben in Manoeuvern und Actionen vorschreibt. (Vielleicht wird wegen Mangel des Raums, das Reglement erst im 2ten Stück gedruckt.)

5. Neue Tactik, welche der verstorbene regierende Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe, Portugisischer Feldmarschall, bey seinen Truppen eingeführt hatte. Aus einem von ihm selbst geschriebenen, nicht gedrukten Memoire übersetzt.

   Dieses Stück des Journals enthält den ersten Abschnitt dieser Tactik, nebst dem dazu gehörigen Plan, das übrige derselben wird das 2te Stück liefern.

6. Relation von der Schlacht bey Lawfeld, nebst einem Plan von derselben, von einem General der in dieser Schlacht gegenwärtig gewesen ist.
7. Anecdoten und Caracterzüge von dem genannten Grafen von Schaumburg-Lippe.
8. Anzeigen von neuen militärischen Büchern.

Jedes Stück dieses Journals wird etwa 10 bis 12 Bogen und 2 bis 3 Plane enthalten, und 1/2 Rthlr. die Pistole zu 5 Rthlr. gerechnet, kosten. Wer nicht bey dem Empfang eines Stücks austritt, subscribirt sich dadurch zu den 3 folgenden. Auf 7 Stück erhält man das 8te frey.

Die Subscribenten, werden dem 2ten Stück vorgedruckt, wenn man sie noch vor dem 15ten Junii erhält.

4 Stück werden jährlich ausgegeben.

Man subscribirt sich bey dem Hrn. Postsecretär Trübensee in Berlin, Hrn. Oberpostcommissär Boxberg in Leipzig, K. R. Oberpostamtsexpedition in Frankfurt, Hr. Postverwalter Heldberg in Northeim, Hr. Hauptm. Miller in Stutgart und Hrn. Lieutenant Brendorf in Rendsburg.

---

2) Mit dem Anfange d. J. 1788. wird ein Journal unterd em Titel;

Mo-

Monatliche Hefte zur Beförderung der Kultur, in Commission der Schmidtschen Buchhandlung herausgegeben. Alle 2 Monate wird ein Stück von 5 - 7 Bogen erscheinen. Man pränumerirt bis Ende Junii auf den Jahrgang 2 Rthlr. C. M., und erhält dafür die Schrift geheftet, im Hannoverischen Postfrey. Ohne Pränumeration ist der Preis 3 Rthlr.

Ungedrukte Original-Aufsätze, die sich auf Kultur (veredelte Empfindung für alles was gut und recht ist, gute Sitten, wahre Aufklärung) beziehen, und bey sorgfältig geprüfter innerer Güte, angenehme Unterhaltung gewähren, sollen in abwechselnder Form mit einem Anhange geliefert werden. Dieser Letzte fängt mit dem 3ten Stücke an. Er giebt theils kurze Anzeigen und Bemerkungen über manche Gegenstände, Vorfälle und Schriften, welche auf Kultur nähern Einfluß haben, theils nimmt man auch gegen Vergütung, kleine Anfragen ans Publikum, und unentgeldlich, kurze rathgebende Antworten darauf an, die aber beyde blos ins Gebiet der Litteratur, praktischen Moral, Psychologie und Erziehung gehören müssen, wie z. B. welche Schrift über eine gegebene Materie der Erziehung nachzulesen sey, oder ob nicht gegen ein einzelnes Unglück und besondere Fehler Hülfe in Vorschlag gebracht werden könne?

Jedem Schriftsteller, der einen zweckmässigen Aufsatz postfrey einsenden will, bietet man 6 Rthlr., den Louisd'or zu 5 Rthlr. für den gedruckten Bogen: in dem Fall, daß er in den Heften wirklich erscheinet. Für kleine, dichterische, auserlesene Stücke hat man sich, bis ein besserer erfunden seyn wird, den Maaßstab der Schätzung gewählet, daß 10 bis 20 Zeilen als voller Bogen, und 6 bis 8 Zeilen wie ein halber bezahlt werden sollen, wenn sie wirklich

abgedruckt werden. Doch kann bisweilen ein guter Einfall allein 6 Rthlr. gelten, Bezahlung dafür erfolgt bey dem 3ten und 6ten Stükke jedes Jahrs.

Ob es überflüssig sey, das Heer der Schriften dieser Art zu vermehren, — dieß ist eine Frage, welche blos die Güte der Ausführung entscheiden muß.

Pränumeration und frey übersandte Aufträge nimmt die Schmidtsche Handlung zu allen Zeiten an, und die Beförderer dieser Unternehmung werden ersucht, die Anzeige gütigst zu verbreiten.

Wer sich bemühen will, Pränumeranten zu sammlen, bekömmt auf 10 ein, und auf 25 drey freye Exemplare, oder den Werth derselben. Papier und Druck ist wie in der Berliner Monatsschrift.

Die Addresse ist: an die Expedition der monatlichen Hefte zu Hannover. Abzugeben in der Schmidtschen Buchhandlung.

Hannover, den 15ten December 1787.

---

3) Der Emser Kongreß hat nicht allein bey allen teutschen Bischöfen und Höfen, sondern auch bey Auswärtigen starke Sensazionen erweckt. Der päbstliche Hof findet sich dadurch in eine Lage versetzt, die für das adoptirte System seiner Kurialisten von wichtigen Folgen seyn wird, wenn anders das so erwünschliche Konzilium der teutschen Nazion zu Stande kömmt, wo die zu Ems von den vier teutschen Erzbischöffen verabredeten Punkte in reifere Ueberlegung gebracht, und dann von dem gesammten teutschen Episkopat mit oder ohne Modifikazion unterschrieben werden sollen. Viele teutsche Schriftsteller haben es deswegen der Mühe werth geachtet, für und wider die Emser Punkten zu schreiben. Herr Böhmer, dermaliger Professor zu Worms, hat

hat im 2ten Bande seines Magazins ein Verzeichniß der wichtigsten Schriften geliefert, die über den Emser Kongreß herausgekommen sind. Allein noch fehlt ein Werk, das das Ganze in sich begreift, das statt eines Kommentars über die Emser Punkten dienen könnte, und selbe nach ihrem ganzen Umfange in ihr gehöriges Licht setzet. Ein Teutscher, dem teutsche Kirchenfreiheit nahe am Herzen liegt, hat sich entschloßen, seinem Vaterlande so ein Werk vorzulegen. Es führt den Tittel: Patriotische Beyträge zur nähern Aufklärung und Beherzigung der Emser Punkten, herausgegeben von einem Teutschen. Er schmeichelt sich dabey keinen unwichtigen Dienst seiner verehrungswürdigen Nazion damit zu leisten. Sein Plan ist folgender.

Das ganze Werk wird aus vier Bänden bestehen. Der erste Band wird, nebst einer historischen Einleitung von der allmählig steigenden Macht der Päbste, und ihren Eingriffen in die metropolitischen und bischöflichen Rechte, von den dagegen gemachten Widersetzungen und Beschwerden der teutschen Nazion, und von den deswegen eingegangenen Konkordaten, Verträgen, und Versuchen sich des Kurialistischen Joches zu entledigen, und nebst den Abschriften der Emser Punktazion, und der dahin gehörigen Dokumenten, im ersten Abschnitte von der kirchlichen Regierungsform; im zweiten von den Primatsrechten; und im dritten von den bischöflichen Rechten überhaupt handeln. Der zweite Band enthält zwo Abtheilungen. Die erste liefert im I. Abschnitte die Schilderung der teutschen Kirche, wie sie vor Zeiten war und ist; im II. die päbstlichen Rechte in der teutschen Kirche, wie sie Rom dermalen ausübt; im III. die erzbischöflichen Rechte, so wie sie noch in Ausübung sind. Zweyte Abtheilung. I. Abschnitt von den den teutschen Metropoliten rechtmäßig zustehenden Rechten; II. von den den teutschen Bischöf-

schöffen rechtmäßig zustehenden Rechten; III. von den eigentlichen Rechten der Päbste in der teutschen Kirche. Dritter Band, Kaiserliche Rechte in der teutschen Kirche. I. Abschnitt. Regentenrechte in Kirchensachen überhaupt; II. Kaiserliche Rechte in Rücksicht der teutschen Kirche insonderheit, und zwar in Rücksicht der Bisthümer und Abteyen; III. in Rücksicht der Wahlen der Bischöfe und unmittelbaren Aebten; IV. in Rücksicht der Concilien; V. in Rücksicht der päbstlichen Macht in Teutschland. Vierter Band. Widerlegung der wichtigsten Schriften, welche gegen die Emser Punctation herausgekommen sind.

Von diesem Werke soll nun in der nächsten Michaelis-Messe der Erste Band erscheinen. Das Typographische wird eben so ausfallen, wie an des Herrn Professors Dorsch's Beyträgen zum Studium der Philosophie. Da zum Verlage dieses Werks ein grosser Kostenaufwand erfodert wird, und Mancher hieran leicht sein Nachdruckerhandwerk versuchen möchte: so findet man für nöthig, den Pränumerationsweg einzuschlagen. Auf diese Art kostet jeder Band 1 Fl. 12 Kr. rhein. Der Ladenpreiß wird aber 2 Fl. rhein. seyn. Unterzeichnete Handlung hat die Hauptkommission darüber übernommen, an welche also die Pränumerationsgelder, für deren Einnahme nur ein Termin von zwey Monaten bestimmt ist, frey eingesendet werden. An eben dieselbe wenden sich Jene, welche eine Kollecte zu übernehmen die Güte haben wollen. Für ihre Bemühung erhalten sie das eilfte Exemplar frey. Die Namen der Herrn Pränumeranten sollen dem Werke vorgedruckt werden, und aus dieser Absicht bittet man, solche leserlich zu schreiben. Uebrigens ersucht man alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen, und die Herrn Herausgeber periodischer Schriften,

diese

diese Ankündigung bekannter zu machen. Frankfurt in der Ostermesse 1788.

Hermannische Buchhandlung.

(Folgende apologetische Erklärung des Hrn. B. v. Hirschischen wird, auf dessen Ersuchen, ohne Theilnehmung an dem Gegenstande seines Streites mit Thomas Acatholicus hier eingerückt).

Daß Thomas Akatholikus und dessen Gehülfen, mich nicht allein in der Berlinischen Monathsschrift, sondern auch in den mehresten Journälen, gelehrten Zeitungen, fast möcht ich sagen, von allen Seiten heftig, oft aufs ehrenrührigste angegriffen, ja daß Thomas Acatholicus auch sogar in der ersten gelehrten Hallischen Zeitung vorigen Jahres mich mit einem Kagliostro vergleichet, den fast jedermann vor einen Betrüger hält, den selbst er nie anders nennt, als den Betrüger Kagliostro, das alles ist weltkundig. Daß aber die Verfasser der Berl. Monathsschrift beynahe nie meine Vertheidigung angenommen; auf wiederhohltes Bitten nachstehende Zeugnisse nie in die Berl. Monathsschrift haben einrücken lassen, ja daß sogar nachdem sie bereits von Vielen gelesen worden, dennoch Thom. Acatholicus gleich darauf in die besagten Monathsschrift hereinsetzen ließe, daß kein einziger durch das Luftsalz gerettet worden wäre, ja gleich darauf wieder darinnen schrieb, daß nun gottlob die Sache mit dem Hirschischen Luftsalzwasser sich ihrem Ende nähere, indem nunmehro jedermann von der geringen Wirksamkeit desselben überzeugt wäre. — Kühn genug war Thom. Acatholicus dieses zu behaupten, selbst zu der Zeit, da diese Zeugnisse schon wirklich öffentlich gedruckt und in je-

jedermanns Händen waren. Daß Thom. Acatholicus sogar einmal sich über Herrn. D. Semler ganz ausserordentlich lustig machte, daß er nunmehr drey Hefte über das Hirschische Luftsalzwasser geschrieben, und zum grösten Erstaunen, auch nicht einen Fall angeführet, wo es geholfen hätte. Mancher Leser, sagte Thom. Acatholicus, wird glauben ich spaße, gleichwohl ist es mehr als allzu wahr, und nun berief er sich auf D. Semlers Schrift selbst, und doch stehet in der von ihm angezogenen Schrift 1) ein Briefchen von einem gewissen Beerens aus Westphalen, der dem D. Semler meldet, daß er mit dem Hirschischen Luft-Salz-Wasser einen Hypochondristen und einen Wassersüchtigen, dem schon das Wasser selbst in den Augenliedern gewesen, obgleich beyde von den geschicktesten Aerzten aufgegeben, den einen in sechs, den andern in vier Wochen gänzlich hergestellt, 2) ein Brief von einem Ungenannten, der den D. Semler bittet, sich des Hirschischen Luftsalzwassers, und der gerechten Sache ferner anzunehmen, indem er sich und viele Menschen vorzüglich aber seine und andere Kinder von der Angina gangrenosa gerettet, daß kein einziges der er das Luft-Salz-Wasser gegeben, an erwähnter Krankheit gestorben, obgleich so viele andere von demselben wären hingeraft worden. — Daß Thom. Acatholicus alle diese Partheylichkeiten und noch mehr als ich jetzt nachsagen kann, an mir begangen, das eben, sage ich, wissen sehr wenige Menschen, und noch weit wenigere, daß eben in dem Laufe meiner besten Berlinischen Kuren ich auf eine bloße Klage des D. Oppenheimer, obgleich der erste Bericht von Hrn. Geneneral Chir. Theden, und der vom Regim. Feldscher Benesse schon ans Ober-Collegium eingegangen war, dennoch von diesem Collegio, ohne daß ich nur im Mindesten wegen dieser Klage war befragt worden, ob sie wahr oder nicht wahr? bey Fiskalischer Strafe bedroht

wurde,

wurde, keinem meiner Kranken, selbst denen, die ich mit dessen Erlaubniß in der Kur hatte, ferner Arzeney zu geben, Selbst dem Herrn Lieutenant von Oppen, dem ersten von dem Artillerie Corps in Berlin nicht, obgleich er ein halb Jahr vorher ehe er meine Arzeney brauchte, nicht ausgienge, jetzt aber schon Wachen thut; dieses alles schrieb Theden selbst an das Ober-Collegium Medicum, und daß er ihm nicht hätte helfen können. Indessen wissen doch alles dieses wenigstens einige Menschen, aber das was mir der General-Chirurgus Theden, der alte redliche Teutsche (so scheint er doch jedem) selbst nachher gethan hat, das weiß, die Hauptsache wenigstens, nur Gott allein. Er sey Richter zwischen uns beyden. Er strafe den Frevler, sey er von uns beyden wer er wolle, hart, in meiner so gut wie in seiner bald heran nahenden Sterbestunde, wo der Flor von unseren Augen wegfällt, wo alle groß aussehende Plane, aller Schimmer und Flitterstaat verschwindet, und wir oft die Welt zum ersten mahle vor das ansehen, was sie wirklich ist. Jedoch von allen Kabalen und Intrigen zu reden, wie alle vier Partheyen, obgleich eine mit der andern gar nicht passend in ihrem Systeme, beständig gegen einander arbeitend dennoch aus eignem Interesse wider mich agirten, davon jetzt noch weitläuftiger zu reden, dazu ist noch nicht Zeit und hier nicht Raum. Vor der Hand will ich hier nur nachstehende Zeugnisse drucken lassen, von denen ich in Berlin fünf mal Stücke habe öffentlich gratis austheilen lassen. Alle hier laut den Zeugnissen gesund gewordene sieben Personen haben zusammen eingenommen, 1. Pfund 13 Loth 206 Gran. Wäre nun meine Arzeney Glauber- oder Bittersalz und Urin, wie Thom. Acatholicus fälschlich überall ausposaunet hat, wie hätte sie diese großen Kuren thun können? und könnten das diese bekannten Salze bewirken, wozu vors 1) brauchen es die Aerzte nicht mehr? aber vors 2) wieviel Pfunde

hätten

hätten alsdenn diese sieben Kranke verschlucken müssen, da es bekannt ist, daß man davon jeden Tag 2 Loth wenigstens und also in 16 Tagen schon 1 Pfund einnehmen muß?

Endlich mache auch hiemit dem Publico bekannt daß dieses Luftsalz in Pulvern zu 24 Doses à 2 Thl. und ein Gebrauchbuch à 3 Gr. in Golde, zu Leipzig in der Konradischen Handlung, (wer sein Geld postfrey einsendet) zu haben ist, bey meinem Obercommissionair Hr. Georg Friedr. Freudenheim. Wer aber an mich selbst postfrey 20 Thl. im Golde einsendet, der bekommt vor 25 Thl. in Golde Arzeney, nebst einem Gebrauch-Buch.

Potsdam
den 15ten May
1788.

Leop. B. v. Hirschen.

Hr. Baron von Hirschen wünschte, auch noch die seinem Luftsalzwasser von dem Hrn. Generalchirurgus Theden, Hrn. Regiments-Feldscherer Bonesse u. a. im Jahr 1786 und 87. ertheilte sehr vortheilhafte (schon besonders gedrukte) Zeugnisse hier wieder abgedrukt zu sehen: es muß aber, weil wir den Raum dazu unmöglich erübrigen können, schlechterdings verbeten werden.

d. H.

Der
Teutsche Merkur.

Junius 1788.

I.

Fortsetzung und Beschluß des Nachtrags zur Geschichte des Adepten, Nikolaus Flamel.

Das Resultat meiner, (in dem vorgehenden Stücke des T. M.) über den angeblichen Adepten Nikolaus Flamel angestellten Betrachtungen ist also: daß er vielleicht, wie so viele andere schaale Köpfe seiner Zeit, ein Liebhaber der Alchymie gewesen, und zufälliger Weise zum Besitz eines mit alchymistischen Hieroglyphen und eben so geheimnißvollen Erklärungen derselben angefüllten Manuscripts, das irgend einen jüdischen Kabbalisten zum Urheber haben mochte, gekommen sey — daß er sich dieses unverständlichen Buches bedient habe, um die Meynung, als habe er sein ansehnliches Vermögen durch Entdeckung des Philosophischen Steins erlangt, — von sich zu erwecken, und durch diese List dem Verdachte daß er durch unrichtige

Wege zu seinem Reichthum gekommen sey, und den weiteren Nachfragen und Untersuchungen die daher hätten entstehen können, vorzubeugen — daß die wahre Quelle seines Vermögens vermuthlich in seinen geheimen Connexionen mit Juden, und in irgend einem glücklichen Zufalle, den er sich, vielleicht mit einer probabeln Meynung, nicht unrecht daran zu thun, vielleicht auch mittelst einer sich selbst ertheilten Dispensation von den Gesetzen der stricten Gerechtigkeit und Ehrlichkeit, zu Nutze gemacht, zu suchen, und also seine ganze umständliche Erzählung -- durch was für eine wunderbare Fügung Gottes und des heil. Sankt Jago von Compostell er unverhofft zum Besitze des gebenedeyten Steins gelangt sey, — trotz ihrer angerühmten Einfalt, für ein bloßes, absichtlich von ihm erdichtetes Mährchen zu halten sey.

Die Gründe, womit man der Ehrlichkeit des guten Flamels hat zu Hülfe kommen wollen, scheinen mir von keiner Erheblichkeit zu seyn. Er erzählt alles mit einer so treuherzigen Einfalt, sagt man. Dies war überhaupt der Ton seiner Zeit, und ein guter Theil davon liegt in der damaligen Sprache. Die abenteuerlichsten Wundergeschichten, Ammenmährchen und Rittermährchen, überschleichen in dieser Sprache, durch diesen Ton, unsere Gutherzigkeit; und läßt nicht schon der alte Vater Homer seinen Ulysses den gastfreyen Phäaziern oder Fajacken (wenn man lieber will) seine

seine Lästrigonen- und Cyklopengeschichten, seine Mährchen von der schönen Circe, von den Sirenen, von den Sonnenrindern, die im Kessel und am Bratspieße wieder lebendig werden, u. s. w. mit einer eben so einfältigen Miene, in eben dem treuherzigen Ton eines arglosen Augenzeugen, dem man keine Lüge zutraut, erzählen? Thun dies nicht, von Homer an, alle Dichter die ihre Kunst verstehen? Flamel war zwar kein Poet, (wiewohl man ihn in mehrern Wörterbüchern als einen berühmten Poeten *), Philosophus und Mathematicus seiner Zeit aufgeführt findet) aber warum sollte er das, was die Dichter, um uns zu unserm Vergnügen zu täuschen, thun, nicht haben thun können, um sich selbst zu nützen oder vor Schaden zu bewahren?

Mit eben so weniger Wirkung, däucht mich, hat man den historischen Beweis des Lenglet du Fresnoy, daß Flamel nicht von der Vertreibung der Juden aus Frankreich profitirt haben könne, geltend zu machen gesucht; denn dieser hebt die Möglichkeit nicht auf, daß Flamel nicht auf irgend eine andere Art Mittel gefunden haben könne, jüdische Reichthümer heimlich an sich zu bringen; und ich glaube die Möglichkeit, wie dies bey dem Aufstand der Pariser im Jahre

 1393

*) Die Litterateurs die ihn mit diesem Namen beehren, gründen vermuthlich sein Recht an denselben darauf, daß das unverständliche alchymistische Tractätlein Sommaire philosophique genannt (welches unter Flamels Nahmen geht) in elenden Reimen geschrieben ist.

1393 der Fall seyn konnte, hinlänglich gezeigt zu haben.

Gesezt aber auch es fände sich über lang oder kurz ein historischer Beweis, daß Flamel schon im J. 1380 oder noch früher zum Besitz seines geheimnißvollen Reichthums gekommen wäre, so würde sein Mährchen dadurch nicht um ein Haar glaubwürdiger werden. Ehe man sich für genöthigt halten kann, ihm zu glauben daß er durch den Stein der Weisen reich worden sey, müßte erst bewiesen seyn, daß von allen andern möglichen Wegen, wie er es werden konnte, keiner wirklich habe statt finden können. Um nur noch eines einzigen zu erwähnen: Wäre es nicht möglich daß er einen Schatz in seinem Hause gefunden hätte, der seit König Philipp-Augusts Zeiten in seinem Keller vergraben seyn konnte? Konnte dieses Haus damals nicht von reichen Juden bewohnt worden seyn? Konnten sie nicht, da sie zu einer eilfertigen Flucht genöthigt waren, den größten Theil ihres baaren Geldes und Silbers in der Eile vergraben haben, und in der Folge durch tausenderley Zufälle in ihrer Hofnung, diesen Schatz in irgend einem günstigen Augenblik wieder zu erheben, betrogen worden seyn? — Ich sehe in allem diesem nichts unmögliches. Aber, bliebe zulezt auch nichts anderes übrig, als den frommen und wohlthätigen Flamel noch vierhundert Jahre nach seinem seligen Abscheiden der heimlichen Ermordung irgend eines reichen Hebräers, oder eines jeden andern

mögli-

möglichen Verbrechens wodurch man reich werden kann, zu beschuldigen: so würde ich mich, ohne Bedenken und meiner Menschenliebe unbeschadet, weit eher dazu entschließen, als mir so ein Mährchen weiß machen zu lassen, wie das Flamellische ist. Ein Mensch kann ein Betrüger, ein Heuchler, ein unseliges Mittelding von Devotion, Geiz und Wollust, ein Dieb oder ein Meuchelmörder seyn; davon hat man unläugbare Beyspiele ohne Zahl: aber daß ein Mensch mit Hülfe eines Pülverchens oder einer Tinktur Quecksilber in Silber, nnd Silber in Gold verwandelt habe, davon hat man kein einziges unläugbares Beyspiel, und es kann also für Leute, die nach den Gesetzen der Vernunft urtheilen, gar keine Frage seyn, ob einer, der sich für einen Adepten ausgiebt, ein Betrüger sey oder nicht?

Von dieser Seite möchte also wohl dem guten Nikolaus Flamel — welchen Gott nebst seiner lieben verschwiegenen Frau Pernelle selig haben wolle! — nicht zu helfen seyn. Aber was sollen wir zu dem neuen und wunderbaren Zeugen sagen, den der berühmte Wanderer Paul Lukas, dreyhundert Jahre nach Flamels allgemein geglaubten Tode, mitten in Natolien aufstehen, und die Wahrheit des Flamellischen Mährchens nicht nur in allen seinen Hauptstücken bestättigen, sondern sogar noch durch Zusätze, die das Wunderbare desselben auf die höchste Spitze des Unglaublichen treiben, vermehren und verschönern läßt? Die Sache ist in der That sehr sonderbar!

 Oder

Oder sollte es nicht seltsam genug seyn, daß ein gelehrter Arzt, den Ludwig XIV. in der Levante reisen läßt um alte Münzen und Manuscripte aufzusuchen, auf seiner zweyten Reise, den 9ten Julius 1705. zu Burnus Baschi bey Brussa, in einem Kiosk neben einer kleinen Moschee, einen Derwisch aus dem Lande der Usbekischen Tatarn finden muß, der, ohne jemals in Frankreich gewesen zu seyn, von der ganzen Wundergeschichte eines schon im Jahr 1413 verstorbenen Parisischen Bürgers, so gut (und noch besser, wie wir sehen werden,) unterrichtet ist, als es ein Liebhaber der abenteuerlichen und fabelhaften Fächer der Litteratur mitten in Paris seyn kann?

Nach unsern gewöhnlichen Begriffen von den Türkischen Derwischen, die wir uns als der europäischen Sprachen wenig kundige und mit unsrer Geschichte und Litteratur ganz unbekannte Leute vorzustellen pflegen, muß uns diese Begebenheit ganz unglaublich scheinen. Aber das ist noch nichts! Der Usbeckische Derwisch ist auf die simpelste und natürlichste Weise von der Welt zu seinen Kenntnissen von der Person und Geschichte des alten Parisischen Adepten gekommen — denn kurz und gut, er hat sie aus seinem eigenen Munde; er kennt Flameln und Frau Pernellen von Person, sie leben noch, sie befinden sich wirklich in Ostindien, Flamel ist einer seiner vertrautesten Freunde, und es sind kaum drey Jahre, seitdem er ihn zum leztenmal gespro-

sprochen hat. „— Noch mehr! —“ Flamel, als einer von den auserwählten Weisen, die des dreymal großen gebenedeyten Geheimnisses des philosophischen Steines theilhaftig gemacht worden sind, besizt in ihm auch die berühmte Jugendquelle (Fontaine de jouvence) oder das Mittel sein Leben in einer Art fortdauernder Jugend Tausend Jahre lang zu erhalten; er ist jezt, da ich dieses schreibe, noch nicht völlig fünfhundert Jahr alt; und, da die Weisen seines gleichen nach und nach auf den ganzen Erdboden herumkommen, und von Zeit zu Zeit Zusammenkünfte bald an diesem bald an jenem Orte mit einander abreden: so sehe ich nicht, warum Brussa hierin vor Weimar etwas voraus haben sollte? und warum nicht mir selbst noch das Vergnügen aufbehalten seyn könnte, den weisen Flamel und seine discrete Frau Pernelle persönlich kennen zu lernen, und dadurch von meinem unglücklichen Unglauben an die heilige Kabbala, den Stein der Weisen, den Siegelring Salomons, und alle Jugendquellen, Medeenkessel, Fortunatushütchen und Oberonshörner, von der Wurzel aus geheilt zu werden.

Indessen, und bis dieser glückliche Tag anbrechen wird, ist es sehr natürlich, daß man sich eine so wunderbare Sache, wie die Erzählung des Usbischen Derwisch im zwölften Capitel des ersten Theils von Paul Lucas zweyter Reise, auf irgend eine begreifliche Art zu erklären sucht.

Die erste Vermuthung, die einem Leser, dem die Vernunft nun einmal in den Kopf gesetzt hat, daß alles Wunderbare in der Welt natürlich zugehe, einfallen muß, ist: ob Herr Paul Lucas (übrigens allen seinen Ehren unbeschadet) diese ganze Geschichte nicht etwa bloß zum Spaß, und um den Menschenverstand seiner Leser auf die Probe zu setzen, erfunden habe?

Wahr ists, Paul Lucas passirt sonst (wie der Ungenannte zu bemerken nicht unterlassen hat) — troß dem gerechten Vorurtheil, welches alle Erzähler, die aus fernen Landen kommen, gegen sich haben, — für einen der ehrlichsten und glaubwürdigsten Reisebeschreiber. Aber freylich könnte eine so unglaubliche Erzählung, wie diese, die Ehrlichkeit eines Heiligen verdächtig machen! Die Glaubwürdigkeit eines Mannes entsteht ja eben daher, wenn er, wenigstens als Augenzeuge, lauter glaubliche Dinge erzählt.

Ich möchte nicht auf mich nehmen zu behaupten, daß Paul Lucas von der fast allgemeinen Schwachheit gereister Leute, das gesehene zu vergrößern und gern unerhörte Dinge zu erzählen, immer so ganz frey geblieben sey. Um nur ein paar Proben anzuführen, wer wird nicht die Erzählung von der ungeheuren Menge von Pyramiden übertrieben finden, die er zu Jurcup-Estant in dem Karamanischen District Kaiserie gefunden zu haben versichert? Jede dieser Pyramiden (sagt er) ist aus einem ganzen Felsen gehauen und inwendig

wendig so ausgehölt, daß sie eine schöne Thür zum Eingange, eine schöne Treppe, und verschiedene Gemächer übereinander hat, die durch große Fenster erleuchtet werden. Diese sonderbaren Gebäude sind in dieser Gegend, zu beyden Seiten der Berge zwischen welchen der Irmak (Iris) fließt, einige Meilen von Hadschi-Bestasche, in unzählicher Menge zu sehen. Viele schienen unserm Wanderer noch gar nicht ausgehöhlt, viele zwar angefangen aber unvollendet. Er versichert, es wären ihrer nur auf der Seite des Gebürges, durch welche seine Karawane gezogen, über zwanzig Tausend, und man hätte ihm gesagt, daß auf der andern Seite, und in der Gegend von Jurkup-Casabas, noch weit mehrere zu sehen wären. Kann etwas unglaublicheres seyn als eine so ungeheure Menge zu ordentlichen Wohnungen ausgehauener Pyramiden, (die doch wahrlich nicht wie Pilze aus der Erde haben gewachsen seyn können), von denen weder in irgend einem alten Autor noch in einem andern Reisebericht die geringste Spur zu finden ist? Es möchte hingehen, wenn er sie in der großen Syrischen Wüste entdeckt hätte: aber in einem so bekannten Lande, wie das alte Cappadozien! Gleichwohl, da Paul Lucas sie mit eignen Augen gesehen zu haben versichert, so müssen sie da seyn; nur von der Anzahl, die sich nach seiner Angabe über 50000 belauffen mußte, dürfte doch wohl eine Nulle wenigstens abgehen? Fünftausend solche pyramidalische Felsenhäuser machen noch immer eine

 anseh=

ansehnliche Menge aus; und bey der eilfertigen und äusserst flüchtigen Art, wie er sie sah (da die Karawane ihm zugefallen nicht stillhalten und ihm nicht einmal sich von ihr zu entfernen erlauben wollte) hätte er doch in die Rechnung seiner Augen einiges Mißtrauen setzen sollen. Eben so zuversichtlich sagt er im 12ten Cap. des 2ten Theiles von den Löwen, deren es eine große Menge in einem gewissen Walde zwischen Momette und Tunis gebe: die Einwohner des Landes erzählten von diesen Löwen Geschichten, die ganz fabelhaft und unglaublich schienen; aber dies sey gewiß, daß die Weiber dieser Gegenden die Gabe hätten, diese Löwen durch bloßes Schimpfen (en leur disant des injures) in die Flucht zu jagen. Noch an einem andern Orte sagt er uns mit der treuherzigsten Mine von der Welt: ein (armenischer) Bürger von Isnik (Nicäa) habe ihm etwas sehr ausserordentliches erzählt, das sich auf dem See (ehemals Askanios genannt) an welchem diese Stadt liegt, zur Zeit der ersten Nicäischen Kirchenversamlung zugetragen habe. Unter der großen Anzahl von Bischöffen, die zu derselben aus allen Enden der christlichen Welt zusammen kamen, befand sich auch ein Armenischer, der überaus arm, sonst aber ein sehr tugendhafter und heiliger Mann war, und sogar im Rufe stand, daß er Wunder thue. Der größere Theil der übrigen heiligen Väter des Conciliums waren zwar keine Leute, die sich des Wunderthuns anmaßten; dafür machten sie hingegen einen bessern Aufzug als ihr Armeni-

menischer Confrater, waren aber doch schlechtdenkend genug, ihm die Wundergabe, die er vor ihnen voraus hatte, zu mißgönnen, und ihn bey allen Gelegenheiten mit seiner Armuth und mit seinen Mirakeln aufzuziehen. Der gute Bischoff war bey aller seiner Frömmigkeit und Demuth doch gegen diese Spöttereyen nicht gleichgültig; und da es die hochwürdigsten Herren gar zu arg machten, gieng ihm endlich die Geduld aus, und er beschloß bey sich selbst, sie auf eine Art zu prostituiren, daß sie ihn künftig wohl ungeneckt lassen sollten. Und was that nun der heilige Mann? Eines Tages, da der größte Theil der Bischöffe am Ufer des Sees beysammen waren, nahm er einen Pflug, setzte ihn aufs Wasser, spannte ein paar Ochsen davor, und fuhr damit vor ihrer aller Augen ganz gelassen, wie ein Bauer der sein Feld pflügt, über den See hin und her. Man kann sich vorstellen, ob die Herren Confratres große Augen machten. Nun, hochwürdige Herren (sagte er zu ihnen, da er seinen Pflug wieder ans Land geführt hatte) ich habe gepflügt, geht ihr nun hin und säet, indeß ich hier ein wenig ausruhe. — Das mußten die Herren nun wohl bleiben lassen! Aber das Wunder des heiligen Bischoffs brachte doch die gute Frucht, daß sie sich schämten eines solchen Mannes gespottet zu haben, ihn um Verzeihung baten, und ihm von Stund an mit größter Ehrerbietung begegneten. — Und so eine Historie erzählt Paul Lucas ohne nur den Mund zu verziehen!

Er sagt zwar nicht, daß er sie für wahr halte, aber er findet sie doch auch nur sehr ausserordentlich; und man sieht es ihm ordentlich an, daß er sie recht gerne glauben möchte, wenn er es nur irgend möglich zu machen wüßte.

Indessen beweiset doch das alles nichts gegen seine Ehrlichkeit. Das schlimmste, was sich daraus folgern ließe, wäre: daß Paul Lucas ein Mann war, der allenfalls noch wohl betrogen werden konnte, aber nicht daß er eines Vorsatzes seine Leser zu betrügen fähig war. Und warum hätte er ihnen einen solchen Bären aufbinden wollen? Was konnte er für einen Vortheil davon haben? — Ersten Blickes wenigstens läßt sich keiner absehen. Daß er aber aus bloßer Schalkheit, bloß um die Leichtgläubigen zum besten zu haben, so etwas ersonnen und auf eine so ernsthafte Art vorgetragen haben sollte, ihm dies zu zutrauen, dazu finden wir uns auch nicht durch den mindesten Zug in allen seinen Schriften berechtigt.

Wir sehen uns also genöthigt, statt seiner den Usbeckischen Derwischen in eine etwas schärfere Untersuchung zu nehmen. Daß P. Lucas zufälliger Weise zu Brussa mit ihm bekannt wurde, und alles das aus seinem Munde hörte, was er uns als Ohrenzeuge berichtet, hat (wie wir Ursache haben zu glauben) seine Richtigkeit: der Lügner, der Betrüger ist also der Derwisch. — Aber wer war dieser Derwisch? Wie kam er zu seiner Kentniß

niß von Flameln? Und was für Bewegungsgründe konnte er wohl haben, dem ehrlichen Paul ein so unsinniges Mährchen mit solcher Dreistigkeit als die gewisseste Sache von der Welt aufhängen zu wollen?

Der Usbeckische Derwisch war, nach allem was unser Wanderer von ihm berichtet, ein Derwisch, wie es wenige in der Welt giebt. Auch sein Aeusserliches, sagt Lucas, war in der That ausserordentlich; doch meldet er uns nicht, worinn dies ausserordentliche bestanden habe. Er schien nicht über dreyßig Jahre alt zu seyn, und sprach, wie es scheint, Latein, Spanisch, Italienisch und Französisch mit gleicher Fertigkeit: das letztere wie ein gebohrner Pariser, wiewohl er nie in Frankrich gewesen zu seyn versicherte. — Sollte dieser Usbeckische Derwisch am Ende wohl gar ein Europäischer — vielleicht ein mitten in Frankreich gebohrner Derwisch gewesen seyn? Wenigstens müßte er mir einen sehr beglaubten Geburtsbrief vorweisen, wenn ich ihn für einen gebohrnen Usbecker halten sollte! Bey dem Gegenbesuche, den der Derwisch dem Paul Lucas gab, theilte er ihm sehr schöne Sachen über die Arzeneywissenschaft mit (ich übersetze hier absichtlich von Wort zu Wort, weil diese Redensart für uns Leser — Nichts sagt) und versprach ihm in der Folge noch mehrere. Aber, setzte er hinzu: „dies erfodert gewisse Vorbe„reitungen von Ihrer Seite, und ich hoffe sie werden „noch einst des Lichtes fähig werden, welches ich über

ihren

ihren Verstand ausgießen kann *). Man bemerke diese Erregung unbestimmter Hofnungen — und besonders die Vorbereitungen, die dazu nöthig sind, um des Lichts und der Aufschlüsse, die ihm der Derwisch geben kann, empfänglich zu werden.

Natürlicherweise wurde die Aufmerksamkeit unsers Reisenden durch diese Reden verdoppelt. Es war also schicklich, ihm allmählich mehr zu sagen. Der Derwisch sprach ihm von den großen Reisen, die er gethan habe, auf eine Art, woraus Lucas schließen mußte, daß dieser Mann, dem er kaum dreissig Jahre gab, schon über hundert seyn müsse. — Ich sehe Paul Lucassen immer größere Augen machen: dafür wird ihm auch immer mehr Licht gegeben! — Es sind unsrer sieben Freunde, fährt der Derwisch fort, die in der Absicht immer vollkommner zu werden die Welt durchstreichen **). So oft wir uns trennen, bestellen wir einander nach zwanzig Jahren an einen gewissen Ort, wo wir wieder zusammen kommen. Diesmal ist es Brussa; viere von uns sind bereits da, und wir erwarten täglich die beyden übrigen."

Paul

*) J'espere que Vous serez quelque jour en état de profiter des lumieres que je suis en état de repandre dans votre entendement.

**) Die Absicht läßt sich hören, aber das Mittel dazu möchte nicht das sicherste seyn.

Paul Lucas bemerkte ein solches Einverständniß unter den vier Derwischen, daß man wohl sahe, es „sey kein Zufall, sondern eine langwierige Bekannt„schaft, was sie hier zusammengebracht habe". — Diese sonderbaren Menschen machten also, wie man sieht, einen geheimen Orden von einer sehr merkwürdigen Art aus. Daß sie in Brussa in Gestalt mahomedanischer Derwische erscheinen, muß uns nicht irre machen. Was den Mönch macht, ist nicht die Kutte.

Die Conversation zwischen dem Usbeckischen Derwisch und unserm neugierigen Reisenden wird immer interessanter; sie gerathen auf Alchymie und Kabbala, und Lucas (der noch immer nicht merkt mit wem er's zu thun hat) sagt ihm in der Unschuld seines Herzens: diese Wissenschaften, und besonders den Stein der Weisen, passierten in Europa bey vielen Leuten für sehr chimärische Dinge.

Das war Wasser auf die Mühle des Derwischen. Nach seiner Philosophie war gerade die höchste, die einzige diesen Nahmen verdienende Philosophie in der Kabbala und in der Wissenschaft, die zum Besitz des Steines der Weisen führt, eingeschlossen — kurz, er war, wie man es nennen will, ein Magischer oder Theurgischer oder Hermetischer Philosoph, und ein Adept in dieser übernatürlichen Philosophie, folglich ein herzlicher Verächter aller Wissenschaften, die sich auf allgemeine Erfahrung, Beobachtung, Experimente, Messen,

sen, Rechnen, und vernunftmäßige Combinationen gründen. Als ein solcher erklärt er sich nun auch gegen unsern Mann in ziemlich derben Ausdrücken, und giebt deutlich zu verstehen, daß Philosophen, die von der Vernunft gegängelt zu werden nöthig haben, in seinem Urtheil nur unwissender Pöbel sind, deren blöde Augen das Licht des wahren Weisen nicht ertragen können. „Der ächte Weise, sagt er, ist der einzige Mensch, dem „es zukommt sich des philosophierens anzumaßen. Er „hängt durch nichts an der Welt. Er sieht alles um „sich her sterben und wieder gebohren werden, ohne „sich im mindesten darum zu bekümmern. Er kann „sich größere Reichthümer verschaffen, als die grösten „Könige je gehabt haben: aber er tritt das alles unter „seine Füße, und diese großmüthige Verachtung giebt „ihm in der Dürftigkeit selbst eine Größe, die ihn „über alle Zufälle erhebt."

Man kennt diese Sprache — es ist das alte Rothwelsch aller Goldmacher, Kabbalisten, Hermesschüler, Magier, kurz aller angeblicher Wiederhersteller der Menschheit in ihre ursprüngliche Vorrechte — d. i. in das Vermögen der ganzen Natur zu gebieten, die Sprache aller Thiere zu verstehen, sich die Geister gewogen oder dienstbar zu machen, tausend Jahre alt zu werden, an Einem Tage zu Paris und zu Cairo zu seyn, sich unsichtbar zu machen, zu fliegen, auf dem Wasser zu gehen u. s. w. Das seltsame ist nur, daß

sol-

solche Rodomontaden einem sonst so verständigen Manne, wie Paul Lucas nicht stärker auffielen. Mit allem dem, meynte er, wieviel der Weise auch vor uns gemeinen Mnschen voraus haben möchte, müsse er doch wenigstens so gut wie andere Leute sterben. — Man sieht wohl, erwiederte der Derwisch, daß Sie noch nie keinen wahren Philosophen gesehen haben" — und nun bewies er ihm, das natürliche Alter, das dem Menschen von Anfang an bestimmt gewesen, sey kein geringerer Zeitraum als tausend Jahre; und dieses hohe Alter zu erreichen, sey eines der Vorrechte der Besitzer des Steines der Weisen, in welchem die wahre Medicin liege, durch die der Mensch nicht nur alles, was das Temperament seiner Natur in Unordnung bringen und zerstören kann, von sich entferne, sondern überhaupt alle die Kenntnisse erhalte, welche Gott in den Verstand des ersten Menschen gelegt hatte, und deren dieser durch den Mißbrauch seiner Vernunft verlustig geworden sey.

Aber, wendete Lucas ein, unser berühmter Flamel besaß diesen Stein auch, und gleichwohl ist es eine ausgemachte Sache, daß er gestorben und begraben ist wie sichs gebührt. Der Derwisch lachte über die Einfalt des guten Lucas, der sich einbilden konnte ein Mann wie Flamel sey gestorben wie jeder andre gemeine Erdensohn. Da ich ihm schon beynahe alles, was er bisher gesagt hatte, glaubte, (spricht unser Wanderer naiv ge-

 nug)

nug) so erstaunte ich über alle maaßen, wie ich ihn an dem von mir behaupteten Tode Flamels zweifeln sah — das heist auf gut teutsch: ich fieng an zu glauben, Flamel könnte am Ende doch wohl nicht gestorben seyn.

Der Derwisch las in der Seele des ehrlichen Lucas. Du bist also wirklich, sagte er lachend, so treuherzig und glaubst Flamel sey gestorben? — Man bemerke dieses Lachen! Es gehört mit zum Costum dieser dreisten Gattung von Betrügern, über die simpelsten Aeußerungen des gemeinen Menschenverstandes, wenn sie mit ihren absurden Behauptungen im Widerspruch stehen, ein mitleidig spöttisches Gelächter zu erheben, und durch diesen äussersten Grad der Unverschämtheit schwache Seelen so zu überraschen, daß sie zweifelhaft werden, ob sie, indem sie bloß der gesunden Vernunft gemäß sprechen, nicht etwa gar eine Sottise gesagt haben könnten.

Du glaubst also, fuhr der Derwisch fort, Flamel sey gestorben? Da irrst du dich sehr. Er lebt noch stark, es sind kaum drey Jahre, seit ich ihn und seine Frau in Indien gesehen habe, er ist einer meiner besten Freunde — Der Derwisch war im Begriff, ihm sogar die Zeit zu nennen, da er und Flamel zuerst mit einander bekannt worden seyen: aber er hielt auf einmal wieder an sich *), um ihn vor allen Dingen mit

*) Warum das? Vermuthlich weil er nicht **zuviel Licht** auf einmahl in Lucassens Verstand fallen lassen wollte. Es war schon

mit der wahren Geschichte des französischen Adepten bekannt zu machen. Was jetzt folget verdient die größte Aufmerksamkeit, weil es uns vielleicht auf die Spur, und dem Geheimniß der Person des Usbeckischen Derwisch näher bringen wird.

„Unsrer Weisen, sprach er, sind zwar nur wenige in der Welt, aber sie finden sich unter allen Secten, und haben in dieser Rücksicht wenig vor einander zum Voraus. Zu Flamels Zeit war einer von ihnen der Jüdischen Religion zugethan. In seinen jüngern Jahren *) hatte er sich eine Angelegenheit daraus gemacht, die Abkömmlinge seiner Brüder nicht aus dem Gesichte zu verlieren, und da er wußte, daß die meisten sich in Frankreich niedergelassen hatten, so brachte ihn sein Verlangen sie zu besuchen dahin, daß er sich von uns trennte **) um diese Reise zu machen. Wir thaten

 unser

schon genug, daß er sich ihm als einen Wundermann, als einen wahren Weisen und Adepten, gezeigt hatte: alles übrige mußte noch unter einem geheimnißvollen Schleyer verborgen gehalten werden — denn es gehörten ja **Vorbereitungen**, vermuthlich auch **Prüfungen** dazu, bis Paul Lucas zum Anschauen des vollen Lichtes zugelassen werden konnte.

*) D. i. in den ersten **Jahrhunderten** seines Lebens.

) Unser Usbeckischer Derwisch war also auch dabey? wie sorgfältig er ist, das was er nicht **geradezu heraussagen will, doch so handgreiflich zu verstehen zu geben, daß man ihm eine deutlichere Erklärung gern erläßt!

unser möglichstes ihn davon abzuhalten *), und er stand verschiedene male auf unsern Rath von seinem Vorhaben ab. Endlich aber gewann sein gar zu heftiges Verlangen nach dieser Reise dennoch die Oberhand, und er verließ uns, jedoch mit dem Versprechen, sobald als immer möglich wieder bey uns zu seyn. Er kam nach Paris, welches schon damals, wie jetzt, die Hauptstadt des Reiches war. Er fand, daß die Nachkömmlinge seines Vaters unter der dortigen Judenschaft in großem Ansehen standen; und unter andern lernte er auch einen Rabiner seines Stammes kennen, der die wahre Philosophie suchte und an dem großen Werke (dem Stein der Weisen) arbeitete. Unser Freund ließ sich mit diesem Verwandten in eine vertraute Freundschaft ein, und theilte ihm wichtige Aufschlüsse mit. Da aber die Verfertigung der Materia prima eine langwierige Operation erfodert, so begnügte er sich, die ganze Wissenschaft der Zubereitung des philosophischen Steins schriftlich für ihn aufzusetzen; und um ihn von der Wahrheit dessen was er geschrieben zu überzeugen, machte er in seiner Gegenwart eine Projection von 90 Pfund schlechtem Me-

*) Auch dies ist nicht ohne Absicht. Da diese Reise, (wie die Folge ausweiset) übel für den Jüdischen Adepten ablief, so giebt das so ernstliche Abrathen seiner Ordensbrüder zu erkennen, daß ein gewisser hoher Grad der Divinationskraft mit zu den Vorrechten ihrer erhabenen Gesellschaft gehörte.

Metall, die er in das reinste Gold verwandelte. Der
Rabiner, den diese Operation mit Bewunderung
für unsere Brüder erfüllte, that sein äusserstes um ihn
bey sich zu behalten: aber vergebens, weil dieser sein
uns gegebnes Wort nicht brechen wollte. Da der Ra-
biner nichts über ihn gewinnen konnte, verwandelte
sich seine bisherige Freundschaft in den tödlichsten Haß.
Er faßte den schwarzen Entschluß eines der Lichter
der Welt auszulöschen, und fand Mittel ihn auszu-
führen. Kurz er ermordete den Weisen, und bemäch-
tigte sich seiner Tinkturen und seines ganzen Apparats.
Allein er genoß der Früchte seiner Bosheit nicht lange;
sein Verbrechen ward entdeckt, und da deren noch meh-
rere auf ihn herauskamen, ward er lebendig verbrannt.
Kurz darauf nahm die Verfolgung der Juden zu Pa-
ris ihren Anfang, und sie wurden bekanntermaßen
alle ins Elend gejagt. Flamel, der besser dachte als
seine meisten Mitbürger, hatte kein Bedenken getra-
gen mit einigen Juden gute Freundschaft zu halten,
und passirte bey ihnen für einen Mann von ausgemach-
ter Rechtschaffenheit. Dies war die Ursache, daß ihm
ein Jüdischer Kaufmann seine Handlungsbücher und
sämtliche Papiere anvertraute, in der Ueberzeugung,
daß er keinen schlimmen Gebrauch davon machen und
sie vor dem allgemeinen Brande retten würde. Unter
diesen Papiere waren auch die des vorbesagten Rabi-
ners, und die Bücher unsers Weisen. Vermuthlich
hatte der Kaufmann, der den Kopf von seinen Hand-

 lungs-

lungsgeschäften voll hatte, keine große Aufmerksamkeit auf diese Dinge verwandt. Aber Flamel besah sie genauer, und da er Figuren von Schmelzöfen, Brennkolben und andern solchen Gefäßen darin fand, und mit Recht daraus schloß, daß das große Geheimniß der Weisen darin verborgen seyn könnte; ließ er sich das erste Blatt davon übersetzen (denn die Bücher waren hebräisch) und wie er sich dadurch in seiner Meynung bestärkt fand, gab ihm seine Klugheit folgendes Mittel, um unentdeckt hinter das Geheimniß zu kommen, an die Hand. Er ging nach Spanien, wo es beynahe überall Juden gab, und ließ sich an jedem Orte, wo er hinkam, von einem derselben ein Blatt übersetzen. Als er sich auf diese Art eine Uebersetzung von dem ganzen Buche verschafft hatte, kehrte er nach Paris zurück. Auf der Rückreise machte er sich einen getreuen Freund, und nahm ihn mit, in der Absicht ihm sein Geheimniß zu entdecken, damit er ihm an dem großen Werke arbeiten hälfe: aber eine Krankheit raubte ihm diesen Freund vor der Zeit. Wie er nun zu Paris wieder angekommen war, beschloß er mit seiner Frau zu arbeiten; es gelang ihnen, und da sie dadurch zu unermeßlichem Reichthum gekommen waren, ließen sie verschiedene große öffentliche Gebäude aufführen und bereicherten mehrere Personen. Dies erregte endlich die allgemeine Aufmerksamkeit. Flamel sahe voraus, man werde sich seiner Person versichern, sobald man von ihm glaube, daß er den Stein der Weisen

be-

besitze; und es war nicht zu erwarten, daß man ihm, nach dem Aufsehen das seine großen Schenkungen gemacht hatten, diese Wissenschaft nicht sehr bald zutrauen werde. Er fand also, als ein wahrer Philosoph, dem nichts daran gelegen ist, ob er in der Meynung der Menschen lebt oder todt ist, ein Mittel zu entfliehen, indem er seinen eigenen und seiner Frauen Tod unter die Leute brachte."

Hier fährt der Derwisch fort, die ziemlich romanhafte Art, wie Flamel diesen Gedanken ins Werk gerichtet habe, mit allen den Umständen zu erzählen, die unsern Lesern aus dem Aufsatze des Ungenannten (im April des T. M. 1788. S. 364) noch erinnerlich seyn können. Und dies, setzte er hinzu, ist Flamels wahre Geschichte, und nicht das, was Sie davon glauben, noch das was man thörichter Weise zu Paris davon denkt, wo wenige Personen von der wahren Weisheit Kenntniß haben *).

Bey Vergleichung dieser Erzählung des Derwischen mit derjenigen, die uns der Ungenannte, in dem angezogenen Aufsatze S. 354 — 56. aus Flamels eigener Confession macht, wird man finden, daß sie der leztern nicht nur in vielen wesentlichen Umständen widerspricht, sondern auch, daß sie in einem ganz andern Geiste und zu einer ganz andern Absicht gemacht ist als

*) Also doch einige?

die Flamellische. Der Pariser Bürger wollte sich (wie ich oben ausführlicher gezeigt habe) durch sein Mährchen nur aus einer Verlegenheit helfen; er war so weit entfernt zu besorgen, daß ihm die Entdeckung seiner so wunderbar erlangten geheimen Wissenschaft böse Händel zuziehen werde, daß er sich vielmehr im Gegentheil dadurch sicher zu stellen hoffte. Mit dem Mährchen des Derwischen hingegen hat es eine ganz andere Bewandniß. Er fängt seine Ilias beym Ey der Leda an, und erzählt Flamels Geschichte, die er im Grunde nur als Episode behandelt, wie es seinem System und seiner Absicht gemäß ist, unbekümmert ob sie mit den alten Urkunden, die zu Paris liegen, und ihm vermuthlich eben so unbekannt waren als dem Paul Lucas, zusammen treffen, oder nicht.

Alles was der Usbeckische Derwisch in dieser zweyten Conversation mit unserm Reisebeschreiber von sich, von seinen Brüdern, von Flameln, und von der wahren Philosophie überhaupt gesprochen hat, scheint mir so beschaffen zu seyn, daß auch Ungeweyhte meines gleichen mit dem Geheimnisse seiner Person ziemlich bekannt dadurch werden. — Er ist mit noch sechs andern Adepten auf eine sehr enge Art verbunden. Der noch lebende Flamel ist keiner von diesen Sechsen, ungeachtet er einer seiner vertrautesten Freunde ist.

Sollte dies nicht sehr klüglich von dem Derwischen ausgedacht seyn, damit Lucas nicht auf den ganz natür-

türlichen Einfall kommen könne, seine Ankunft abzu-
warten? — Doch dem sey wie ihm wolle, es giebt
also mehrere solche Weise unter allen Religionspar-
theyen, sie stehen (wie natürlich) in sehr enger Verbin-
dung mit einander, sie sind Brüder. Das was sie zu
den ausserordentlichen Menschen macht, die sie sind, ist,
daß sie sich im Besitze der wahren Philosophie befin-
den. Diese Philosophie ist auf die Kabbalistische Theo-
rie vom Menschen, nemlich auf den Grundbegriff ge-
baut: daß der Mensch in seiner Ursprünglichen Voll-
kommenheit ganz etwas anders gewesen sey als er jezt
ist; daß er ein lebendiges Abbild des großen Adam
Kadmon oder Urbildlichen Gottmenschen, (des ersten
und reinsten Ausflusses aller göttlichen Kräfte und Ei-
genschaften) und daher im Genuß einer ewigen Ju-
gend und Unsterblichkeit, ein vertrauter Freund der
höhern Geister, ein Herr der ganzen sichtbaren Welt,
und der Besitzer einer unendlichen Menge geheimer
Wissenschaften und wundervoller Künste gewesen sey.
Die Wiederherstellung der menschlichen Natur in diese
ihre ursprüngliche, oder wenigstens in eine derselben
nahe kommende Vollkommenheit, ist das große Ge-
heimniß jener wahren Philosophie, die mit Einwilli-
gung des allerhöchsten Urwesens, schon dem Vater al-
ler Menschen Adam, nach seinem Falle, und nach
der langwierigen ernstlichen Buße die er deswegen
that, von höhern Geistern aus mitleidiger Freund-
schaft mitgetheilt worden ist, und von dieser Zeit an,

 durch

durch Tradition und hieroglyphytsche oder andere Geheime Schriften, sich unter einer kleinen Anzahl Auserwählter Adamskinder erhalten und fortgepflanzt hat. Seth, Henoch, Noah, Moses, Salomon, Elias, Hermes Trismegistus, Zoroaster, Orpheus, in den ältern, und König Geber, die Arabischen Aerzte Adfar und Avicenna, der Einsiedler Morien, Artefius *), Raymund Lullus, Nikolas Flamel, Basilius Valentin, u. v. a. in neuern Zeiten waren Glieder dieses wundervollen Ordens, der sich (wie unser Derwisch sehr richtig sagt) unter Juden, Christen, Mahomedanern und Heiden ausgebreitet, — und, da er verschmizten und dreisten Betrügern so ausserordentlich große Vortheile über die schwächste Seite der Menschheit giebt, sich aller Aufklärung zu Troz sogar mitten in Europa bis auf dieseu Tag erhalten hat.

Das höchste Geheimniß dieses Ordens, das unter dem Nahmen des Steins der Weisen verborgen wird, begreift also unendlichmal mehr in sich, als die bloße Operation geringere Metalle in Gold zu verwandeln. Diese sowohl als das Geheimniß tausend Jahre und noch länger im Genuß einer vollkommnen Gesundheit zu leben, ist nur ein kleiner Theil der wundervollen Wissenschaften und Vorrechte des wahren Weisen. Daher

*) Es existiret ein **geheimes Buch** von diesem Adepten, worin er sagt, er habe es in einem Alter von **tausend Jahren** geschrieben.

her sprechen alle Adepten oder diejenigen, die uns gerne bereden möchten, daß sie es seyen, von der Kunst Gold zu machen als einer armseligen Kleinigkeit, die in ihren Augen so verächtlich ist, daß sie sich nicht einmal damit abzugeben würdigen — eine sehr sinnreiche Art uns begreiflich zu machen, warum diese Herren meistens in ziemlich lumpichter Gestalt erscheinen und alle ihre zeitliche Habe ganz bequem in einem Schweißtüchlein mit sich führen können.

Daß der Usbeckische Derwisch mit seinen sechs Freunden zu diesem Orden gehört habe, wird nun wohl, nach allen dem was uns Lucas aus seinem eigenen Munde erzählt hat, schwerlich einem unserer Leser zweifelhaft scheinen können. Denn wiewohl das, was er unserm ehrlichen Wanderer davon eröfnet, nur einzelne Lichtstralen sind, die er nach und nach in seine Seele fallen läßt: so hat er doch, alles zusammengenommen, genug gesagt, nun uns zu überzeugen, daß seine Philosophie und diejenige, die ich so eben nach ihren Hauptzügen skizziert habe, eine und eben dieselbe sey. — Lucas sagt, am Ende seines Berichts von seiner Unterredung mit diesem Derwischen, ausdrücklich: „ich übergehe verschiedene andere noch weniger „glaubliche Dinge, die er mir in einem eben so zuver„sichtlichen Tone erzählte.„ — Vielleicht betrafen gerade diese noch weniger glaubliche Dinge einen Punct, worüber das Stillschweigen des Derwischen manchen

uns-

unsrer Leser aufgefallen seyn mag: nehmlich die Verbindungen der Weisen mit der Geisterwelt, ihre Freundschaft mit den höhern Geistern, ihre Gewalt über die bösen, ihr Vermögen Verstorbene erscheinen zu lassen, und dergleichen. Gesezt aber auch, der Derwisch hätte von diesem allem nichts erwähnt, so ist die Art, wie er sich selbst als einen wirklichen Adepten ankůudigt, und wie er sich über die Natur und den Gebrauch des Steines der Weisen erklärt, vollkommen zureichend, ihn ganz unverkennbar als einen Anhänger der mehrbesagten schwärmerischen Morosophie zu charakterisieren.

Es gab also im Jahre 1705. eine geheime Gesellschaft solcher Adepten in dem türkischen Reiche, die sich vermuthlich irgend eines besondern, des Geheimnisses bedürftigen Zweckes, worin er auch bestanden haben mag, bewust waren, vielleicht auch (wie man aus ihrem beständigen Herumreisen und aus ihrer Kenntniß mehrerer Europäischen Sprachen natürlich schließen muß) mit andern ihres Gelichters in Europa in Verbindung standen, und unsichtbarer Weise allerley Dinge wirkten, von deren wahren Triebrädern wir andern Profanen und unsre Vorfahren uns wenig träumen ließen. Aber so wie allerdings zu glauben ist, daß diese geheime Brüderschaft zu Brussa (die aller Wahrscheinlichkeit nach ihre Tausend Jahre noch nicht vollendet hat, und also noch gegenwärtig bey Leben ist) für die Fortpflanzung ihres Ordens gehörige Sorge tragen werde: so ist nicht weniger zu vermuthen, daß sie auch in den

drey

drey bis vier eztverfloßenen Jahrhunderten nicht immer so unsichtbar und unthätig geblieben seyn könne, daß sich nicht schon lange vor der zufälligen Bekanntschaft, die der ehrliche Lucas mit ihnen gemacht, Spuren ihres Daseyns und ihrer Wirksamkeit finden sollten.

Ich müßte mich sehr betrügen, oder der gewaltige Lerm, den im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts das durch die ganze Christenheit in Europa ausgestreute Gerücht von der Gesellschaft des Rosenkreuzes verursachte, war nicht so ganz blinder Lerm, wie uns einige Gelehrte haben bereden wollen. Immer mag in die Erzählung von dem angeblichen Stifter dieses geheimen Ordens Christian Rosenkreuz viel unrichtiges eingemischt seyn; vielleicht mit Absicht, vielleicht auch, weil die im Jahr 1610 in fünferley Sprachen ausgestreute Broschüre, Fama Fraternitatis laudabilis ordinis Roseae Crucis, nicht aus der Quelle selbst, sondern wirklich aus bloßen Gerüchten, worin das Wahre immer mit falschen Zusätzen legiert zu seyn pflegt, entsprungen war: aber Etwas wahres, das mit unserm Usbeckischen Derwischen und seinen Brüdern in Beziehung steht, mag doch immer an der Sache seyn. Christian Rosenkreuz, heißt es, gebohren im Jahr 1388, unternahm eine Wallfarth zum heiligen Grabe, und wurde darauf zu Damas mit Chaldäischen Weisen bekannt, die ihn in den Geheimnissen der Magischen und Kabbalistischen Philosophie initiierten. Er

erwei-

erweiterte seine auf diesem Wege erworbenen Wissenschaften durch Reisen in Egypten und Africa, und wurde nach seiner Zurückkunft der Stifter einer durch die Bande der engesten Freundschaft, Treue und Verschwiegenheit verbundenen Brüderschaft, die nur aus wenigen Mitgliedern bestand, und in deren Schooß er die Mysterien der erhabenen Weisheit, die er aus den Morgenländern mitgebracht hatte, vornehmlich den Stein der Weisen, und, Kraft dessen, auch die Universal-Medicin, und die Kunst die unedeln Metalle in Silber und Gold zu verwandeln, als ein ewiges und heiliges Fideicommiß niederlegte. Nach seinem Tode, der in seinem Hundert und zwanzigsten Jahre ohne Krankheit erfolgte, erhielt sich die von ihm gestiftete geheime Gesellschaft, (als eine Schwester oder Tochter jener Morgenländischen zu Damas) noch eine geraume Zeit im Verborgenen, bis ihr Daseyn endlich, ohne daß man sagen kann wie und durch wen, um vorbesagte Zeit entdeckt wurde."

In dieser Erzählung ist das Falsche leicht vom Wahren abzusondern. Jedermann weiß daß es damals keine eigentlich sogenannten Chaldäer mehr gab. Unter den Chaldäischen Weisen, von welchen Rosenkreuz in der heiligen Magie und Kabbala unterrichtet wurde, können also keine andre, als Weise von dem Orden unsers Usbeckischen Derwischen, gemeynt seyn; und was hindert uns zu glauben, daß es eben dieselbe Gesellschaft

war,

war, mit welcher Paul Lucas im Jahr 1705 zu Brussa bekannt wurde, da wir wissen, daß sie schon zu Flamels Zeiten in voller Activität, und mit dem Jüdischen Kabbalisten, dem Verfasser des Buches, woraus Flamel das Geheimnis des Steines der Weisen lernte, in Bündnis stund? — Aber irrig und lächerlich ist es, wenn vorgegeben wird, Christian Rosenkreuz, der doch den Stein der Weisen besaß, sey in einem Alter von hundert und zwanzig Jahren gestorben. Wie? ein Mann wie Er sollte so jung gestorben seyn? Verschwunden, aus den Augen seiner Brüder von den geringern Graden verschwunden mag er seyn; gestorben ist er so wenig als Flamel; ganz gewiß lebt er noch, und regiert vermuthlich mit ihm und dem Usbeckischen Derwischen und seinen Brüdern, unsichtbarer und unbekannter Weise, die in diesem unserm Jahrhundert so weit ausgebreitete Brüderschaft des weisen Volkes, das an Magie und Kabbala, Geisterseherey, Goldmacherey und künstliche Verlängerung des Lebens glaubt: — eine Menschen-Classe, die vermuthlich nicht aussterben wird, so lange das Verlangen nach den wundervollen Ringen, die sich Lucians Timolaus *) wünschte, die blinde Seite der Menschheit bleiben wird.

Sollte ich nach allem bisher gesagten nöthig haben, die Person, die Brüderschaft, das Geschäfte und

*) S. das Schiff oder die Wünsche, im 1. Theil von Lucians Werken S. 317. u. f.

und den großen Zweck des Usbeckischen Derwischen noch mehr zu enthüllen, oder mich deutlicher über das, was ich von ihnen halte, zu erklären? Der muß wohl sehr blind seyn, der nicht durch ein Sieb sehen kann, sagt das Sprüchwort. Wer Augen hat zu sehen, der sehe!

Paul Lucas hatte, wie es scheint, keine Augen zu sehen. Es ist beynahe unbegreiflich, wie er mit so vieler Neugier nicht noch mehr, und gerade soviel hatte, als nöthig war um tiefer in das Geheimniß einer so ausserordentlichen Person einzudringen; — eines Menschen, der wie ein Mann von dreissig Jahren aussah und wie einer von fünfhundert sprach — der den Stein der Weisen zu haben vorgab — der ihm so gar Hofnung machte, ihm, nach gehöriger Vorbereitung, die subtilsten Kenntnisse mitzutheilen! Wie konnte er an einem Menschen, der solche Dinge vorgab, solche Mährchen für Wahrheit erzählte, nichts anders als einen Mann von seltner Wissenschaft und ungewöhnlich großem Genie sehen? Wie konnte ihm an einem Menschen, an dem Alles Verdacht erwecken mußte, nichts verdächtig vorkommen? Ich gestehe, beynahe wird er mir durch eine so unbegreifliche Arglosigkeit selbst verdächtig.

Unser Ungenannter läßt ihn zwar sagen: er könne alles dieses (nehmlich was ihm der Derwisch aus Gelegenheit Flamels erzählt hatte) nicht glauben: aber, mit

mit Erlaubniß, Lucas sagt nur: er übergehe viele andere noch weniger glaubliche Dinge, (des choses encore moins croyables) die er von ihm gehört habe. Und gesteht er nicht besser oben: er hätte ihm beynahe alles übrige (was er ihm gesagt hatte, ehe noch von Fameln die Rede war) geglaubt? und dieses übrige waren doch sehr wenig glaubliche Dinge! — Das Wahre von der Sache scheint: daß der gute Lucas, wie so viele andre wackere Leute, selbst nicht recht wußte was er glaubte, oder glauben sollte. Er scheint, nach seinem ganzen Buche zu urtheilen, ein Mann von gesundem Menschenverstande, aber wenig Imagination, vielerley aber nichts weniger als tiefen Kenntnissen, ein Liebhaber curioser Dinge, aber ohne alle Disposition zur Schwärmerey, wiewohl von den Vorurtheilen des großen Haufens nicht ganz frey, gewesen zu seyn. Billig kommt auch etwas von den letztern auf Rechnung seiner Zeit. Ueberdies war er kein müßiger Reisender: er hatte Aufträge von seinem Könige; sein Geschäfte war alte Münzen und Manuscripte aufzusuchen und einzuhandeln; sein künftiges Glück hieng an guter Ausrichtung dieses Geschäftes, und er verlohr es daher nie aus den Augen. Wirklich hatte er auch (wie es scheint) mit dem Usbeckischen Derwischen bloß deßwegen Bekanntschaft gemacht, um ihm gewisse Handschriften, die er gekauft hatte, zu zeigen und sein Urtheil darüber einzuhohlen: alles übrige war zufällig. Das Ausserordentliche in der Person und den Reden dieses

Derwischen interessierte ihn — er ließ sich also näher mit ihm ein: es interessierte ihn nicht so sehr, daß er Lust bekommen hätte, sich tief einzulassen; dazu müßte er einen ganz anders organisirten Kopf und keine so weit von dergleichen Speculationen abführende Geschäfte gehabt haben: aber es interessierte ihn doch genugsam, um dem Derwischen mit soviel Aufmerksamkeit, und mit einem Erstaunen, das so nahe an Glauben grenzte, zuzuhören, daß dieser, auch ohne eine andere Absicht, unvermerkt Lust bekommen mußte, ihm recht viel vorzulügen. Alles zusammengenommn, scheint mir Lucas bey dieser ganzen Sache aufrichtig und argloß zu Werke gegangen zu seyn; er erzählt sie zu eben dem Tone, wie er von den zwanzigtausend Pyramiden spricht, die er zu Jurkup gesehen hat. „Ich „habe, (sagt er in seiner Zueignungsschrift an Ludwig „XIV.) mehr als einmal Griechenland, Kleinasien, „Persien, Syrien, Egypten und Africa durchwandert, „und habe dort mit vielen Gefahren eine große Menge „Münzen, geschnittne Steine, alte Handschriften, „und andere nützliche Curiositäten gesammelt, die im „Cabinet und in der Bibliothek Ew. Maj. Platz gefun„den haben. Aber, Sire, es giebt Raritäten, deren „man nur mit dem Verstande habhaft werden, und die „man andern nur durch die Rede mittheilen kann: da „diese nicht weniger kostbar sind als die andern, so ha„be ich große Sorge getragen, sie zu sammeln, um sie „Ew. Maj. ebenfalls anzubieten: und diese sind in

„dem

„dem Buche enthalten, das ich Ihnen zu überreichen „die Freyheit nehme." Ganz gewiß dachte hier Lucas auch an seinen Derwisch von Brussa; denn der ist doch wohl die gröste Rarität in seinem ganzen Buche.

Wennn ich nicht irre, so liegt in dem, was ich von dem Charakter des Paul Lucas gesagt habe, auch die Beantwortung der Frage: was für Bewegungsgründe der Derwisch haben konnte, ihm soviel unsinniges Zeug aufheften zu wollen? — Ohne jemanden in seinem eigenen Urtheile über diese ausserordentliche Person Maß geben zu wollen, betrachte ich den mehrbesagten Derwisch, offenherzig zu reden, als einen Menschen von der Classe und Brüderschaft eines St. Germains, Schröpfers, Cagliostro, oder, was bey mir einerley ist, des Armeniers in Schillers Geisterseher, und des weisen Misphragmutosiris im Stein der Weisen, einem Mährchen von meiner eigenen Composition, das sich im ersten Theile des Dschinnistans befindet, für dessen Herausgeber ich mich hiemit demüthiglich bekenne. Diese Herren, (deren Zweck bekanntermaßen bloß die Veredlung der menschlichen Natur sowohl als der Steine und Metalle, und die schon von den Rosenkreuzern des vorigen Jahrhunderts angekündigte Beschleunigung des goldnen Weltalters ist) machen, wie es scheint, schon seit Jahrhunderten, eine Art von unsichtbarer Kirche oder Republik aus; und wiewohl man eben nicht verbunden ist, das was der Derwisch von ihrem langen Leben rühmt, im buchstäblichen Verstan-

de zu nehmen: so glaube ich doch gerne, daß man in gewissen Sinne sagen könne ihre Gesellschaft sterbe nicht; weil sie (so gut als die Mönche) dafür sorgen, daß keine leer gewordene Stelle unbesetzt bleibe. Es versteht sich also von selbst, daß sie immer bereit sind, ihrem Orden Proselyten, Gläubige und Beförderer anzuwerben, sobald ihnen Leute aufstoßen, an welchen sie einige Kennzeichen der Empfänglichkeit für ihre Geheimnisse zu entdecken glauben. Findet sich dann schon, daß einer, mit dem man sich bis auf einen gewissen Punkt eingelassen hat, nicht zu einem wirklichen Ordensgliede taugt: so ist er doch vielleicht, auch ohne sein Wissen und Wollen, zu Beförderung irgend einer Absicht der erhabenen Adepten, die an der Spitze der löblichen Brüderschaft stehen, zu gebrauchen. Dies scheint nun gerade bey Paul Lucas der Fall gewesen zu seyn. Es ist wohl möglich, daß die Disposition, die der hochwürdige Bruder Derwisch anfangs an ihm wahrzunehmen glaubte, ihn bewogen haben könne, ihm solche historische Notizen von den Geheimnissen des Ordens zu geben, die seine Empfänglichkeit für das kabbalistische Licht auf die Probe stellen konnten: da sichs aber zeigte, daß Lucas in den Grenzen einer kalten Bewunderung stehen blieb, und kein Verlangen bezeugte, in das innere Heiligthum des mysteriosen Tempels, dessen Aussenseite er anstaunte, eingeführt zu werden: so ließ es der Derwisch bey dem gesagten bewenden; zufrieden, es einem Manne gesagt zu haben,

ben, der es wiedersagen, und bey seiner Nachhausekunft nicht ermangeln würde, es durch seine Reisebeschreibung bekannt genug zu machen. Konnte Lucas nicht solcher Gestalt, ohne es zu wissen, ein Werkzeug seyn, die Famam Fraternitatis (die vielleicht damals einen solchen Trompeten-Stoß nöthig hatte) von neuem durch alle Lande erschallen zu machen? Konnte dadurch nicht mancher schlummernde Bruder wieder erweckt, mancher homo bonæ voluntatis aufmerksam gemacht und zum Suchen angetrieben, ja vielleicht dem ganzen löblichen Institut wieder neues Leben, neue Activität, auch wohl in der Folge eine bessere Form, ein bestimmterer Plan, und unsern Zeitläuften angemessenere Zwecke gegeben werden?

Ich will diese Vermuthung für nichts mehr als was sie ist, gehalten wissen, und unterwerfe sie, so wie diesen ganzen Aufsatz, mit Bescheidenheit, dem Urtheile meiner Leser; allenfalls auch der Berichtigung oder weitern Aufklärung derjenigen, die mehr als ich von solchen Dingen wissen: und begnüge mich zum Schlusse mit Oberon zu sagen: wer

das Licht nicht scheut, der ist mit mir verbrüdert.

W.

II.

Fortsetzung der Auszüge aus dem ungedrukten Tagebuche eines Reisenden von den Jahren 1784 und 1785.

(S. T. M. April 1788. N. I.)

Ich hatte mirs fest vorgenommen die Superga noch einmal ihrer schönen Aussicht wegen zu besuchen, und ich erwählte den ersten heitern Tag um so mehr dazu, da ich von einem meiner Freunde einen Empfehlungsbrief an dem Domherrn ***, der mir als ein sehr aufgeklärter Kopf geschildert wurde, erhalten hatte. Ich wurde sehr gut von ihm aufgenommen, und er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, mit mir auf die Kuppel zu steigen, um mich die ganze Herrlichkeit genießen zu lassen. Ohne seine Begleitung würd ich schwerlich den Begrif von der Größe und dem Umfange der hiesigen Aussicht haben, den ich nun habe, weil ich mir nimmermehr vorgestellt haben würde, daß die äußersten Gegenstände, die meine Augen auch selbst mit dem Fernrohre errreichten, die Entfernung haben könnten, die ich ihnen nun auf seine Versicherung zutrauen muste. Gegen Mittag verhindern die Apenninen das mittelländische Meer zu sehen, gegen Abend aber erreicht man die äußerste Spitze der

Ver-

Berge von Provence, und hat auf diesem Striche eine ungeheure Menge Bergrücken und Bergspitzen unter und neben sich. Dreht man sich langsam gegen Norden herum, so zeigt sich in einen ununterbrochenen Zusammenhange die ganze Kette der Alpen, und so weit das Auge nur trägt, sieht man nichts als beschneyte und beeisete Häupter derselben. Senkt man hier das Auge, so verliehrt sich nach und nach dieser fürchterliche, kalten Schauer erweckende Anblick. Der Fuß der Berge neigt sich sanft herab in das reitzende Thal voller Abwechselung, ganz wie ein Garten, in dessen Mitte das stolze Turin, mit seinen geraden Straßen, und regelmäßigen freyen Plätzen liegt, an dem sich der breite Po hinwälzt. Nichts unterbricht das Lachende dieser Aussicht gegen Morgen, wohin sich die reiche Ebne der Lombardey in aller ihrer Ueppigkeit zieht, und wo man ganz am Horizonte die hohen Thürme von Mayland entdeckt. Die kleinen Hügel, die man zunächst um sich hat, und auf deren höchstem die Superga gebaut ist, die ganz mit Land- und Bauerhäusern übersäet sind und an denen sich zwischen grünen Rasen und unzähligen wilden Blumen der graue Weg nach Turin hinschlängelt, lassen nichts Unvollkommnes in diesem himmlischen Anblick übrig.

Nach langer Weide an dieser Naturscene, und vielen Betrachtungen über die Majestät Gottes und die Pracht und Schönheit seiner Werke, stiegen wir wieder

 herab

herab in die Kirche, und sahen noch verschiedene Merkwürdigkeiten, die mir das erstemal entgangen waren. Die Begräbniß-Kapelle der Könige ist ganz mit Marmor überzogen, und man hat an Feinheit und Schönheit der Farben den ausgesuchtesten dazu genommen. Dem Eingang in dieselbe gegenüber ist an einem Altare ein vortreflich gearbeitetes Basrelief von Carachino angebracht, dem man nicht zutrauen sollte, daß er die beyden Kinder zur Seite, die seiner nicht würdig sind, ebenfalls verfertigt hätte. In der Mitte der Kapelle befindet sich ein Gerüste von Marmor, darauf der Sarg des jedesmal zulezt verstorbenen Königs gesezt wird, bis man ihm eine Grabstätte mit der gehörigen Pracht zubereitet hat. Gegenwärtig ruht Karl Emanuel der Dritte hier. Das Monument des Königs Viktor Amadeus des andern ist fertig, und hat zwey artige Statüen von den Brüdern Collini zur Seite, die oberste ist von einem andern Meister. Ganz ausgebaut ist die Kapelle noch nicht; ihr zur Seite hat man zwey große Säle zu Begräbnißstellen für die königliche Familie eingerichtet.

Wir besahen hierauf noch die Bibliothek, die aber eben nicht beträchtlich ist, und kehrten dann auf die Zimmer des Domherrn *** zurük, wo ich eine lange Unterredung mit ihm über den Zustand der Regierung hatte, bey der mir meine Empfehlung an ihn, die sehr verbindlich abgefaßt war, treflich zu Statten kam.

Er

Er sprach ohne alle Zurückhaltung, und beklagte sich sehr über den großen Einfluß der Jesuiten, der weit stärker wäre, als man sich vorstellen könnte. Wenn sie so denken, sagt' ich ihm, so darf ich Ihnen zu dem Tode des Kardinals Des Lances Glück wünschen. (Er war eine der hauptsächlichsten Triebfedern zur Unterdrückung der Freymäurer in den Staaten des Königs, und nur erst vor einigen Tagen gestorben) „Ach erwiederte er, wir haben an ihm nicht den einzigen Schwachkopf verlohren! Es giebt ihrer noch viele unter uns, und so lange die Inquisition noch so herrscht wie bisher, die besten auswärtigen Schriften im Lande verboten bleiben, und unsre eignen einer so strengen Censur unterworfen werden müssen, so lange wollen wir noch nicht von bessern Zeiten sprechen." Wirklich kommt in Turin nicht ein einziges periodisches Werk, nicht einmal ein Blatt wöchentlicher Nachrichten heraus, das doch immer zur Bekanntschaft mit neuern Büchern wenigstens etwas beytragen könnte. Der Zeitungsschreiber ist ausserordentlich eingeschränkt; von dem, was am Hofe vorgeht, darf nicht das Geringste eingerückt werden, und der Artikel von Rom nimmt immer den grösten Platz ein *).

*) Man sollte fast auf die Gedanken gerathen, daß die Obrigkeiten der Zeitungsschreiber in manchen andern Ländern, sich diese Turiner Einrichtung zum Muster genommen hätten.

Das Musäum der hiesigen Universität verdient gesehen zu werden, ob man gleich auch hier den Eifer vermißt, der dazu gehört, um dergleichen Anstalten ganz zu dem zu machen was sie eigentlich seyn sollten. Die Sammlung von Antiken ist eben nichts besonders; in vielen Schränken stehen Kleinigkeiten, von denen mir der Professor, der mich herumführte, selbst sagte, daß sie nicht da seyn würden, wenn man beßre zum Ausfüllen hätte. Die alte Stadt Industria hat das Mehreste geliefert. Der berühmte Dreyfuß den man unter ihren Ruinen gefunden hat, und der weder in Portici noch sonst irgendwo seines gleichen haben soll, ist an Schönheit der Form und der Verzierungen wirklich vortrefflich. Auch hat man von daher einen marmornen Fuß von einer Statue eines Pferdes und einen des Reuters, welche Meisterstücke sind, und es bedauern lassen, daß man weiter keine Reste davon hat finden können. Die große Mumie, die aus dem Kabinette des Doct. Donati hierher geschaft wurde, ist zerbrochen. Von andern Merkwürdigkeiten, als der Mensa Isiaca, der seltnen silbernen Patera, dem Kopfe einer Frauensperson mit Buchstaben und Zeichen und m. d. sag' ich nichts, weil sie schon bekannt und beschrieben genug sind. Das Münzkabinet enthält sehr rare und gut erhaltene Stücke. Antike Basreliefs und Inschriften werden in die Mauern des Gebäudes eingesetzt, es geht aber sehr langsam damit her. Ich fragte nach denen die von dem Triumphbogen zu Susa genommen,

und

und hierhergebracht worden sind: man sagte mir aber, daß sie noch unausgepackt in den Kisten lägen.

Die Universitätsbibliothek hat den Ruhm viele wichtige Werke zu enthalten; ich kan nicht davon urtheilen, weil man eine große Büchersammlung unmöglich in wenigen Stunden kennen lernen kann, und Schwierigkeiten gemacht wurden, mir den geschriebenen Catalog zu zeigen; einen gedruckten giebt es nicht. Die Bücher werden in zwey ziemlich großen Sälen, und einem Zimmer das daran stößt, aufbehalten. Ich sah die beyden Male, als ich da war, eine hübsche Anzahl Studenten da sitzen und arbeiten, wozu ihnen alle mögliche Bequemlichkeit verstattet wird. Der Professor Cauta, dem ich empfohlen war, sagte mir, daß die Bibliothek auf 3000 Manuscripte besäße, unter denen sehr rare wären.

Bey der Gelegenheit von der Universität zu sprechen, erinnere ich mich, eines sehr lächerlichen Beyspiels von Nachlässigkeit, die ich hier schon einigemal bey öffentlichen Anzeigen, in der Angabe der Namen bemerkte. Ich fand nämlich auf einem gedruckten Lections-Verzeichnisse der Professoren am hiesigen Gymnasium, die Worte: N. N. in Eloquentia, Graecos Italosque scriptores explicabit etc. und doch war dieses Verzeichniß auf Befehl der Vorsteher des Gymnasiums gedruckt, und unten stund der Nahme des Sekretairs. So enthält der Staats-Calender

bey

bey einer Menge Bedienungen und Aemtern in den Staaten des Königs, weiter nichts als die Buchstaben N. N. und in dem Büchelchen zur Oper, daß die Namen aller Personen, die dabey zu thun haben, angiebt, fand ich: Inventore e disegnatore dé Abiti: Il Sig. re N. N. Torinese.

Das Naturalienkabinet des Doktor Donati steht nicht mehr in dem Hause des Marquis Carail, sondern in dem Hause des Marquis Cavaja. Dokter Dana ist noch immer Vorsteher desselben.

Die hiesige Gesellschaft der Wissenschaften, die unter dem jetzigen Könige, als er noch Herzog von Savoyen hieß, entstand, und bisher nur eine Privat-Gesellschaft war, ist vor ohngefähr 5 Monathen für eine öffentliche, königliche erklärt, und der Graf von Saluce zum Präsidenten derselben ernannt worden. Das hat der König also zur Beförderung der Wissenschaften gethan: man versprach sich, ehe er zur Regierung kam, noch vielmehr in diesem Fache, sieht sich aber nunmehr getäuscht.

Ich habe ihn und seine Familie mehrere male gesehn, aber auch nicht Ein für mich interessantes Gesicht darunter gefunden. Der König selbst hat etwas — bigottes, das auch durch seinen Charakter sich bestätigt, und sonst nichts anszeichnendes als eine ziemlich große Nase. Die Königin ist klein und häßlich, ihr altväte-

rischer

rischer Kopfputz verunstaltet sie noch mehr, als ihre Figur sonst thun würde. Sie soll sehr stolz seyn, und daher auch mit ihrem Gemahl nie in einer andern als der französischen Sprache reden, nur um ihn nicht Signor nennen zu dürfen, denn sie hielt vom Anfange an diese Partie zu geringe für sie *).

Der König selbst spricht beständig und am liebsten Piemontesisch. Von dem Charakter des Prinzen von Piemont läßt sich aus seiner Physiognomie schlechterdings nichts herausbringen; er hat bis jetzt noch nicht den geringsten Antheil an der Regierung, und seine künftigen Unterthanen sehen auf ihn nicht als auf den Gegenstand ihrer Hofnungen hin. Von den übrigen Mitgliedern der königlichen Familie gefiel mir keins besser als der Herzog von Chablais, der ein offnes, freyes Ansehen hat, und sehr aufgeweckt seyn soll. Man kennt an dem Könige nicht eine einzige besondre Liebiings Neigung; im Winter, da er sich beständig in Turin aufhält, zeigt er sich dem Publikum fast nur in der Oper. Beten und Messe hören sind seine und der Königin vornehmste Beschäftigungen, und der ganze Hof richtet sich nach diesem Geschmacke. Man sieht zu allen Zeiten des Tages die glänzendsten Equipagen vor den Kirchthüren halten, und Herren im größten Staate im Vorbeygehen

*) Sie war eine Spanische Prinzessin, und ist im Jahr 1785 gestorben.

hen die Gotteshäuser besuchen, nur damit sie den Ruf der Frömmigkeit nicht verlieren mögen, der ihnen mehr zu Ehrenstellen verhilft, als der, großer Talente. Die Prinzessinnen von Piemont und Carignan, als Französinnen nicht an diese Lebensart gewöhnt, befinden sich sehr übel dabey, und lassen ihre böse Laune überall bemerken.

Die Staaten des Königs bringen ihm, wie mir für gewiß versichert worden ist, nicht mehr als 22 höchstens 23 Millionen Piemontesische Livres *) ein; eben keine großen Einkünfte für einen König. Die Abgaben von Savoyen und Sardinien gehen gänzlich wieder zur Bezahlung der Stellen, und zu andern Ausgaben in diesen Ländern auf, und für Sardinien muß sogar noch etwas zugesetzt werden. Die Anzahl der beständig unterhaltenen Truppen soll 30 000 Mann seyn, sie sind aber nicht vollzählig, und sollen nicht sonderlich disciplinirt seyn.

Das Leztere sollte man nicht glauben, wenn man das hiesige Arsenal sieht, eines der am besten eingerichteten in der Welt, und mit allen möglichen Kriegs-Bedürfnißen zum Ueberfluß versehen. Es ist noch nicht ganz ausgebaut, aber schon jetzt von großem Umfange; wenn es vollendet seyn wird, so wird es ein großes

Vierek

*) Fünf Piemontesische Livres, machen sechs Französische, also ungefähr einen und einen halben Thaler sächsisch.

Viereck ausmachen, an das noch auf zwey Seiten äußerlich andre Gebäude in Form eines Abschnittes von einem Zirkel angesezt sind, von denen jedes einen besondern Hof einschließt. Es ist ganz von gehaunen Steinen, außerordentlich fest gebaut, und hat einen Vorrath von kleinem Gewehre für 110,000 Mann, der in der besten Ordnung aufgestellt ist. Die beyden großen Gallerien, die diese Gewehre enthalten, machen einen rechten Winkel; und da, wo sie zusammen treffen, befindet sich ein Saal, dessen Decke von vielen Pfeilern getragen wird, von denen jeder mit alten Rüstungen behangen ist. Sonst macht man, zum Staat, Trophäen von Stuckaturarbeit, hier sieht man aber welche von wirklichen Waffen, die in der besten Wahl und Ordnung da hängen. In einer dieser Gallerien stehen auf einem besondern Gestelle Flinten von verschiednen Erfindungen, von denen eine so künstlich ist, daß sie 500 Piemontische Livres gekostet hat, ungeachtet nur die gewöhnlichen Materialien dazu angewendet worden sind. In den Behältnißen gleich auf der Erde sind Vorräthe von Granaten, Kanonenkugeln, von spanischen Reutern, von dem was erfordert wird um Brücken zu schlagen, von Leder, Stricken, Leinwand, Metall zum Kanonengießen, und kurz von Allem, was sich nur als Kriegsgeräthe denken läßt. Die Kanonen werden in großen Gewölben aufbewahrt, die unter dem ganzen Gebäude hinlaufen. Es befinden sich ausserdem auch noch Werkstätte hier, um alle Arten von Gewehren

ren zu verfertigen, von dem kleinsten unbedeutendsten Stücke an, bis zur Kanonengießerey. An dem Orte wo die Kanonen gebohrt werden, gefiel mir besonders eine wohl eingerichtete Maschine, mit der man sie von ihren Lagern aufhebt und vor den Bohrer bringt. Die Mechanik davon ist so gut, daß ein einziger Mensch vermittelst derselben vor meinen Augen einen Zwölfpfünder aufhub, ihn herum drehte, und vor den Bohrer richtete. Man sagte mir, daß eine solche Kanone in 40 Stunden gebohrt würde. Sie werden dazu durch ein Wasserwerk bewegt, der Bohrer aber bleibt fest.

Ein Fremder, der das Arsenal sehen will, muß einen Erlaubnißschein von dem Kriegs-Minister aufweisen können. Ohne denselben wird er nicht einmal nur in den Hof des Gebäudes gelassen. Unterthanen des Königs verwehrt man zwar den Eingang in den Hof nicht; zu Besichtigung der Vorräthe aber müssen sie ebenfalls mit einem Paß versehen seyn.

Seit der berühmten Belagerung Turins im Jahr 1706 ist hier ein Sprüchwort entstanden. Wenn nämlich jemand sich von einem Geschäft eben keinen großen Nutzen versprechen kann, so sagt er: ich werde doch wenigstens so viel dabey gewinnen, als die Franzosen vor Turin.

III.

Ueber

Spiel und Glück.

Ein neuerer Autor sagt uns, (in irgend einem der neuesten Journale, das ich jetzt nicht benennen kann): „der vorzüglichste Reiz zum Spiele entstehe aus dem Hochmuthe, sich unter irgend einem unmittelbaren Einflusse eines höhern Wesens zu glauben.“

Aus dem Zusammenhange dieser Stelle war zu errathen, daß der Verfasser nichts anders als die gewöhnlichen gemeinen Glücksspiele im Sinne gehabt habe; und da mein Schicksal mich auch je zuweilen zu dieser Art von fruchtlosen Beschäftigung führet, so hielt ich es wohl der Mühe werth, dem Gedanken nachzuforschen, um vielleicht gelegentlich da einen moralischen Nutzen für mich zu schöpfen, wo sich so selten ein anderer für mich darbietet.

Nun ist das Glück wohl überhaupt eine Erscheinung, deren Grund und Wesen uns noch ziemlich unerklärlich bleibt. Wir kennen es meist nur aus seinen Wirkungen, und haben noch keine sichere Berechnung, weder über seine Beschaffenheit, noch über die Art seiner Entstehung, und die immer in demselben sich mindernden oder wachsenden Größen. In den meisten dergleichen Fällen pflegen wir einen unsichtbaren

Einfluß zu Hülfe rufen, und wenn wir die Ursache in die Hand des Himmels oder eines unsichtbaren Wesens spielen können, so ist unsrer Unwissenheit geholfen, und wir sind wegen einer weitern Untersuchung ausser Verlegenheit. Besser und philosophischer dürfte es seyn, wenn wir uns die Ursachen der Dinge, wie eine aus der andern folgt, nach und nach selbst zuzählten; und sollten wir zuletzt keinen Ring mehr antreffen, so hiengen wir sie, in Gottes Nahmen, irgendwo, oder nirgendwo, im Himmel oder in der Hölle, an.

Bey dieser Art von Verfahren würden wir immer zu einiger Gewißheit kommen, und wir würden wenigstens finden: wohin sich diese oder jene Sache am meisten neige, und von welcher Seite wir die Erkenntnisse unsres Schicksales herzuleiten hätten.

Was nun die Glücksspiele insbesondre betrift, nemlich denjenigen Theil unsres Schicksals, den wir in Karten, Würfeln und dergleichen suchen, so haben dabey natürliche Dinge, als z. E. der Bau und die mechanische Einrichtung unsrer Hand, gewiß einen großen Einfluß. Auf diese wirket sehr oft der Reiz unsrer Nerven und der Umlauf des Geblütes; dieser wird hinwiederum durch unsre Launen und innern Gemüthsbewegungen in Regung gesetzt; so, daß wir zuletzt nicht mehr wissen, welchem von den mancherley Umständen wir den Eigensinn des Schicksals schuldig sind, und ob nicht ein ganz fremdes Wort, irgend ein Blick oder

eine

eine Erscheinung, die Verwüstungen eines Abends auf den Tafeln unsers Glückes angerichtet hat.

Ueberhaupt aber scheinet das Glück einer ruhigen Atmosphäre und einer stillen Bewegung am meisten zugethan zu seyn. Auch wo es sich irgend zu schnell in Wogen aufgethürmet hat, finden wir bald, daß der Rückfall nachher eben so schnell und plözlich erfolget. Diese Liebhaberey des Glückes für Ruhe und Bequemlichkeit scheinet so weit bey ihm zu überwiegen, daß es sich auch sogar an den niedrigsten Orten am liebsten niederläßt, und gleichsam nur, nach den Gesetzen der Schwere, den flachsten Gegenden sich zuneiget, um daselbst seinen glänzenden Spiegel, wie in einem Teiche, auszubreiten.

Die edlern Spiele des Alterthums hatten, neben andern auf ihre Verfassung sich beziehenden Zwecken, vornehmlich die Absicht, den Bau und die Geschicklichkeit des Körpers zu vervollkommnen. Seit dem diese Uebungsspiele aufgehört haben, ist auch diese Vervollkommnung des Körpers wenigstens für die Meisten kein Bedürfniß mehr. Wenn wir uns soviel Bewegung machen, als zur Verdauung unsrer Speisen nothwendig ist, so sind unsre körperlichen Pflichten erfüllt; das übrige gehört einem andern Interesse des Lebens, das durch mancherley Leidenschaften und Bedürfnisse wunderbar modificiret wird. Ueberhaupt aber gewinnt die Indolenz unsres Körpers dabey viel, und wir lie-

ben mehr mit dem Geiste wirksam zu seyn, als mit der That und Arbeit. Dahin gehöret nun auch das Spiel. Es unterhält stets den Geist mit neuen Aufgaben und Betrachtungen, und bey der gewöhnlichen Läßigkeit und dem Nichtinteresse des Lebens wird das Bedürfniß hiezu beständig erweckt. Man muß den gleichförmigen Gang der Zeit etwas zu unterbrechen suchen, und auf was für Art könnte das besser geschehen, als wenn man die schläfrigen Leidenschaften in Bewegung bringt, durch ein Spiel, das nur selten bis zur Ungezogenheit in der Gesellschaft ausartet. Damit sind zugleich alle übrigen Leidenschaften besänftigt, wenigstens zurückgehalten, und richten ihren gemilderten Lauf dahin. Interesse des Gemüths muß irgendwo gefunden werden, und wo solches nicht ganz zu erreichen ist, wenigstens durch eine Anspannung, durch ein flüchtiges Scheininteresse ersetzt, und das Gemüth dadurch getäuscht werden.

Dazu ist das Spiel eine köstliche Erfindung. In leicht übersehlichen, lesbaren Bildern und Figuren, schürzt und löset es Knoten, die augenblicklich durch die Bewegungsgründe des Interesse, durch Kunst und Geschicklichkeit, durch Zufall, durch Ueberlegenheit oder Versäumniß, motivirt werden. Der bunte Geist dieser Gestalten giebt zu mannichfaltigen Betrachtungen Anlaß, und scheint uns über das Spiel der Welt einigermassen zu befriedigen, wo der Bube auch zuweilen mehr gilt als der König, und das As über sie beyde sieget.

sieget. So ist es denn beynahe zur Nothwendigkeit unsrer wohleingerichteten Gesellschaften geworden, welche, ohne diesen Ersatz der Unterhaltung, meistens sehr langweilig und oft etwas ekelhaft werden dürften.

Vom Schiksal ziemlich verlassen scheint derjenige zu seyn, der unter diesen Umständen mehr sucht als darin zu suchen ist; der den Himmel zum Beystande auf einem Spieltische erwartet. Daß, durch Thorheit der Menschen, ein leichtsinniges Spiel oft Meister ihres Geschickes werden könne, ist freylich ein Fall, der nicht sogar selten ist. Aber wer einmal sein Glück auf dem hochgespannten Seile des Zufalls suchet, der darf sich auch nicht wundern, wenn er herunterfällt und den Hals bricht.

Ehrfurcht für das Schicksal zu hegen, gebühret allen Menschen. Der Mensch ist, im eigentlichsten Verstande, der Sohn des Schicksals. Mannichfaltig ist sein Daseyn, und die Wirkungen einer wunderbaren Kraft liegen dunkel vor ihm. In uns und ausser uns sind Strömungen des Glükes. Sie treiben oft nach verschiedenen Richtungen; aber wann beyde zusammenwirken, dann bringen sie die glänzende Erscheinung hervor, eines vom Schiksal mit allen Zierden des Daseyns geschmückten Wesens. Stolz ist der Lauf eines solchen, und gebieterisch; es überzeugt auf eine betäubende Art, und seine unbedeutendsten Falten drehen sich zum Vortheil für ihn; die Natur scheint ihm un-

terthan, und nur die Sinnlosigkeit mag es wagen, sich dem strömenden Laufe des Glückes entgegen zu stemmen. Aber kurz und vorübergehend ist diese Erscheinung. Selbst bey den glücklichsten der Menschen hat sie fast nur Augenblicke gedauert. Ein mäßigeres Loos bindet die Kinder dieser Erde, zum Vortheil ihres Daseyns, und zum erlernenden Gebrauch ihrer Kräfte. Steigen und Fallen ist der Sinnspruch aller Dinge. Das Maaß nach welchem sie da sind, oder sich berechnen lassen, ist die Zeit ihres zunehmenden und abnehmenden Zustandes. Der Hauch des Glückes läßt das Kind empfangen werden. Es wird zur Welt gebracht, es wird ernährt, die zarte Kindheit hindurch, durch den Hauch des Glückes. Der Jüngling blüht mit demselben auf; ihn sucht der Mann um sich zu verbreiten; aber schon sinket das Alter, und nur sparsam wird mit den höheren Jahren ein matter Einfluß seines Athems hie und da verspüret.

So ist das Daseyn der Menschen. Sie sind nur durchs Glück, und nehmen ab, so wie sein Fittig matt wird. Oft zeigt es sich in wunderbaren und widrigen Gestalten. An welchem unbegreiflich dünnen Faden läuft oftmals ein mächtiges Geschick fort! Es durchbricht felsenfeste Mauern und durchschlägt eherne Gewölbe, um ein kleines Ziel zu erreichen; glitscht hinweg an dem Arme eines Haarstreifes, und zerstört mächtige Palläste.

Gleichermaßen brütet zuweilen ein wunderbares schweigendes Schicksal über Geschlechtern und Nationen, wie über einzelnen Menschen und Familien. Es arbeitet gleichsam den emporglimmenden Funken jedes Vorzuges niederzudrücken, und die Keime des Lichts in giftigem Dampf zu ersticken. Umsonst sind dann von der Natur geschenkte Gaben, fruchtlos das Bemühen die Hülle der Nacht von sich zu werfen. Jahre und Jahrhunderte liegen sie, ohne daß ein erquickender Athem des Schicksals ihnen aufzuleben gebiete.

Andre hingegen leuchten in einem Lichte, das ihnen am wenigsten zukommt. Kaum ist die Spur ihres Verdienstes in irgend einer abgelebten Schrift zu finden. Sie genießen indeß der Wohlthat der Sonne, die sie so günstig beleuchtet, jeden kleinsten Schimmer an ihnen emporhebt, und suchen kein Maas ihres Verdienstes, als was der Uebermuth ihnen angiebt.

Indeß steht der Bessere im Dunkel vor ihrem Glanze, und sein neidisches Licht läßt keinen Stral von ihm hindurch dringen. So herrscht allmächtig Zeit, Schicksal und Glück, und theilt, nur in zu grossen Massen, Licht und Finsterniß über die Sterblichen aus.

Noch eine eigne Art des Glückes gehöret, bey dem Fortschritte des Lebens, zu jeglichem Geschäfte, zur Ausführung jeder That. Ich möchte es das vermischte Glück nennen; denn nichts vorzügliches kann ge-

deihlich werden, wo nicht der sichere Trieb von innen, mit dem begünstigenden Anhauch von aussen, und mit gleicher Geschicklichkeit, zusammenkommt. Hier ist Verstand und Glück im Gleichgewichte. Fehlt es an einem, so gelingt selten das andere. Aber ohne irgend eine wechselseitige Hülfe sind beyde todt. Verstand selbst ist zuweilen Glück, so wie die Tugend, und beyde drehen sich oft auf der Spitze seiner glatten Sphäre; zürnet der Genius des Glücks, so sinken sie, und Blüthe und Anmuth ist dahin, und jede gute Gabe weicht, und die fröliche Erwartung verhaucht in ein schimmerloses Nichts.

Das Unrecht längstverfloßner Jahre tilgt oft ein Augenblick des Glückes; ein Augenblick reißt seine Fahne von den Gipfeln der Pracht hinweg, und läßt einen todten Aschenhügel. Daher will das Glück stets gepfleget, still erwartet, mit kluger Vorsicht erhalten seyn. Rauhe widerspänstige Art scheucht es von sich; Leichtsinn und weiche Schwachheit lassen es entfliegen; Mäßigkeit im thun befestigt es, und es wächst unter ihrem stillen Fittig zur schönsten Blüthe.

Daß weise und große Männer das Glück jederzeit besonders hochgeachtet haben, braucht keines Beweises. Die weisesten der Kayser Roms bewahrten sein Bild in Gold, nahe bey sich, in ihren Zimmern. Sie sandten es erst mit dem letzten Lebenshauche, ihrem Nachfolger zu, und bekannten zugleich: daß sie in

dem

dem Laufe ihrer Thaten mehr dem Glücke schuldig seyen, als ihrer eignen Geschicklichkeit. Sie, die des Glückes höchsten Gipfel erreichet hatten, huldigten dem Glück, als einer Gebieterin, und lehnten damit den Haß des Eigendünkels von sich ab.

In den Gesängen Pindars, des weisesten aller Dichter, findet man überall große Sprüche, welche die tiefe Ehrfurcht dieses Dichters für das Glück bezeugen. Er wußte, in seinen hohen Gefühlen, das richtige Maas desselben anzugeben, und zu bestimmen, wie weit es reichen könne:

„Wer blühende Glückseligkeit nährt, (sagt er)
„Und reich ist an Gütern,
„Und zu diesem noch den Ruhm hinzusezt,
„Der strebe nicht ein Gott zu werden.„

Unter allen haben die morgenländischen Völker, die Blüthe des Aufgangs, das Glück am meisten geschäzt. Sie sahen es wie eine Efflorescenz der Tugend an, und sezten solches mit jedem Gefühle der Grosmuth, der Tapferkeit, des Wohlthuns und der Erhabenheit, in Verbindung. Alle vortrefflichen Eigenschaften der Seele und des Körpers schienen ihnen nur Blüthen des Glückes zu seyn.

„Hatem, (sagt ein arabischer Dichter) war gros„müthig, tapfer, ein erhabener Dichter, und immer „siegreich. Lieferte er ein Treffen, so krönte ihn der „Sieg. Jagte er einer Beute nach, sie entwischte

„ihm nie. Bat man ihn um eine Gunst, er schlug nie-
„mals ab. Spielte er ein Glücksspiel, ihn begünstigte
„das Glück. Kam es auf den Preis im Wettrennen an,
„er trug ihn davon: u. s. w."

Man erlaube nur zulezt noch eine Erzählung bey-
zufügen, die mit diesem Thema, obwohl wieder auf
andere Art, in einiger Verbindung zu stehen scheinet.

IV.

A l i,

oder

die Gärten des Glücks.

Unser Schiksal kommt aus uns selbst, oder richtet sich
nach der Wendung unsers Herzens.

Dieß erkannnte Ali nicht, obgleich sein Sinn sonst
helle war. Sein Geist war biegsam und gefällig; ihm
hatte die Natur das Herzanschauen der Dinge gegeben,
das sie nur wenigen verliehen hat.

Er irrte umher in Labyrinthen seiner Phantasie,
und suchte das Glück, wo es nicht zu finden ist, ausser
sich selbst, in den Erscheinungen fremder Dinge.

„Wie süß wärest du, Frucht des dreymal süßen
Glückes, könnte ich dich hier von diesem niedern Ge-
sträuche pflücken!"

So

So sagte er, und langte hin nach dem Gesträuche; aber die Beere zerschmolz ihm in der Hand. Weich und faul war sie; ihm ekelte vor dem wiederhohlten Genuß, er warf sie mit Ueberdruß zur Erde.

Unmuthig eilte er hinweg. Ihm zeigte sich ein hoher Wald. Früchte, gleich den Edelsteinen, umkränzten seine Zweige.

„Wer sie erreichen könnte! sagte er. Nichts glänzt umsonst mit solcher Schönheit in der Natur. Der hohe Stamm zeitiget eine herrliche Frucht. Ich will es versuchen, ihn zu ersteigen. Der Mühsamkeit nur ist ein hoher Schatz aufbewahrt.“

Er kletterte den Baum hinan; er erstieg ihn. Die Frucht fiel ihm in die Hand. Gierig lechzte er nach ihrem Genusse. Immer mehr und mehr; aber der Durst stillte sich nie; er wuchs nur, indem er ihn zu befriedigen suchte. Mit neuem Verlangen stieg er höher und höher. Leeres Verlangen! oder Ungenuß! die Frucht zergieng vor seinem Mund, wie leerer Schaum, wie eine windzerstäubte Blase.

„Wo bin ich! rief er. Sucht eine neidische Zaubergestalt mich mit leerem Plageschein zu ängstigen? Werden alle Bilder meines Verlangens zu blendenden Irrlichtern? Soll ich nie geniessen? Nie? In diesem Thale des Ungenusses!“

Er

Er tobte in seinem unbefriedigtem Sinn. Alles schien ihm Quaal und Betrug auf dieser Erde. „So wahr ist doch, was ich in mir fühle, rief er, und so falsch ist alles, was ich ausser mir sehe!„

Hier erschien ihm eine Fee. Sie hatte Sorgfalt für ihn getragen von seiner zarten Kindheit auf, aber nie sich ihm gezeigt. Jetzt erschien sie, weil sie es nothwendig fand, von der verzweifelnden Ungedult ihn zu retten.

„Wo bist du, Ali? rief sie. Hat dich dein Jugendgeist verlassen? Wo irrest du hin in verderblichen Labyrinthen d iner Gedanken? Folge mir; ich will dich leiten. Suche nicht Genuß, wo er nicht zu finden ist. Suche Genuß in dir selbst, nirgends sonsten! Da nur allein wirst du die Gärten des Glückes dir offen finden!„ Süß, wie der entzückendste Traum des Jünglings, stand die Gestalt vor ihm: aber sie verschwand. Voll staunender Ehrfurcht fiel der Jüngling zur Erde.

Wie einer der in stürmischer See von Fluthen und Wellen untergetaucht, und nun schon von jeder Erinnerung, von der leisesten Melodie des Lebens verlassen, plözlich an ein Eiland gespült würde, das Vaterland der holden Ruhe und Glückseeligkeit, wo er endlich, vom betäubenden Schlummer erwachend, den Gebrauch seiner Sinne wieder erlangt, und nun mit neuen Kräften neues Leben athmet, und die verlohrenen

nen Spuren seines Glückes wieder aufsucht: so ward Ali, so eilte er seiner Erscheinung nach.

„Wen hab ich gesehen? rief er aus. Wessen Gestalt war das? Welche Stimme? Ist es die, deren Bild ich im Herzen trage, ohne zu wissen, wer sie sey? Ihr will ich folgen! Aber wohin? — Ich will sie suchen, in den Gärten des Glücks, die sie mir verhieß!„

Aber noch hatte ihn der Wahn nicht ganz verlassen; noch suchte er das Glück, wo es nicht zu finden war, und glaubte es in fremden Gegenständen zu finden; als plötzlich, wie eine Stimme vom Himmel, vor ihm niederfiel: „Schau in dich! — „Er stand und schaute. — „Ich habe dich verstanden; rief er. „Hier, soll ich dich suchen! Hier, in meinem Innersten!„ Einsam denkend und forschend gieng er weiter. So sind es keine Bilder der leeren Vorstellung, keine blossen Zaubergärten des Glückes, die ich zu suchen habe? Ich soll Wahrheit suchen; nicht ausser mir, sondern in mir. Täuschender Wahn, leb wohl! Fahrt hin, ihr betrüglichen Hofnungen! — Ich will dir folgen, aber nicht wo deine Gestalt, wo dein Sinn mich hinweißt!„

So sprach er, und Beruhigung trat in seine Seele, so wie ihn die Theilnehmung des Aeussern verließ.

„Scheint alles Irrthum ausser mir, sprach er, so muß ich die Bahn suchen, auf welcher ich zur Wahrheit gelange. Ich muß durch mein Innerstes gehen. Vielleicht finde ich darinnen den Schlüssel, der mir

das

das Geheimniß der übrigen Dinge aufschließt: denn Betrug kann nicht alles seyn. — Was sind die Dinge der Welt? Erscheinungen! Und Erscheinungen sind nicht für sich, sind nur für den da, der sich solche bilden kann. Alles an und für sich ist gleichgültig in dieser Welt; alles hat nur Bezug auf den Kreis von Vermögen, den wir mit uns in die Welt bringen; und den wir zu bearbeiten und zu erhalten wissen. Häufet auf eine Milbe den Glanz aller irrdischen Kronen, ihr könnt sie dadurch nicht glücklicher machen. Hemmet dem vielsinnigsten Geschöpf den richtigen Umlauf seiner Lebenssäfte und Adern; es ist ein todter Kloz, oder eine leidende Masse. Der Gebrauch unsrer selbst ist also das erste Maas zur Glückseeligkeit. Je vollkommner aber der Mensch sich selbst macht, desto mehr kann er sich gebrauchen; desto mehr ist er des Glückes fähig und theilhaftig.

Aber wenn wir gleich diese Fähigkeit zum Glück erhalten, so ist es noch nicht alles; wir müssen auch die Gegenstände zu wählen wissen, die unser Glück bestimmen können. Auch diese sind in Verhältniß, mit dem angebohrnen oder erworbenen Maas unsrer Kräfte. Wer nach dem Glanz eines Helden der Schlacht eiferte, und doch nur zu friedfertigen Eigenschaften und Bestimmungen gebohren wäre, der würde sein Ziel übel verfehlen. Sich selbst kennen, ist also das Erste, und den Gebrauch der Dinge in der eigenen

nen Bestimmung seiner Natur und seiner Umstände suchen.“

So eiferte er noch lange mit sich selbst in dem Gespräche seiner innern Erkenntniß. — „Nur die Natur allein macht glücklich! rief er aus. Sie lehrt mich den Dingen die richtigen Bestimmungen beylegen, und mich selbst nach dem Maas dieser Bestimmungen richten. So ist alles mein. Ich genieße was ich fähig bin zu genießen, und kann nie in meiner Wahl irren, denn die Natur selbst führet mich an.„

Ein weiter Schauplaz von Gefühlen eröfnete sich nun vor ihm. Es ward lichter und lichter in seiner Seele. Er fing an seine wahre innre Würde zu fühlen. Aber innrer Reichthum verleitet zu keinem Uebermaß, und läßt nie stolz werden. Er füllt nur die Seele aus, und leerer Schimmer zerstiebt vor ihm in Rauch.

Ali, ausgefüllt in sich selbst, nahm nun Theil an allen Dingen. Nichts war ihm zu klein, nichts unwürdig; denn er wußte es mit seiner eigenen Würde zu erfüllen. Er maß alles, wußte alles zu schäzen, und sich allem gleich zu halten. Er fühlte den wahren Stand des Menschen; mehr zu seyn als die Dinge, doch nicht ohne sie; sich mit allem zu vertragen, von allem zu lernen, von allem zu nehmen, und noch mehr zu geben.

Auch die äussern Dinge schienen sich nach seiner innern Richtung zu bequemen. Die Beeren des Strauches

ches waren ihm nicht mehr unschmackhaft, weil er sie mit Maas zu gebrauchen wußte. Die Gipfel der erhabnen Bäume neigten sich von selbst zu ihm; ihre Frucht war kühlend und labend, und stärckte ihn zu erhabner Wonne.

Den widrigen Dingen suchte er auszuweichen, die ungewissen zu erforschen, die günstigen zu erhalten. Er gab Glück und nahm Glück von Allem.

„Hier sind die Gärten des Glücks, rief er aus, oder sie sind nirgends. Die Fee hat wohl wahr gesagt: ich würde sie nirgends finden, als in mir. Ein erkenntnißloses Glück ist dem Menschen nicht beschieden. Ich will getreu seyn, und ihren Lehren folgen!„ —

Hier erschien Sie ihm abermals. „Du hast meine Worte erkannt, sagte sie; hier, nimm den Kranz!„

Er nahm ihn. Wer kann sagen, was Ali empfand? „Mischt sich das Unsterbliche auch in das Sterbliche, um uns zu ermuntern und zu begeistern? rief er aus. Warst du nicht nur ein Traum; bist du auch die Belohnung, die mich erweckt und die mir folget? „ —

Er fiel nieder vor Freude. Ihm strömten Thränen von den Augen. Die Fee wohnte hinfort ununterbrochen bey ihm.

Seine Tage waren, wie im Schimmer des Morgenlichtes, wann die Sonne schon über die Berge herauf steigt, vor ihr die Abgründe sich erhellen, und der Reiz ihrer Stralen noch die fernen Spizen vergoldet.

V.

Fortsetzung

der Gedanken von der Freyheit über Gegenstände des Glaubens zu philosophieren

in einem Schreiben an Herrn P. Z***.

Sie melden mir, daß die beyden Aufsätze von der Freyheit über Glaubenssachen zu philosophieren — die im Jenner und März des T. Merk. dieses Jahres erschienen sind — oder vielmehr die Freyheit die ich mir selbst in diesen Aufsätzen genommen, meine Gedanken über Freyheit zu denken, Toleranz, Religion, Dämonismus, Priesterkünste, reines und verfälschtes Christenthum, und andre unter diese Rubrik gehörige Dinge mit wohlmeynender Offenherzigkeit herauszusagen, von einem großen Theile der Leser des T. M. freundlich aufgenommen worden sey. Sie setzen hinzu: man sey nicht zufrieden gewesen, sich in Erwartung der versprochenen Fortsetzung dieser Betrachtungen schon in zwey Monatsstücken getäuscht zu sehen: und Sie fodern mich auf, meine Freunde nicht länger auf die Erfüllung meines Versprechens warten zu lassen.

Was soll ich Ihnen hierüber sagen, mein lieber Z. Hoffentlich trauen Sie mir zu, daß ich den guten Willen, womit meine Freunde aufnehmen was ich aus gutem Willen gebe, in sein gehöriges Fach zu legen wisse, und von der großen Entbehrlichkeit meiner Gedanken über dergleichen Gegenstände so überzeugt sey, als es der strengste meiner ungeneigten Leser (denn ich kann doch nicht lauter geneigte verlangen)? nur immer seyn kann. Schwerlich kann jemand besser wissen als ich selbst, wie wenig es möglich ist, über diese Dinge, zumal in unsern Tagen, wo seit mehrern Jahren von so vielen so vieles davon geschrieben worden, etwas Neues zu sagen. Indessen ist auch wahr, daß verständige Leser über Gegenstände dieser Art nichts neues erwarten, sondern — aus innerm Gefühl, daß sie eine der wesentlichsten Anliegenheiten der Menschheit betreffen, und daher nie zuviel beherziget, nie zu oft von allen ihren Seiten und in jedem möglichen Lichte gezeigt werden können — zufrieden sind, wenn sie entweder in der Vorstellungsart oder dem Vortrage dessen, der sich darüber hören läßt, etwas finden, das diesen Dingen, worüber man immer geschrieben hat, und immer schreiben wird, weil sie immer interessant waren und ewig interessant bleiben werden, einigen Anstrich von Neuheit zu geben scheint. Immer wird man dem Manne gerne zuhören, der sich darüber als einer Sache woran ihm und uns gelegen ist, unbefangen und offenherzig mit uns unterhält, und wiewohl er

uns

uns nichts neues offenbaret, uns wenigstens nichts sagt, als was er selbst gedacht oder empfunden hat.

Bey allem dem, lieber Herr und Freund, giebt es uns ein unfröhliches Gefühl, wenn man nicht umhin kann sich selbst zu sagen: daß man, mit allem seinem guten Willen etwas zum gemeinen Wohl der Menschen beyzutragen, am Ende doch immer nur leeres Stroh dresche, Wasser mit einem Siebe schöpfe, in den Sand schreibe, Böcke melke und Mohren bleiche. — Was haben sich, nur bloß in diesem unserm Jahrhundert, die hellesten und gesundesten Köpfe in Europa nicht zerarbeitet, um die schädlichen und schändlichen Ueberreste der alten Barbarey wenigstens unter den cultivirtesten Völkern unsers Welttheils wegzuräumen? Um hier nur Ein Beyspiel zu geben: wer wird jemals ein besseres und allgemeiner gelesenes Buch über die Toleranz schreiben, ihre Vortheile wahrer darstellen, die Einwürfe, die man gegen sie macht, gründlicher widerlegen, die Verbindlichkeit zu derselben unwidersprechlicher darthun, die abscheulichen Folgen der Intoleranz und des Religions-Zwanges nachdrücklicher durch auffallendere und schrecklichere Beyspiele schildern, als es Voltaire gethan hat? Sollte man nicht denken, Wahrheiten, von denen mit solcher Evidenz, solcher Energie, bewiesen wird, daß es Wahrheiten sind, und daß das Wohl der Staaten und des ganzen menschlichen Geschlechtes auf ihnen beruhet, müßten nun —

wenigstens von allen, die nicht ein handgreifliches Interesse darunter haben sich ihnen entgegen zu setzen — allgemein anerkannt werden, und tausendfache Früchte tragen? Und doch wurden wenige Jahre, nachdem die Welt so trefflich belehrt, gerührt und erbaut worden war, die Abrahamiten in unsern Tagen mit Knitteln aus dem Schoos Abrahams heraus in den Schoos de notre Mere sainte Eglise hineingeprügelt! wurde in unsern Tagen zu Parma ein fürchterliches Inquisitions-Tribunal errichtet! wird in einer der ersten teutschen Reichsstädte der Tag, worin durch die eminenteste Majorität beschlossen wird, daß die Protestanten kein Bethaus in dieser Stadt haben *sollen*, gleich als ob die Republik an diesem Tage von ihrem Verderben gerettet worden sey, mit Sang und Klang und allgemeinem Jubiliren gefeyert! — Was hälfe es noch mehr Beyspiele zu häuffen? Wozu ein unverständiger Religionseifer viele der angesehensten Personen in Frankreich, bey Gelegenheit der armseligen Toleranz, die man den Protestanten aus bloßen Finanz-Rüksichten angedeihen lassen wollte, hingerissen hat, ist bekannt. Und doch rühmen wir uns der Aufklärung unsrer Zeit! Und Voltaire selbst glaubte das große Werk zu Stande gebracht zu haben, rasselte mehr als einmal auf dem windichten Triumphwagen der Gloria über die dummen Köpfe seiner Gegner weg, schleppte die Bilder des Aberglaubens, der Intoleranz, der

Re-

Religionswuth an die Räder desselben gefesselt hinter sich her — und glaubte diese Ungeheuer selbst auf immer entwafnet und gefesselt zu haben!

„Wozu hälf es dir, dich täuschen zu wollen? flüstert mir mein guter Genius zu: Nie, so lange die Menschen — Menschen bleiben, wird das Licht die Finsterniß völlig verschlingen! Nie wird die Vernunft einer kleinen Anzahl über die Unwissenheit, die Imbecillität, die taumlichte Imagination, die Armuth des Geistes und die Schwäche des Herzens der größern Anzahl die Oberhand gewinnen. Nie werden ganze Völker anders als nach den greulichsten Erschütterungen, und auch alsdann nur in einzelnen Stücken, und selbst hierin nur eine Zeitlang ihr wahres Interesse einsehen lernen, und dieser Einsicht getreu bleiben. Immer wird ein großer Mann einen Zeitgenoßen oder Nachfolger haben, der wieder einreißt, was jener gebaut hat. Schon keimen im Schoos der Zukunft neue Gothen, neue Sarazenen und Türken, neue Gregore von Nazianz und Gregore von Rom, um die Werke der menschenfreundlichen Musen wieder zu vernichten, und die Welt wieder in die finstre Barbarey zurückzustürzen, woraus diese wohlthätige Schuzgötter der Humanität sie gezogen hatten. — Aber diese Umwälzungen der immer in andern Gestalten wiederkehrenden Vergangenheit, dieser ewige Kampf des Guten und Bösen, dieses Zerstören, dessen was da ist, um dem was wer-

 den

den soll Platz zu machen, gehört nun einmal zu der großen Ordnung der Dinge, deren Plan euch Sterblichen eben so unübersehbar, als die Hand, die seine Ausführung leitet, verborgen ist. Euch gebührt es, euch in die Nothwendigkeit zu fügen, und ohne Ungeduld oder Läßigkeit zu thun, wozu ihr euch berufen fühlt. Wie Lucian, da er in seinem Traumgesichte mit der Pädeia, auf ihrem Wagen, durch die Lüfte fuhr, oder wie in der Fabel Triptolemus auf dem Drachenwagen der Ceres, streue du allerley guten Saamen auf die Erde herab, unbekümmert (denn du säest nicht für dich selbst) was für Früchte er bringen, ob er auf gutes Erdreich oder auf Sand, ins Wasser oder auf nackte Felsen fallen werde. Etwas davon wird immer aufgehen, vielleicht durch irgend einen Wind oder eine fortwälzende Welle in einen ganz andern Boden getragen, als wohin der Saame zuerst fiel, — Vielleicht erst lange wenn du nicht mehr bist."

Weg also, mein Freund, mit jenem unfröhlichen Gedanken! Und da wir nun doch (unsern kleinen häuslichen Zirkel ausgenommen) der Welt mit Nichts als unserm guten Willen dienen können, — so laß uns immer von Zeit zu Zeit etwas ausstreuen, wovon wir uns (wenigstens so gewiß als Menschen von etwas gewiß seyn können) überzeugt halten daß es gute Saamenkörner sind — und der Himmel lasse sie gedeihen oder nicht gedeihen, wie es die große Pepromene vorherbestimmt hat.

Sie

Sie haben gesehen, l. Z. daß meine beyden vorigen Aufsätze eine Reyhe von Thatsachen, die uns die Welt- und Religionsgeschichte an die Hand giebt, enthalten, welche uns, wenn sie vollendet ist, vermuthlich der Auflösung unsers Problems sehr nahe bringen wird. Aber ehe wir in der angefangenen Gedankenfolge fortfahren, wird es, um uns wieder gehörig zu orientiren, nöthig seyn, sowohl die Resultate des bereits gesagten, als die ersten Grundbegriffe, von welchen unsere Betrachtung ausgieng, so nahe zusammenzustellen, das wir sie im möglichsten Volllichte auf Einen Blick übersehen können.

Wenn eine gute Anstalt ihren Zweck so gröblich verfehlt hat, daß gerade das Gegentheil von dem was sie bewirken sollte, herausgekommen ist, so sind (wann ich nicht sehr irre) nur zwey Dinge zu thun: Man muß entweder die gute Anstalt völlig eingehen lassen — und dies wäre thöricht, wofern man nicht gewiß wäre, etwas anders an ihre Stelle setzen zu können, das den Nutzen, den sie schaffen sollte, gewisser und besser schaffen würde: — oder man muß so lange nachforschen, woran es liegt daß sie ihren Zweck verfehlte, bis man es ausfindig gemacht hat, und dem entdeckten Uebel alsdann durch die zweckmäßigsten Mittel aufs schleunigste abzuhelfen suchen.

Ist aber das Gute, aus welchem wider seine Natur Böses herausgekommen ist, von solcher Art, daß

es erstens nicht von uns abhängt, ob es daseyn oder nicht daseyn soll; ist zweytens die Sache so beschaffen, daß sich jedermann durch bloßes Aufthun seiner Augen überzeugen kann, das Uebel sey bloß daher gekommen, weil sich mit jenem Guten etwas Böses vermischt habe, das nicht nur die heilsamen Wirkungen desselben gehindert, sondern es durch seine Beymischung sogar in ein verderbliches Gift habe verwandeln müssen; und ist es endlich drittens eben so augenscheinlich, daß es völlig in unsrer Gewalt und im Grunde eine leichte und mit wenig oder gar keiner Gefahr verbundene Operation ist, dieses Böse, das so heillose Wirkungen gethan hat, von dem Guten, wenigstens bis auf einen solchen Grad der Reinheit des letztern, abzuscheiden, daß es nicht Menschenmöglich ist, es weiter darin zu bringen: so ist, däucht mich, die Frage: was also zu thun sey? für Leute die bey ihren fünf Sinnen sind, keine Frage mehr; und wenn (alles dies vorausgesetzt) dem Uebel gleichwohl nicht abgeholfen wird, so wissen wir wenigstens was wir von dem Verstand oder guten Willen der moralischen Aerzte und Apotheker, die zu Heilung unsrer moralischen Gebrechen angestellt sind, zu denken haben, u. s. w.

Lassen sie uns jezt die Anwendung dieser ziemlich unwidersprechlichen praktischen Grundsätze machen.

So weit uns die Geschichte in die ältesten Zeiten der Kinder Adams zurücksehen läßt, sehen wir Reli-

gion

gion und Aberglauben überall dicht neben einander aufwachsen, und diesen, gleich einer üppig aufschießenden Parasitischen Pflanze, jene umschlingen, ihr nach und nach allen Saft entziehen, und sogar durch seine Einflüsse den Früchten, wodurch sie dem Menschlichen Geschlechte wohlthätig seyn könnte, seine eigene giftige Beschaffenheit mittheilen.

Da hier schlechterdings alles darauf ankommt, uns von der Religion einen von allem Aberglauben, von allem was Hang zur Sinnlichkeit, Phantasie, Leidenschaften und Priesterkünste *) beygemischt haben, gereinigten Begriff zu machen: so kann ich mir unter diesem Worte nichts anders denken, als den Glauben an ein unerforschliches Urwesen, durch welches alle Dinge bestehen, und nach unveränderlichen Gesetzen der vollkommensten Gerechtigkeit oder (was eben dasselbe sagt) der vollkommensten Güte und Weisheit, in Ordnung erhalten werden — verbunden mit dem Glauben der Fortdauer unsers eigenen, uns nicht minder unerforschlichen Grundwesens, mit Bewustseyn unsrer Persönlichkeit und einem Fortschritt zu immer größerer Vollkommenheit, der durch unser Verhalten in diesem Leben modificiert wird.

*) Was ich unter diesen nicht liberalen Künsten verstehe hoffe ich in der ersten Abtheilung dieses Aufsatzes (T. M. Januar 1788. S. 87. u. 88. deutlich genug gemacht zu haben.

Von diesem Glauben behaupte ich: daß er 1) ein moralisches Bedürfniß der Menschheit sey;

2) Daß seine Wurzel so tief in unsrer Natur liege und gleichsam mit allen Fasern derselben so verschlungen sey, daß man, um sie im Menschen gänzlich auszurotten, den Menschen selbst zerstören müßte;

3) Daß er durch die Vernunft hinlänglich unterstützt werde, um den Nahmen eines vernünftigen Glaubens zu verdienen; und

4) daß er, in so fern er von Aberglauben oder Dämonisterey frey bleibt, nicht nur ganz unschädlich, sondern dem menschlichen Geschlechte höchst wohlthätig und in gewissen Sinne unentbehrlich sey *).

Unglücklicher Weise war es, in der Verfassung und den Umständen, worin sich die Menschen der ältesten Zeiten befanden, nicht möglich, daß ihre Religion, — wenn wir auch annehmen es sey eine Zeit gewesen, wo sie, so viel es die Schwäche des kindischen

*) Ich setze diese vier Propositionen, ohne hier den Beweis zu führen, als längst ausgemacht, und van allen, die dieser Aufsatz interessiren kann, anerkannt, voraus. Sollte jemand, dem es im Ernst um Wahrheit zu thun ist, neue Gründe zu haben glauben, diese Sätze für nicht so ausgemacht zu halten, als ich: so würde ihre Mittheilung und Untersuchung unfehlbar den Nutzen haben, die bezweifelte Wahrheit in ein neues Licht zu setzen.

schen Alters der Menschheit zuließ, einfältig und rein war — sich lange in dieser Lauterkeit hätte erhalten können. Rohe sinnliche Menschen, verlangten einen sichtbaren und palpabeln Gott. Durchdrungen von einem mächtigen aber dunkeln Gefühl des Göttlichen in der Natur, aber unfähig, dieses Gefühl zu einem reinen Vernunftsbegriff zu erheben, füllten sie die ganze Welt mit göttlichen Wesen an, und bildeten sich ihre Götter nach ihrem Bedürfniß. Sie hatten Götter nöthig, die zu ihnen herabstiegen, mit ihnen sprächen, sich ihrer Angelegenheiten annähmen, ihnen jagen und fischen hälfen, im Kriege vor ihnen herzögen, ihnen in zweifelhaften Fällen sagten was sie thun oder nicht thun sollten u. s. w. Da sie soviel von ihren Göttern verlangten und erwarteten, fanden sie es billig, auch auf ihrer Seite etwas für die Götter zu thun, und ihnen ihre Dankbarkeit und Ehrfurcht durch Opfer, Gelübde, Schenkungen, Denkmäler, Tempel, Statuen, u. s. w. zu bezeugen. Unvermerkt gewöhnten sich die Menschen an die Vorstellung, daß sie alles Gute, was ihnen die Natur und der Zusammenhang der Dinge freywillig oder als die Frucht ihres eigenen Verstandes und Fleisses schenkt, als willkührliche Geschenke gewisser Gottheiten betrachteten. Aber die Natur war von jeher beynahe eben so geschäftig, den Menschen Böses als Gutes zu thun — alle dem Menschen schädliche und verderbliche Naturwirkungen wurden also ebenfalls den Göttern zugeschrieben. Erdbeben,

Ueber-

Ueberschwemmungen, Mißwachs, Hunger, verderbliche Seuchen, schreckende und die Hofnung des Landmanns zerstörende Gewitter, u. s. w. wurden als Ausbrüche ihres Zorns betrachtet, der durch bekannte oder unbekannte Vergehungen und Beleidigungen gereizt worden sey. Dies gieng endlich so weit daß bey vielen Völkern sogar gewisse lasterhafte Leidenschaften und Handlungen, wenn sie ungewöhnliches Unglück über ganze Familien und Völkerschaften brachten, als Folgen des Zorns irgend einer beleidigten Gottheit betrachtet wurden.

Götter, die auf so vielfältige Art in das Schicksal der Menschen verflochten waren, von denen man so viel hoffte, und soviel fürchtete, die man so oft zu versöhnen hatte, oder seinen Unternehmungen günstig machen wollte, konnten nicht lange ohne Priester d. i. ohne Mittelspersonen, Procuratoren und Sachwalter der armen Sterblichen bey jenen höhern Wesen, — und Priester nicht lange ohne Theologie seyn. Da die Vernunft nur sagen kann was Gott nicht ist, aber auf die Frage, was er sey, in Verlegenheit geräth, und entweder stammelt oder verstummet: so brauchte es eben keinen großen Künstler, um die ganze Theologie der Vernunft auf ein Hirsenkorn zu graviren. Natürlicher Weise konnten Priester sich mit einer so compendiösen Götterkenntniß nicht behelfen: sie mußten mehr von ihren Principalen wissen als gemeine Menschen,

schen, und woher hätte ihnen diese geheime Wissenschaft kommen können als von den Göttern selbst? Diese offenbarten sich ihnen in Träumen, durch Erscheinungen, oder auf andere Art, und bald sahe man aus dieser übernatürlichen Quelle jene berühmten priesterlichen und magischen Wissenschaften entspringen, auf welche die Philosophie freylich nie gekommen wäre, wozu sie aber doch wenigstens den Schlüssel hat: die Theorie der guten und bösen Geister, der himmlischen, elementarischen, und höllischen Dämonen; die Wissenschaft der Opfer, Expiationen und Initiationen; die Wissenschaft sich die höchsten Götter gnädig, die guten Dämonen günstig die bösen unterwürfig zu machen; die Wissenschaft Träume auszulegen und zukünftige Dinge aus gewissen Zeichen, wodurch die Götter sie uns andeuten, vorherzusagen; die Wissenschaft durch Amulete, Zauberworte, Zauberlieder, und andere geheimnißvolle Mittel Krankheiten zu heilen, u. s. w. So wurden die Priester nach und nach zu Wahrsagern, Zeichendeutern, Aerzten, und Wundermännern; so kam das Schicksal ganzer Völker, das Glück und Unglück der Familien und sogar das Leben der Menschen in ihre Gewalt; so bemächtigten sie sich der zwey stärksten Triebfedern der menschlichen Natur, der Furcht und der Hofnung, um über unwissende Wilde und Barbaren unumschränkt zu herrschen; so wurde aus Religion Dämonisterey, aus Priesterthum Magie, und beyde walteten, unter allerley Gestalten,

Nah-

Nahmen und Modificationen, über den Erdboden: als die christliche Religion entstand, und durch eine beym ersten Anblick erstaunliche, bey genauer und unbefangener Untersuchung aber sehr begreifliche Revolution, der Vielgötterey in dem ganzen Umfang des alten römischen Reichs ein Ende machte, um auf die Trümmer der alten Religion eine neue Art von Hierarchie zu gründen, die sich zwar anfangs durch die wohlthätigsten Absichten ankündigte und beliebt machte, aber nur zu bald durch die Leichtigkeit, womit sie sich der Herzen zu bemächtigen gewußt hatte, die Schwäche der Menschen und die Stärke ihrer eigenen Hülfsmittel kennen lernte, uud dadurch verleitet wurde, die Macht eines gewissen wundervollen Doppelschlüssels so weit auszudehnen und mit so wenig Discretion zugebrauchen, daß ihr Einfluß und ihre Oberherrschaft endlich drückender, schädlicher, grausamer und verderblicher für die Humanität und die bürgerliche Gesellschaft wurde, als es der offenbar in seiner eigenen unverlarvten Gestalt herrschende Dämonismus und Magismus je gewesen war.

Man weiß — bringt es aber öfters bey den wichtigsten Gelegenheiten viel zu wenig in Anschlag — wie mächtig Gewohnheit und Vorurtheile in denen wir aufgewachsen sind, über den gemeinen Menschenverstand tyrannisiren: und wie sollten sie, — sie, die uns fähig machen gegen das Zeugniß unsrer eigenen

Sin:

Sinne zu glauben, — nicht die Gewalt haben unsere Vernunft zu fesseln, und uns z. B. in einem Buche, für dessen Buchstaben man uns schon die tiefste Ehrfurcht eingeprägt hat, ehe wir den Sinn und Geist desselben zu fassen, ja nur zu ahnden fähig waren, nicht Dinge verborgen bleiben lassen, die einem jeden ganz unbefangenen Menschen beym ersten Lesen desselben in die Augen springen? Es soll mich also nicht wundern, wenn das, was ich jezt sagen werde, vielen meiner Leser anstößig seyn sollte; wie wohl es darum (wenigstens meiner innigsten Ueberzeugung nach) nicht weniger wahr ist — und das ist: daß zwischen dem Geist und Zweck Jesu, — so wie er sich uns in dem grösten Theile der vier Evangelien darstellt, in welchen alles was wir von seiner Person und Geschichte wissen enthalten ist, — und zwischen einigen Dingen, die Er gesagt und gethan haben soll, eine so auffallende Disharmonie, ein so starker Widerspruch obwaltet, daß es beynahe unmöglich, und wenigstens gegen alle Regeln der gemeinen Kritik ist, zu glauben, daß Er diese leztern Dinge wirklich gesagt und gethan habe. Meine Gedanken über dieses Phänomenon ausführlich zu entwickeln, würde mich hier zu weit führen, und bleibt auf eine andere Gelegenheit ausgesezt: ich sage also, zu meiner dermaligen Absicht, nur so viel, und hoffe, daß wenigstens mancher der die Evangelien mit etwas mehr als gewöhnlichem Nachdenken gelesen hat, (denn gewöhnlich werden sie ohne alles Nachden-

ken gelesen) darin mit mir einstimmig seyn werde: daß Christus zwar die Religion seines Volkes habe reinigen und verbessern, aber keine eigentlich neue Religion, noch weniger eine neue politische Religionsverfassung, am allerwenigsten aber die, welche mehrere Jahrhunderte nach seinen Tode, auf dem von seinen Jüngern schon gelegten Grunde nach und nach aufgeführt wurde, habe stiften wollen. Die Religion von welcher er zugleich Lehrer und Vorbild war, die welcher der Nahme der christlichen, d. i. der Religion Christi, im eigentlichsten Sinne zukommt, ist kein Institut das einen Theil bürgerliche Verfassung ausmacht, sondern bloße Angelegenheit des *Herzens*; sie ist ganz auf das Verhältniß zwischen Gott, als allgemeinem Vater der Menschen, und diesen, als seinen (gutartigen oder verkehrten, gehorsamen oder wiederspänstigen) Kindern gegründet; sie erhebt das dunkle Gottesgefühl, das der menschlichen Natur angebohren und eigen scheint, zu der einfachsten, humansten, der Gottheit würdigsten, und dem Bedürfniß der Menschheit angemessensten Vorstellung von Gott, reinigt sie von allem dämonistischen und magischen Aberglauben *) und macht sie in

*) Daß dieß der Geist der Lehre Christi, und das unwidersprechliche Resultat ihrer Grundbegriffe sey, wird schwerlich jemand, der sie unmittelbar aus der Quelle geschöpft hat, läugnen können. Warum ist aber diese Quelle selbst nicht von allem dämonistischen Schlamme rein? Gewiß war es Christus: aber nicht seine Jünger, denen

in jeder menschlichen Seele, in welcher sie lebendig und herrschend wird, zu einer unversieglichen Quelle von grenzenlosem Vertrauen auf Gott, von Liebe alles Guten, von allgemeiner Humanität, von aushaltender Stärke im Unglück, von Mäßigung und Bescheidenheit im Wohlstand, von Geduld im Leiden, von Geringschätzung alles dessen, was uns die Weisheit gering schätzen lehrt, von innerm Frieden des Herzens, Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen und immerwährender Hofnung einer bessern Zukunft. — Seine Religion war wahre Theosophie, im einfachsten Sinne dieses Wortes. — Gott war ihm Alles in Allem, Alles in der Natur, Alles ist Ihm Selbst. Daher das Reich Gottes, dessen Annäherung er ankündigt, wozu er alle Menschen einladet, wozu alle berufen, aber wenige auserwählt sind: weil ihm unverborgen war, daß nur wenige Menschen so einfältigen Sinnes und guten Willens sind, um mit ganzer Seele in

denen er und seine Lehre, ungeachtet ihrer Anhänglichkeit an seine Person, gewissermaßen immer ein Räthsel geblieben zu seyn scheint. Er wurde von ihnen getrennt, ehe er sie von allen Vorurtheilen und Wahnbegriffen ihres Volkes und ihrer Zeit hatte reinigen können. Eben darum (glaube ich) versprach er ihnen den Geist, der sie in alle Wahrheit leiten sollte. Aber dieser Geist wohnt nur in reinen Herzen, und zog sich vermuthlich von dem Augenblick zurück, da sie sich einfallen ließen, an die Brüder zu Antiochia, Syria und Cilicia zu schreiben: es gefällt dem heiligen Geist und Uns u. s. w.

in diese seine Vorstellungsart und Gesinnungen ein-
zugehen und ihm in Allem diesen, — d. i. in allem,
was er mit den weisesten und besten Menschen, die je-
mals lebten, gemein und was er vor ihnen voraus
hatte, — gleichförmig zu werden, und also den Nah-
men seiner Jünger im eigentlichen Verstande zu ver-
dienen. Alle konnten und mußten dazu eingeladen
werden: aber die Natur der Sache brachte es mit sich,
daß diejenigen, die wirklich mit Ihm Eines Sinnes
und Geistes waren, nur eine kleine Gesellschaft von
Brüdern, eine Art von Orden (wenn ich so sagen
darf) ausmachten, — wie ehemals die Jünger
des Pythagoras, oder wie die Essener unter den Ju-
den — und eben in dieser kleinen Anzahl und in der
Einförmigkeit ihres innern Sinnes, lag der Grund
der brüderlichen Gleichheit, die er unter ihnen eta-
blirte, und der engen liebevollen Verbindung, worin
sie, als Kinder Eines Vaters, unter einander lebten
oder leben sollten.

Indem ich mir diese Vorstellung von der Religion
Christi und von der ersten Brudergemeine, deren
Stifter er war, mache, begehre ich keineswegs zu
läugnen, daß es in der Folge nicht möglich sollte ge-
wesen seyn, eine mit den Grundsätzen und der Moral
Christi übereinstimmende Volk- und Staats-Religion
zu gründen, die von allem dämonistischen und magi-
schen Aberglauben rein hätte bleiben können: ja, ich
glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich sage, daß sich
gar

sogar eine auf jene Grundsätze gebaute hierarchische Religionsverfassung denken (nur nicht so leicht ins Werk stellen) lasse, die von allen Priesterkünsten, aller tyrannischen Priestergewalt, Herrschaft über die Gewissen, Unterdrückung der Vernunft, Intoleranz, ungebührlicher Einschränkung der Vorstellungen, die man sich von den übersinnlichen und unbegreiflichen Dingen zu machen habe, von aller Möncherey u. s. w. mit Einem Worte, von der ganzen Litaney der Mißbräuche, die seit so vielen Jahrhunderten unter der sogenannten Christenheit im Schwange giengen, frey wäre; — wie denn etwas diesem ähnliches seit den Zeiten der Königin Elisabeth in England zu sehen ist. Wie schön aber auch das Ideal seyn möchte, welche man auf diese Möglichkeit bauen könnte, dies wenigstens ist unwidersprechlich: daß von Constantinus M. Zeiten an (ja schon lange zuvor) das Christenthum und seine kirchliche Verfassung sich von dem Geiste dessen, nach welchem es sich nannte, immer mehr und mehr entfernte, — daß es endlich beynahe in allem das Gegentheil dessen wurde, was es hätte seyn sollen, — und daß eine allgemeine gründliche Verbesserung endlich der große Gegenstand einer (wiewohl fruchtlosen) Kirchenversammlung, und der sehnliche Wunsch aller Layen, ja sogar eines beträchtlichen Theils des Klerus wurde.

W.

(Der Beschluß künftig.)

VI.

Ueber eine Recension in den Göttingischen gelehrten Anzeigen.

So wenig sich ein Wahrheit liebender Schriftsteller aus unverständigem Lobe macht, eben so wenig wird er sich für beleidigt halten, wenn er gerechten Tadel erfährt. Denn die öffentliche Kritik der herauskommenden Bücher soll ja eben die Ideen und Urtheile ihrer Verfasser prüfen und berichtigen, und dadurch ein heilsames Reiben der Köpfe an einander befördern. Wem es also um Ausbreitung nützlicher Einsichten zu thun ist, der wird nie durch gerechten, wenn gleich unsanften Tadel sich für gekränkt ansehen. Aber das thut wehe, wenn man aus Mißverstand, rühre er nun aus Mangel an Aufmerksamkeit oder Aengstlichkeit her, schief beurtheilt wird, und ohne dazu Veranlassung gegeben zu haben, gehässige Vorwürfe erhält, die uns in den Augen Gutdenkender, die nicht von der Sache, wovon die Rede ist, unterrichtet sind, herabsetzen müssen. In diesem Falle und nur in diesem Falle, glaube ich, muß man sich öffentlich vertheidigen. Und man ist dazu um so vielmehr verbunden, wenn das ungerechte Urtheil über eine Schrift von Männern, die das Publikum für kompetente Richter hält, oder wenigstens von Leuten, denen jene ihre Autorität leihen,

hen, herrührt. Das ist auch der Fall, worinn sich der Verfasser der Preisbeantwortung auf die von Hrn. Salzmann aufgeworfene Frage: ob es recht sei, die Erklärungen von Jesus Lehre zu Glaubensartikeln zu machen? in Rücksicht auf eine Recension befindet, die im 7ten Stücke der Göttingischen gelehrten Anzeigen vom Jenner dieses Jahres enthalten ist. Ich kann daher nicht umhin, darüber einige Erinnerungen zu machen.

Recensent gesteht, daß die Gründe der Vertheidiger symbolischer Anstalten von dem Verfasser der Preisschrift unpartheiisch und richtig vorgetragen sind, nur habe er den von jenen gemachten Unterschied zwischen Rechtmäßigkeit und Zuträglichkeit der symbolischen Bücher übersehen, welches einen nachtheiligen Einfluß auf seine ganze Beantwortung äussere.

Ich bitte aber nur das Buch aufzuschlagen und S. 11 — 14 nachzulesen, wo ich des Unterschiedes, den die Symboliker zwischen Rechtmäßigkeit, und hypothetischer Nothwendigkeit, oder Zuträglichkeit, (wie der Recensent will, machen, erwähnt habe. Diesen vorgegebenen und auch wirklichen Nutzen der Symbole habe ich im VIII. §. S. 68 — 85 besonders beleuchtet.

„Hieße es nicht, sagt Rec. ferner, mit dem Eide spielen, ähnliche unnatürliche Erklärungen der Eidschwüre, veranlassen, und dadurch ihre ganze Heiligkeit

 unter=

untergraben, wenn man, wie der Verf. der Preis-
schrift will, den Eid auf die symbolischen Bücher bei-
behielte, aber ihm den Sinn gäbe, daß der Lehrer nie
stillestehen, sondern immer weiter forschen solle, wie es
die Verf. der symbolischen Bücher gemacht haben?"
Weiß denn Recensent nicht, daß man dergleichen Be-
schuldigungen nicht so unüberlegt hinschreiben müsse?
Weiß er denn nicht, daß jede eidliche Verpflichtung
für den, der sie übernimmt, nur in dem Sinne ver-
bindlich ist, welchen der ihr giebt, der sie auflegt?
Wenn ich also sage: der Staat solle jedem angehenden
Religionslehrer die symbolische Verpflichtung in dem
Sinne des ächten Protestantismus erklären lassen, will
ich denn, daß mit dem Eide gespielet werde? u. s. w.
Weiß Recensent nicht, was in Göttingen selbst in die-
ser Rücksicht sich zugetragen hat? Herr D. Leß war,
wie bekannt ist, im Begriffe sein Amt niederzulegen,
weil er den Anfang des sogenannten Athanasianischen
Glaubensbekenntnisses: Wer diesen Glauben nicht hat,
der kann auch nicht selig werden, — mit seiner Ueber-
zeugung von der Seeligkeit rechtschafner Nichtchristen
nicht vereinigen konnte; aber es kam nicht dazu, weil
man ihn an den seel. Walch, der ein guter Symboli-
ker und ein gewissenhafter Mann war, verwieß. Die-
ser erklärte das: wer diesen Glauben nicht hat u. s. w.
durch: wer ihn verwirft ꝛc.; und nun war Herr Leß
mit Recht beruhigt, denn er hatte die Erklärung des
Sinnes seiner Verpflichtung von einem Manne, dessen

Auto-

Autorität die, welche sie ihm aufgelegt hatten, anerkannten.

„Recensent wünscht auch eine Aenderung unser symbolischen Anstalten, aber das scheint ihm klar, daß sie auf meinem Wege nie werde und könne erhalten werden. Die Wahrheit unsers symbolischen Lehrbegriffs schlechtweg läugnen, selbst der heil. Schrift das göttliche und untrügliche Ansehen eines immerwährenden Glaubensprincipiums absprechen: das macht aus einer Streitigkeit eine Menge andrer, und beleidigt, anstatt zu gewinnen."

Sind das nicht harte Beschuldigungen? Müßten die nicht sonnenklar aus meiner Schrift erwiesen werden können? Und doch wird kein aufmerksamer und sachkundiger Leser den geringsten Grund dazu in meiner Schrift finden. Wo ist denn von mir die Wahrheit unsers symbolischen Lehrbegriffs schlechtweg geleugnet? Steht nicht vielmehr S. 43 mit dürren Worten: ich will die von der christlichen Kirche eingeführten und beybehaltenen Symbole nicht in ein falsches Licht stellen, ich will nicht zu verstehen geben, daß man zu den Zeiten, als sie verfertigt wurden, gar nicht über Religion gedacht habe; vielmehr, ist vorzüglich in manchen viel wahres und brauchbares enthalten ꝛc. — Wie flüchtig muß also Recensent meine Schrift durchgeblättert haben!

Und wo habe ich selbst der heil. Schrift das göttliche und untrügliche Ansehen eines immerwährenden Glaubensprincipiums abgesprochen? Oder wo habe ich geäussert, wie er am Ende seiner Recension sagt, daß ich samt den symbolischen Büchern auch die Bibel ab- abgeschaft wissen wolle?

Bedachte Recensent nicht, daß ich ein öffentliches Lehramt bekleide, daß sein Urtheil über meine Schrift Leute zu Gesichte kommen könnte, die es für wahr halten, weil es sich von einer berühmten Universität herschreibt und mit Genehmigung einer Akademie der Wissenschaften gedruckt ist? Bedachte er nicht, wie sehr er also die Wirksamkeit meines Amtes zu hindern im Stande wäre? Mußte er denn nicht als Menschenfreund, wenn er auch mich nicht misverstanden hätte, sich behutsamer ausdrücken? Fiel ihm nicht wieder ein, was er doch Anfangs selbst erwähnt, daß Hr. Teller in Berlin, Hr. Hufnagel in Erlangen und Hr. Kranichfeld zu Langensalze meiner Schrift den Preis zuerkannt haben? Würden diese Männer, wovon die erstern beyde durch Schriften zu Beförderung einer richtigen Erklärung der heil. Schrift und mithin auch der Achtung gegen dieselbe rühmlich bekannt sind, so günstig über meine Schrift geurtheilt haben, wenn solche Kruditäten, als er bemerkt haben will, sich darin fänden? Hätte er also wenigstens nicht noch einmal ins Buch sehen und sich fragen sollen: verstehst du auch, was du liesest?

Ich sage in meiner Schrift: die heil. Schrift ist nicht die einzige Norm des Denkens und Redens über Religion, nemlich in dem Verstande, daß man der Vernunft als Erkenntnißquelle der Religion entbehren könnte. Daraus folgere ich: also ist in der heil. Schrift die Religion nach ihrem ganzen Umfange nicht enthalten, sondern nur der Stoff dazu der Vernunft zur Bearbeitung darin gleichsam niedergelegt. Jener Satz ist nicht einmal wider unsre symbolischen Bücher. Denn wenn es in denselben heißt: die heil. Schrift ist die einzige Erkennntisquelle und Norm der Religion, so wird das immer im Gegensatze der Tradition, des Pabstes und der Concilien, und niemals im Gegensatze der Vernunft genommen. So kann und darf es auch nie genommen werden. Denn da auch das vollkommenste positive Gesetzbuch nie so vollständig seyn kann, daß man nicht in diesem oder jenem einzelnen Falle zu allgemeinen Grundsätzen des Naturrechts, also zur Vernunft seine Zuflucht nehmen müßte, um zu entscheiden, was Recht ist; so kann man auch bey Bestimmung dessen was allgemeine positive Religion ist, ohngeachtet wir darüber die vortrefflichsten Urkunden haben, der Vernnnft als Erkenntnisquelle nicht entbehren, zumal da die Urkunden mehr Geschichte der Religion sind, in die die Theorie, ganz der Denkungsart und den Bedürfnissen des damaligen Zeitalters angemessen, eingeflochten ist. Das dünkt mich, ist sonnenklar. Habe ich also etwas behauptet, woraus

 folgt

folgt, daß ich der Bibel das göttliche und untrügliche Ansehen eines immerwährenden Glaubensprincipiums absprechen und sie abgeschaft wissen wolle? — Ja, habe ich nur etwas unerhörtes gesagt? Oder muß es nicht jeder, der in den Vorstellungsarten und der Sprache der Theologen orientiert ist, so auslegen: Man muß nicht an dem Buchstaben der Schrift kleben, sondern sich an ihren Geist halten, nach demselben folglich sie nicht nur erklären, sondern auch näher bestimmen und entscheiden, was darin Religion für alle Zeiten und Menschen ist? Und wenn ich behauptet habe, daß wir der Autorität der Bibel mehr als sonst entbehren können, und noch mehr werden entbehren lernen; ist denn das nicht wahr? Sind nicht geoffenbahrte Wahrheiten schon Vernunftwahrheiten geworden? Werden und sollen und müssen sie's nicht noch mehr werden? Ist wohl mehr Aufklärung über Religion zu erwarten, wenn man nicht die Lehren und Vorschriften derselben dem Verstande und dem moralischen Gefühle der Menschen so nahe zu bringen sucht, daß auch der grosse Hauffen ihre Wahrheit und Brauchbarkeit mehr einsieht und empfindet, ohne allein Rücksicht auf ihre Autorität zu nehmen? Folgt aber daraus, daß wir der Autorität der heil. Schrift je im Ganzen entbehren können? Habe ich nicht hinlänglich genug vorgebeugt daß man dergleichen nicht daraus folgern solte? Habe ich nicht S. 55. 56 ausdrücklich gesagt: die Bibel ist uns noch immer die glaubwürdigste Urkunde von dem,

was

was Gott zur Aufklärung, Veredlung und Beglückung der Menschen von Zeit zu Zeit auf eine ausserordentdeutliche Art gethan hat; sie ist uns noch immer das Repertorium der Anfangsgründe aller wahren Religion, und giebt uns den brauchbarsten Stoff zum Nachdenken über Gott und unsre Bestimmung; sie enthält die Creditive derjenigen, die Gott mit Fähigkeit und Muth ausrüstete, die Welt auf jene Wahrheiten, ohne welche der gröste Theil ihrer Bewohner in seiner geistigen und moralischen Ausbildung viel weiter zurück seyn würde, früher aufmerksam zu machen, als sonst geschehen wäre; sie sind in dieser letztern Rücksicht vermöge der ihnen deswegen anklebenden Autorität die Stütze der Erwartungen und Hoffnungen für denkende und Nichtdenkende ꝛc. — Ich fodre den Göttingischen Recensent auf, mit mehr gegründeter Hochachtung von der heil. Schrift zu sprechen, und doch soll ich sie abgeschaft wissen wollen! Einige sonderbare Aeusserungen des Recensenten, daß man zuletzt bey der Frage von der Abschaffung der Symbole nicht auf ihre Rechtmäßigkeit, sondern blos auf ihre Zuträglichkeit sehen müsse, daß es aber auch nicht hinlänglich sey, zu zeigen, daß sie Unruhen und Verwirrungen angerichtet haben und noch anrichten, wie Hr. Brastberger und ich gethan hätten (wir haben aber gezeigt, daß sie, ihrer Natur nach, dergleichen auch anrichten müssen, je konsequenter man nach denselben handelt) diese Aeusserungen, sage ich, mag ich nicht weiter erörtern, sondern will

sie

sie der Philosophie des Recensenten zu verantworten überlassen.

Allein eine Recensenten-Flüchtigkeit, um mich aufs gelindeste auszudrücken, kann ich zum Beschlusse nicht ungerügt lassen. Ich hatte nemlich ein Fragment eines Glaubensbekentnisses mit eigenen Worten der Schrift eingerückt, das wegen seiner Illokalität völlig falsch ist, in keiner andern Absicht, wie ich ausdrücklich bevorwortet hatte, als um es recht anschaulich zu machen, daß die Vernunft entscheiden müsse, was in der Schrift allgemeine Wahrheit sey. Den Anfang davon setzt nun Recensent her, und weil da einige poetische Ausdrücke vorkommen, die ich mitgenommen hatte, um die Stelle nicht zu zerreissen; so zieht er auf mich los. Aber darauf folgen Worte, die ich ausdrücklich in Klammern eingeschlossen hatte, um dadurch anzuzeigen, daß sie, (wie andre Ausdrücke, die ich um der Verbindung willen einschob), nicht in der Bibel ständen; und siehe da, Rec. übersieht die Zeichen der Parenthese, ruft aus, wo steht das in der Schrift? und setzt, ohne sich zu schämen, hinzu: so ist auch das Uebrige!

Ich glaube, daß ich diese Rechtfertigung meiner Schrift mir selbst schuldig sey, und hoffe vielleicht dadurch zu bewirken, daß die Göttingischen gelehrten Anzeigen, deren Urtheile auch im theologischen Fache sonst ein-

einsichtsvoll, unpartheyisch und billig genannt worden sind, diesen Ruhm künftig nicht so aufs Spiel setzen mögen, wie seit kurzem geschehen ist. Ein Gegenstück zu der Recension über meine Schrift ist die über Herrn Oberkonsistorial Silberschlags Buch von der Versöhnungslehre, in welchem jeder ein Feind Christi heißt, und der Seligkeit verlustig erklärt wird, der die Schrift über dieses Dogma nicht so auslegt, wie er; aber das hindert Recensenten nicht, zu versichern, daß er mit allen Freunden der Wahrheit sich freue, daß Herr Silberschlag die Vertheidigung dieser und anderer angefochtenen Lehren übernommen habe.

J. Chr. Weland,
Prediger zu Braunschweig.

Hrn. G. R. Leuchsenrings Erklärung über eine Stelle in nachbenanntem Buche.

Man hält fast überall den Herrn Hofrath Zimmermann in Hannover für den Verfasser einer Schrift: Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit Ihm, kurz vor seinem Tode, von dem Ritter von Zimmermann. Es wird mir schwer zu glauben, daß der gute Zimmermann, der i. Jahr 1785, als ich das Vergnügen hatte, mich mit ihm über Friedrich den Zweyten, über Catharina die Zweyte, über Gesetzgebung und Nationalerziehung, über Schwärmerey und Mißbrauch der Religion zu politischen Absichten, über Religionsvereinigung und den fortdaurenden Einfluß der Jesuiten zu unterhalten, mich so warm

warm seiner Freundschaft versicherte, und mir aus seinem Buche über die Einsamkeit Stellen vorlas, um zu beweisen, daß er im Wesentlichen mit mir übereinstimme; es wird mir schwer zu glauben, sage ich, daß dieser liebe und gute Zimmermann fähig gewesen sey, einen Mann, der in Ruhe zu leben wünscht, und dem er mündlich und schriftlich versprach, daß er ihn immer verehren und lieben werde, vor einigen Jahren bey Friedrich dem Zweiten, und seit kurzem bey dem ganzen Publico zu verläumden. Als ich mit Herrn Zimmermann über jene Materien sprach, bat ich ihn, wenn er jemals gut fände, von diesen Dingen seine Meynung zu sagen, meines Namens nie zu gedenken, weil ich mir schon allerley Verdrießlichkeiten dadurch zugezogen, daß ich meine Gesinnungen über die herrschenden Schwärmereyen zu laut geäußert hätte. *Zimmermann* gab mir sein Ehrenwort hierüber, nicht nur mündlich, sondern wiederholte es auch schriftlich. — Wer aber auch der Verfasser dieses Buchs seyn mag, so bitte ich ihn mir nicht zu verübeln, wenn ich in gelinden und leichten Worten, wahr und klar, sanft und fest erkläre: daß in jeder Zeile die mich betrift, sich wenigstens Eine Unrichtigkeit befinde, welches für einen — modischen Anekdotensammler eben nicht viel ist. Der Verfasser erzählt z. E. von allerley Argwohn, und sagt: dieß alles ist die Erfindung eines Herrn Leuchsenring. Ich sage: dies Alles ist nicht die Erfindung eines Hrn. Leuchsenring — ist nicht einmal, so wie es dasteht, seine Meynung. Auch habe ich nie, weder in Hannover noch anderswo, für geheime Orden geworben, u. s. w., Aber was ich freylich nicht läugnen kann, ist, — daß ich in alle liebenswürdige Weiber ein wenig verliebt bin.

Oui, mes amis, oui je suis trés coupable,
Et j'en conviens quand j'ai de bons momens.

Je

Je pretends bien changer avec le temps,
Mais jusqu'ici le mal est incurable,

Doch begreife ich nicht, wie dieses mit der Erfindung, welche ich gemacht haben soll, zusammen hange, und noch weniger, wie diese Nachricht in ein Buch über Friedrich den Großen komme. Vielleicht erkläre ich mich nächstens deutlicher. Berlin, den 26sten May 1788.

Leuchsenring.

Inhalt
des zweyten Vierteljahres.

April.

May

May.

Junius.

Anzeiger
des
Teutschen Merkur.

Junius 1788.

I. Neue Bücher.

1) Die Insel, von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, Leipzig bey G. J. Göschen 1788. Mit einem Motto aus dem Plato: Das Schöne zum Guten.

Schon des hohen Plato und des sanften Xenophon erhabene Träume oder Dichtungen von einer fehlerfreyen Staatsverfaßung, in welcher der Arme wie der Reiche sich seines Lebens freuen und seiner menschlichen Rechte ungestöhrt genießen könne, zeigen, wie gern ein reiner Geist sich mit solchen Träumen der Weisheit beschäftige; und wie viel Vergnügen ein edles Herz an solchen Dichtungen über menschliche Glückseligkeit finde. Sich eine große Familie denken, die eine wilde, fruchtbare Gegend bewohnt; von keiner Ungerechtigkeit gedrükt, von keinem Laster verführt wird, sondern voll Friede, Gesundheit und Stärke der Arbeit ihrer Hände genießt; die durch ihre kluge Verfassung Jahrtausende lang in ungestörter Glückseligkeit fortdauert, und gleich einem Strome, der zwischen hohen Ufern geht, weder in ihrem friedlichen Wege gehemmt, noch durch Ueberschwemmung verderblich werden kann: sich die Verfassung dieser Glücklichen in ihrem ganzen Umfange denken und bis auf die ersten Ursachen entwickeln, ist ein Vergnügen, mit welchem

von jeher die besten Menschen ihr müdes Herz gestärkt haben, wenn sie über die Ungerechtigkeit und verderblichen Laster, von denen die Menschheit leidet, im Stillen trauerten. Träume waren diese menschenfreundlichen Dichtungen deßwegen, weil, wie die Erfahrung aller Zeiten gezeigt hat, keine wirkliche Verfassung eines Volks alle mögliche Vollkommenheiten in sich vereinigen kann: so wie nirgends auf einer einzigen glücklichen Aue alle schöne Blumen und nüzliche Gewächse bey einander gedeihen mögen; und zweytens, weil auch die vollkommensten menschlichen Einrichtungen viel zu veränderlich und vergänglich sind, als daß sie in der Reinigkeit, welche die ersten Stifter ihnen gaben, lange dauern könnten. Im Gefühl dieser Wahrheit, daß auf dieser Erde jedes Ding sein Maaß des Steigens und des Fallens habe, nennt daher auch der H. V. seine Dichtung von der glückseligen Insel, deren schöne Beschreibung er uns hier mittheilt, einen Traum, den des Menschen Geist zwar denken aber nicht erfüllen könne.

Sophron, durch Erziehung, Unglück, Reisen und Freundschaft zu einem Weisen gebildet, beschäfftiget sich mit dem Unterrichte einiger Jünglinge. Sie besuchen ihn auf einer kleinen anmuthigen Insel, welche die Donau irgendwo in Schwaben umfließt, und halten mit ihm allerley Gespräche der Weisheit. Die Schönheit und Stille der Gegend leitet ihre Unterredung endlich auf die Glückseligkeit, welche eine große Familie genießen würde, die in Unschuld und Friede, abgeschieden von den übrigen Menschen, in einer solchen anmuthigen Insel lebte. Sophron, der die Unterredung führt, mahlt diesen Gedanken nach und nach immer reicher aus, bis er ihn zur lieblichen Dichtung von einem irdischen Paradiese erhoben hat. Wenig Gesetze aber reine Sitten; Gleichheit des Standes und des Vermögens, Weis-

hen

heit ohne Wissenschaft; Freyheit und strenge Ordnung durch väterliche Zucht, Unterricht und Leibesübung; Geschäftigkeit ohne Handel, Regsamkeit ohne Geld, sind die Grundzüge seines schönen Gemähldes. Weder wild noch verzärtelt gleicht sein Völkchen an Unschuld den Patriarchen im Moses, an Beschäftigung und Fröhlichkeit den Einwohnern von Othaka oder den Inseln des Alcinous, an Stärke und Muth aber den Helden Ossians.

Es ist für den Leser kein kleines Vergnügen, der Entwickelung zu folgen, und mit eignen Augen zu sehen, wie Sophrons Geist dies alles auf das innigste vereiniget. Kleine lachende Gemählde, starke Gedanken, zarte Empfindungen, wie z. B. in den Kapiteln von Weibern, der Dichtkunst und der Musik, sind Reize, die jeden Leser, auch wenn er mit Sophron nicht immer einerley Sinnes seyn sollte oder könnte, reichlich entschädigen werden.

Auf diese Gespräche folgen Gedichte, in dem Geiste dieses glücklichen Völkchens, gesungen, welche die Unschuld, Beschäftigungen und Freuden desselben beschreiben und das ganze Gemählde mit ihren lieblichen Farben gleichsam vollenden- Die schüchterne Liebe ist voll Zärtlichkeit, Unschuld und Wahrheit; die späte Reue in einigen Gemählden lebendig, in einigen zart und voll Natur, wie z. B. das Verscheuchen der Tauben. Die Seefahrt erfüllt das Herz mit zärtlichem Schrecken, welches aber bald in Freude und Befriedigung übergeht. Der Wechselgesang hat Erfindung in der Anlage, und Edelmuth in der Wendung. Die Hochzeitfeier ist schöner Wiederhall von den Liedern des alten Jonischen Sängers, wenn er die Gesundheit, Stärke und kindliche Fröhlichkeit der unverdorbenen Menschen seiner Zeit und seines Landes beschreibt. Dort schlangen sich Tänze, dort schallten Gesänge bey Festen.

Dort bildete der Jäger seinen Bogen aus den Hörnern der Gemsen, die er von dem Gipfel des Felsen schoß, und rühmte sich seiner Stärke, diesen gewaltigen Bogen zu spannen Dort endlich hüpften die Kinder und Enkel und Väter und Mütter, wenn sie ihren Freudentag begingen. In keiner andern Zeit, an keinem andern Orte vereinigten sich Zartheit und Stärke, Unschuld und reife Männlichkeit, Sanftheit und Muth so innig und lieblich, als in den Zeiten und in dem Lande Homers. Im Ossian ist schon alles trauriger und trüber, und beynahe möchte man sagen wilder.

Das Lied eines jungen Mannes ist voll Saft nnd Gesundheit, wie ein junger aufstrebender Baum. Aura, eine Erzählung in Prosa, hat sehr viel Empfindung, die sich in eine Menge schöner Bilder ergießt. Die Feier der Schöpfung, eine Hymne in abwechselndeln Chören am Morgen gesungen. „Es war Nacht und wird Tag. So war einst vor der Schöpfung Stille und Schweigen. Wer lebte, wer dankte da Gott? die Engel. Allein auch sie wurden geschaffen. Der Ewige war allein von seinen Gedanken umgeben, wie die Sonne, ehe sie den Geschöpfen aufgeht, von ihren Strahlen. Die Morgenröthe bricht an. So brach einst der Anfang der Schöpfung hervor und Leben quoll aus dem ewigen Strome der Liebe. Zahllose Geschöpfe fühlten, genossen; aber nur Geister und Menschen freuten sich und dankten. Die Sonne geht auf, von allen erwartet und begrüßt. Sie ist da und strahlt in herrlicher Pracht. Alles verschönert und erquickt sich an ihrem warmen Licht, blinde Greise fühlen ihren Schein und werden wieder jung, Wer giebt ihnen allen den Athem der Freude? Der ewige Vater, der für die Blumen und für die Sonnenheere sorgt. Er liebt sie alle; darum preisen sie ihn alle. Er liebt auch uns und gab uns seinen Sohn;

darum

darum preiset ihn unser Gesang„. Dieß sind die Gedanken, welche in einer wohlklingenden, eines solchen Liedes würdigen Sprache gesungen werden.

Z.

---

2) Volney's Reise nach Syrien und Egypten in den Jahren 1783, 84, 85. Aus dem französischen übersetzt. Jena bey Joh. Mich. Mauke. Erster Theil mit zwey Landcharten; die eine von Egypten, die andere von Syrien.

Der Werth und die Vortreflichkeit dieser Reisebeschreibung sind schon so allgemein entschieden und anerkannt, daß wir es für überflüßig halten, derselben noch eine besondere Lobrede zu halten. Der V. machte diese Reise aus Wißbegierde auf seine eignen Kosten. Da er auf derselben kein anderes Geschäfte hatte, als alles merckwürdige zubetrachten, so ward es ihm, wie er sagt, leicht, viel neue noch unbemerckte Dinge zu betrachten. Er hielt sich lange Zeit zu Kairo auf; da er aber zuviel Schwierigkeiten fand das Innere von Egypten zu bereisen, so gieng er nach Syrien. Hier lebte er acht Monate in einem Syrischen Kloster bey den Drusen, um sich zuerst eine genaue Kenntniß der arabischen Sprache zu erwerben, welche den mehresten Reisebeschreibern vor ihm gemangelt hatte. Mit diesem nothwendigen Hülfsmittel hinlänglich versehen durchreisete er Syrien ein ganzes Jahre lang und untersuchte alles mit eignen Augen. Nach seiner Zurückkunft verglich er seine Beobachtungen mit demjenigen, was schon andere vor ihm über diese Länder gesagt hatten, und brachte seine eignen Bemerkungen, Verbesserungen und Zusätze in große allgemeine Gemählde: um durch diese Zusammenstellung desjenigen,

 was

was zusammen gehört, einen desto bestimmtern Begrif von dem Ganzen zu geben; welche Absicht er auch allenthalben durch seine meisterhafte Schreibart zum Vergnügen seiner Leser vollkommen erreicht hat.

Der Raum verstattet uns nicht, alles Neue und Schöne, woran diese Reisebeschreibung so reich ist, weitläuftig anzugeben; wir können aber versichern, daß es der Mühe werth sey, sich mit derselben bekannt zu machen. Der V. beschreibt zuerst den physischen und dann den politischen Zustand dieser Länder. Er liefert eine genaue Erzählung von den neuesten Staatsveränderungen, nach deren wahren Ursachen und Umständen er sich bey den glaubwürdigsten Personen sorgfältig erkundigte. Seine Beschreibung von dem Mamlucken- oder Sclavenregiment, dem einzigen und sonderbarsten, das jemahls war, so wie auch von der Gestalt, dem Ursprung, und der Lebensart der *verschiedenen Einwohner*, sind voll reicher, treffender Bemerkungen. Von seinen Gemählden der Natur aber sind einige beynahe herrlich zu nennen, so lebendig, groß und glänzend treten sie hervor; wie z. B. die Beschreibung des heißen Windes, der Heuschrecken, der Gebirge von Syrien, des Kamels, und der Araber der Wüste. Wenn Genauigkeit, Richtigkeit und Wahrheit nicht die vornehmste Absicht des Verf. wäre, so würde der entzückte Leser oft in Zweifel gerathen, ob nicht manches verschönert sey: mit soviel Kunst und Darstellungskraft weiß dieser V. die einzelnen Theile seiner Schilderungen zu ordnen und zu verbinden.

Die Uebersetzung ist fließend und treu; zwey der vorzüglichsten Eigenschaften, welche man von dem Uebersetzer eines solchen Schriftstellers verlangen kann. Auch der Stich von beyden Charten ist schön.

Z.

---

3) Leipzig, Im Verlage der Dykischen Buchhandlung: Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von Schaz. 504 S. 8.

Goldoni, ein Schriftsteller, dem Italien einen reinen und regelmäßigen Geschmack im Dramatischen Fache verdankt, der, abgerechnet was man seinem Zeitalter und den Eigenthümlichkeiten seiner Nation zu gute halten muß, einer der fruchtbarsten und arbeitsamsten Köpfe war, die es gegeben hat, der während seiner theatralischen Laufbahn hundert und funfzig Schauspiele in Prosa und Versen geliefert und bis zu Gozzis unverdientem und kurzwährendem Triumpf von den Italienern beynahe angebethet wurde, tritt hier auf und erzählt die Geschichte seines Lebens, und die Art und Weise, wie er sich bildete und das wurde, was er theils war theils noch ist. Schon dadurch erhalten diese Memoires ein großes Interesse, daß sie ein zwey und siebzigjähriger Schriftsteller aufgesezt hat, der so unendlich viel während seinem Leben gesehen und erfahren haben muß. Außerdem aber haben sie noch diesen Vorzug, daß sie uns mit der Verfassung des Italienischen Theaterwesens bekannt machen, und andere kleine Nachrichten mittheilen, die die Erziehung und häusliche Lebensart der Italiener charakterisiren, und also, da sie zur Bestimmung ihres National-Charakters beytragen, nicht minder interessant und lehrreich sind. Seine Geburt schon kündigte ihn als einen künftigen dramatischen Schriftsteller an. Er wurde unter Festen, Komödien und Opern gebohren, die sein Grosvater, der in Venetianischen Diensten bey der Handelskammer stand, seinen Nachbarn auf seinen Landgütern gab; und sein Vater trug das seinige dazu bey, diese Vorbedeutung in Erfüllung zu bringen, da er ihm in seinen Erhohlungsstunden durch Marionetten-Unter-

terhaltung zu verschaffen suchte, und dadurch dem jungen Geiste gleich in den ersten Jahren einen theatralischen Schwung gab. In seiner frühesten Jugend las er nichts als Komödien und Opern, und schrieb sogar schon in seinem achten Jahre eine Komödie, die so gut war daß sie niemand für das Produkt eines achtjährigen Knaben halten wollte. Und so beherrschte ihn immer die Leidenschaft für das Theater, leitete ihn sein ganzes Leben hindurch, und führte ihn endlich nach Frankreich, wo er sich in einem sehr hohen Alter durch ein in französischer Sprache geschriebenes Lustspiel Ruhe, Achtung und Bequemlichkeit erwarb. Da in diesem Buche allenthalben Goldonis Dramatische Talente durchscheinen, da er alle seine Begebenheiten mit lebendiger Darstellung und einer ihm eigeneu Laune erzählt und ausmahlt, und der Schauplatz der Handlung sich oft an den Höfen kleiner Theaterkönige, dem *gewöhnlichen* Sitz der Intrigue und Kabale befindet: so können wir dem Leser von diesen Memoires eine sehr angenehme Unterhaltung versprechen. Auf diese ersten Band sollen noch zwey andre folgen, die Goldonis Leben bis zu seinem achtzigsten Jahre, in dem er jezt steht, beschreiben und eine Geschichte aller seiner Theaterstücke enthalten werden, und welchen Herr Schatz einen vierten von seiner eignen Arbeit: über Goldoni und seine Werke nachfolgen lassen wird. Die Uebersetzung ist (wenige Kleinigkeiten abgerechnet) überhaupt leicht und fließend. Rec. findet nichts daran auszusetzen, als daß zu weilen die Sprache zu sehr ins Gesuchte fällt, wenn sie natürlicher Dialog werden soll; welchem Tadel aber Herr Schatz dadurch auszuweichen sucht, daß er in der Vorrede sagt: um nicht platt zu reden, habe er diesen Fehler begehen müßen, weil unsre Sprache keine eigentlichen vertrauten Redensarten (façons de parler familieres) enthalte. Rec. gesteht, daß er nicht recht begreiffen könne, was Hr. S. damit

mey=

meyne; und daß eine ziemliche Anzahl anerkannter guter Schriftsteller, von Gellert und Rabener anzufangen, ihm einen sehr augenscheinlicher Beweis zu führen scheinen, daß es unsrer Sprache an façons de parler familieres, die nicht platt sind, nicht fehle. Uebrigens sehen wir den folgenden Bänden mit Vergnügen entgegen.

S.

---

4) Erzählungen von Anton-Wall nach Marmontel, erstes Bändchen. Leipzig bey Göschen 1787. 376 S. 8. mit einem niedlichem Titelkupfer von Gregory.

Soviel Gutes wir auch von den schriftstellerischen Talenten des liebenswürdigen Anton-Wall zu erwarten gewohnt sind, so wenig vermochten wir dem Wettkampfe, in den er sich bey der gegenwärtigen Arbeit mit Marmontel eingelassen hat, ohne alle Besorgniß für seinen aufblühenden Autorruhm entgegen zu sehen. Mit desto lebhafterer Ueberzeugung und größerem Vergnügen unterschreiben wir daher das einstimmige Urtheil, mit welchem ihm von kompetenten Richtern der Preis zuerkannt worden, und wünschen ihm und unsrer Sprache zu diesem Siege um so mehr Glück, jemehr wir die Schwierigkeiten des Problems: die *Contes moraux* in der Verteutschung an Urbanität, Eleganz, und selbst an Leichtigkeit und Geschmeidigkeit des Ausdrucks zu übertreffen, einzusehen glauben. Uebrigens läßt sich der Werth der Marmontelschen Erzählungen kaum bestimmter und richtiger charakterisiren als im folgenden Urtheile, daß der Ver-

fasser in der Vorrede einem seiner Freunde in den Mund legt. „Ein guter Freund hatte mir schon längst gesagt, Marmontels moralische Erzählungen sähen den übrigen gleichzeitigen Produkten der sinkenden schönen Litteratur unsrer Nachbarn gar nicht ähnlich; er hatte mir behauptet, sie wären in ihrer Art klassisch, und konnten selbst jungen teutschen Schriftstellern zu guten Mustern dienen, wofern junge teutsche Schriftsteller nicht schon an und für sich selbst gar keiner Muster bedürfen; und er hegte sogar die profane Meynung, daß eine einzige solche Erzählung, so leichtsinnig auch bisweilen ihr Aeusserliches aussähe, dennoch unter derjenigen Classe von Lesern, die man zusammen die große Welt nennt, oder mit andern Worten, unter dem vornehmern Theile der Bewohner vollgedrängter Hauptstädte und Residenzen, oft hie und da einen ernsthaftern und festern Entschluß bewürkte, als jemals *ganze* Bände von Graudisonen und Clarissen, in denen man nicht seines Gleichen wieder fände, und aus deren Tugenden sich höchstens unsre kleinen Bürgerinnen das Wort weibliche Delikatesse gemerkt hätten, welches sie dann in der vollen Unschuld ihres Herzens für die Fertigkeit erklärten, uns armen Schelmen ihren Handschuh zum Küssen zu reichen.

R.

---

5) Beyspielsammlung zur Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften von Johann Joachim Eschenburg, Herzogl. Braunschweig. Hofrath und Prof. am Karolino zu Braunschweig. Erster Band 460 S. Zweyter Band 448 S. gr. 8. Berlin bey Friedrich Nikolai 1788.

Daß diese Beyspielsammlung unter den vielen und beträchtlichen Verdiensten des Herrn Eschenburgs um unsre Lit-

Litteratur keineswegs das geringste sey, werden sowohl die Lehrer, die sich bey ihren Vorlesungen über die schönen Wissenschaften seines treflichen Lehrbuches bedienen, als auch und vorzüglich die Zuhörer derselben mit Dank erkennen. Für den Vortheil der letztern hätte wohl nicht besser gesorgt werden können, als da sie nun in Stand gesetzt sind, ihren Geschmack mit mehr Muße, als es bey den Vorlesungen möglich ist, und an einer größeren Anzahl von Beyspielen zu üben, die von einem so einsichtsvollen Kenner mit Rücksicht auf ihren Leitfaden gewählt sind. Ob das Buch nicht den Bedürfuissen des größern Theils derjenigen, für die es bestimmt ist, angemessener geworden wäre, wenn sich H. E. blos auf Beyspiele aus teutschen Dichtern, oder höchstens noch aus den alten Griechen un Römern, eingeschränkt hätte, getraut sich Recensent hier nicht zu entscheiden. Dieß scheint ihm indessen unwidersprechlich, daß die Bekanntschaft mit der französischen, italienischen und englischen Sprache, zumal eine Bekanntschaft, wie sie zum Lesen der Dichter unentbehrlich ist, bey dem beträchtlicheren Theile unsrer auf Schulen und auch auf Universitäten studierenden Jugend vielmehr zu wünschen als vorauszusetzen sey.

R.

Anzeigen.

1) Sammlung der Gedichte des Herrn Kosegarten.

Der Buchhändler, Herr Ernst Martin Gräff, in Leipzig, hat, durch meinen Auftrag berechtigt, eine Sammlung meiner vorzüglichsten Gedichte auf die Michaelismesse dieses Jahrs angekündigt. Die Ferne meines Aufenthalts hat ihn ohne Zweifel gehindert, mir seine Anzeige vor dem Abdruck derselben mitzutheilen, sonst würde ich ihn

in

in den Stand gesetzt haben, eine bestimmtere Nachricht von meinem Vorhaben zu geben, als ihm gegenwärtig, da er das Manuscript noch nicht ganz in Händen hat, möglich war. Zur Ergänzung seiner Anzeige dienet daher diese Nachricht.

Die neue Ausgabe meiner Gedichte wird in 2 Octavbände, und sechs Bücher vertheilt seyn. Jedes derselben wird mit einem längern epischen oder lyrischen Stücke beginnen, und in dessen Gefolge eine Reihe kürzerer philosophischen, erotischen, erzählenden, mahlenden, und lehrenden Inhalts liefern. Aus meinen in meiner frühesten Jugend herausgegebenen Samlungen (Melancholien, Thränen und Wonnen, Lieder und Elegien) werd ich kaum den vierten Theil aufnehmen, und auch diese werden so umgearbeitet erscheinen, daß sie für neu gelten können. Auch die Stücke im Musäo (Ralunken, Fräulein von Garmin, Rithogar und Wanda) werden starke, die Stücke in den Musanallmanachen, geringere Veränderungen erleiden. Meine prosaischen Arbeiten, (Psyche, Schauspiele, Reden u. s. w.) welche ich theils der Vergessenhett, theils einer künftigen Samlung bestimme, bleiben völlig ausgeschlossen.

Uebrigens verspricht der Herr Verleger Schreibpapier, lateinische Lettern, und möglichste Korrektheit des Drucks. Den Preis des Werkes bestimmt er für die Pränumeranten zu 1 Rthlr. 8 gr. für die Nichtpränumeranten zu 2 Rthlr. Zum peremtorischen Termin der Unterzeichnung sezt er den Junius.

Unterzeichnet wird in den Buchläden und andern gewöhnlichen Orten. Meine Freunde und Correspondenten ersuche ich, zu sammeln, und ihre Sammlungen mir un-

die

mittelbar zu übersenden. Das 10te Exemplar ist frey, wie gewöhnlich.

Geschrieben zu Wolgast im Schwedischen Pommern, am 23sten Februar 1788.

Ludwig Theobul Kosegarten,
der Weltweisheit Doctor, der Stadtschule zu Wolgast Rector.

---

2) Gedichte des Herrn Bürde.

Ich bin gesonnen, eine Sammlung von neuen Gedichten herauszugeben, welche aus Liedern, die mit Allegro und Penseroso abwechseln, aus kleinen Erzählungen im Volkstone, einigen moralischen Meditazionen, Episteln, u. s. w. bestehen, und einen mäßigen Band in klein Octav ausmachen wird. Da der Weg der Subscription, jetziger Zeit, eine ofne Heerstraße ist, auf der jeder seine Waare, wär es auch nur ein Körbchen poetischer Blumen, zu Markte fährt: so will ich mich auch in diesem Stücke nach dem fügen, was Zeit und Sitte mit sich bringt. Es kommt also nur noch darauf an, ob die Sache selbst beym Publico Eingang finden, und so viel Theilnehmung erwecken wird als erforderlich ist, um mich einigermaßen im voraus gegen den tragicomischen Seufzer: oleum et operam perdidi! zu sichern.

Diejenigen Freunde, die aus gutem Willen, mich auswärts durch gefällige Mitwirkung bey meinem Vorhaben unterstützen wollen, ersuche ich, ihre Subscribenten, um Weitläuftigkeiten zu vermeiden, Einen Gulden Preuß. Courant, den Fridrichs d'or zu 5 Rthl. 6 gr. gerechnet, voraus zah-

zahlen zu laßen, wofür die Exemplare Postfrey bis Leipzig, Berlin und Hamburg geliefert werden sollen. Die Nahmen werden vorgedruckt, müßen aber bis Ende Junius an mich oder an die hiesige Löwesche Buchhandlung eingesandt werden. An letztere können sich auch die Herren Buchhändler mit ihren etwannigen Bestellungen wenden. Auf 10 Exemplare erhält man das 11te frey. Für Sauberkeit und Correctheit des Drucks und Pappiers soll die möglichste Sorgfalt getragen werden. Breslau den 13ten März 1788.

S. G. Bürde,
Königl. Cammer-Sekretair.

---

3) Mit dem Anfange d. J. 1788. ist ein Journal unter dem Titel: **Monatliche Hefte zur Beförderung der Kultur,**

in Commission der Schmidtischen Buchhandlung herausgekommen. Alle 2 Monate erscheint ein Stück von 5-7 Bogen. Man pränumerirt bis Ende Junii auf den Jahrgang 2 Rthlr. C. M., und erhält dafür die Schrift geheftet, im Hannöverischen Postfrey. Ohne Pränumeration ist der Preis 3 Rthlr.

Ungedruckte Original-Auffsätze, die sich auf Kultur (veredelte Empfindung für alles was gut und recht ist, gute Sitten, wahre Aufklärung) beziehen, und bey sorgfältig geprüfter innerer Güte, angenehme Unterhaltung gewähren, sollen in abwechselnder Form mit einem Anhange geliefert werden. Dieser Letzte fängt mit dem 3ten Stücke an. Er giebt theils kurze Anzeigen und Bemerkungen über manche Gegenstände, Vorfälle und Schriften, welche auf Kultur nähern Einfluß haben, theils nimmt man auch gegen-

gen Vergütung, kleine Anfragen ans Publikum, und unentgeldlich, kurze rathgebende Antworten darauf an, die aber beyde blos ins Gebiet der Litteratur, practischen Moral, Psychologie und Erziehung gehören müssen, wie z. B. welche Schrift über eine gegebene Materie der Erziehung nachzulesen sey? oder ob nicht gegen ein einzelnes Unglück und besondere Fehler Hülfe in Vorschlag gebracht werden könne?

Jedem Schriftsteller, der einen zweckmässigen Aufsatz postfrey einsenden will, bietet man 6 Rthlr., den Louisd'or zu 5 Rthl. für den gedruckten Bogen: in dem Fall, daß er in den Heften wirklich erscheinet. Für kleine dichterische, auserlesene Stücke hat man sich, bis ein besserer erfunden seyn wird, den Maaßstab der Schätzung gewählet, daß 10 bis 20 Zeilen als voller Bogen, und 6 bis 8 Zeilen wie ein halber bezahlt werden sollen, wenn sie wirklich abgedruckt werden. Doch kann bisweilen ein guter Einfall allein 6 Rthl. gelten. Bezahlung dafür erfolgt bey dem 3ten und 6ten Stücke jedes Jahrs.

Ob es überflüssig sey, das Heer der Schriften dieser Art zu vermehren, — dieß ist eine Frage, welche blos die Güte der Ausführung entscheiden muß.

Pränumeration und frey übersandte Aufträge nimmt die Schmidtische Handlung zu allen Zeiten an, und die Beförderer dieser Unternehmung werden ersucht, die Anzeige gütigst zu verbreiten.

Wer sich bemühen will, Pränumeranten zu sammlen, bekömmt auf 10 ein, und auf 25 drey freye Exemplare, oder den Werth derselben. Papier und Druck ist wie in der Berliner Monatsschrift:

Die

Die Addresse ist: an die Expedition der monatlichen Hefte zu Hannover. Abzugeben in der Schmidtschen Buchhandlung.

Der Verfasser der Briefe über die Kantische Philosophie im teutschen Merkur, Professor Reinhold in Jena, arbeitet gegenwärtig an einer allgemeinen Theorie des Erkenntniß-Vermögens in welcher er die vornehmsten Resultate der Kritik der Vernunft systematisch vorzulegen, die beträchtlichsten unter den bisher dagegen vorgebrachten Einwürfen (ohne Polemik) aufzulösen, und dem Mißverständnisse der Prinzipien, als der gemeinschaftlichen Quelle derselben, in einem leicht verständlichen Vortrage zuvorzukommen hoffet. Gegen die Besorgniß daß er selbst vielleicht denn Sinn der Kritik der Vernunft verfehlt haben dürfte, glaubt er sich durch Herrn Kants Zeugniß im Januar und Februar des t. M. dieses Jahres, gesichert. Jena den 20. Junius 1788.